

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins
für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Wir bemerken, daß von nun an die Besprechungen historischer Werke als besondere literarische Beilage unserer Mittheilungen erscheinen werden und unter einer getrennten Redaktion stehen. Die Beilage erhält fortlaufende Nummer und eigene Pagination.

I.

A. Oesterreichische Geschichtschreibung.

3*) Frédéric II., Catherine et le partage de la Pologne. D'après des documens authentiques. Par Frédéric de Smitt.

Paris. Librairie R. Frank 67. Rue Richelieu. Berlin, Acher et Co. 20 Unter den Linden. 1861.

Die Geschichte der Theilung Polens erlangte durch die jüngsten Vorgänge für den Staatsmann wie für den Forscher einen neuen Reiz, während die Sache selbst der alte Jammer ist und bleibt, der „unheilvoll

Stets neues Unheil muß gebären.“

Der Verfasser hat in dem zweiten Theile der von ihm herausgegebenen Darstellung: „Suwarow und Polens Untergang“, die Verfassung Polens untersucht und die Unmöglichkeit nachgewiesen, daß ein Volk mit derartigen Begriffen von Freiheit und dem festen Willen sich dem Fortschritte der Zeit nicht zu fügen, wie die Polen, in die Länge existiren konnte. In dem vorliegenden Werke: Friedrich II., Katharina und Polens Theilung handelt es sich vorzüglich darum, den Antheil des preussischen Königs an dem polnischen Trauerspiele festzusetzen.

Hr. von Smitt theilt zum ersten Male den Vertrag K. Friedrichs mit Peter III. mit (1762), dem zwar durch die Entthronung des letzteren die Ratification fehlte, der aber die Grundlage des nachherigen Vertrags Friedrichs mit Katharina wurde und die Pandorabüchse alles Unheils war, das über Polen kam. Beide Fürsten kamen überein, daß Polen Wahlreich bleiben und die Umwandlung desselben in ein Erb-königreich, das einzige Mittel, dem unglücklichen Lande aufzuhelfen, nicht stattfinden sollte. Ein Piast, ja aber kein Sprößling des sächsischen Hauses sollte zum König von Polen erwählt

werden, beiläufig gesagt eine der vielen Beweise, wie viel sich Friedrich um die deutschen Interessen kümmerte. Der andere Punkt bezog sich auf der Unterstützung der Dissidenten, um dadurch steten Anlaß zu erhalten, sich in die inneren Angelegenheiten von Polen einzumischen. Darnach regelte sich sodann der Vertrag vom 31. März (11. April) 1764, welcher ausdrücklich besagte, daß kein Versuch die Regierungsform in Polen zu ändern (d. h. zu bessern) geduldet werden sollte. Die beiden edlen Seelen hatten sich gefunden, welche darin übereinkamen, in Polen nur das Fortwuchern der alten Mißbräuche, aber keine Abhilfe derselben zu dulden! „Zwei wichtige Erwerbungen, sagt der Verfasser, beschäftigten die Seele Friedrich's II., die von Schlesien und von Westpreußen. Zur ersten wandte er, als sich die Gelegenheit darbot, die Kraft und den Muth der Jugend an. Allein diese Eroberung wurde ihm kraftvoll bestritten und erst nach 23 Regierungsjahren, deren eine Hälfte in Streitigkeiten und furchtbaren Kämpfen verstrich, konnte er endlich Schlesien mit Freuden und Sicherheit sein nennen. Mit Westpreußen verhielt es sich anders. Die Lebhaftigkeit der Jugend war verschwunden. Die Weisheit des Alters und die Umsicht der Erfahrung waren an ihre Stelle getreten. Nicht mehr die Kraft, sondern die Hinterlist, nicht mehr die militärische Geschicklichkeit, sondern die Politik, die Kenntniß der Menschen und die Art sie zu leiten sollten ihn in den Besitz von Westpreußen setzen. Er wollte der Welt beweisen, daß, wie er der erste Feldherr seiner Zeit, er auch der gewandteste Staatsmann war; daß er zu erobern wußte und zwar nicht bloß mit Waffen, sondern auch durch die unerschöpflichen Hilfsquellen seines fruchtbaren Genies. Er hat es bewiesen (S. 73).— Die erste Ursache alles

*) Die Nummer bezieht sich auf die in den früheren Mittheilungen enthaltenen Besprechungen über oesterreichische Geschichte.

desjenigen, was an Bedrückungen oder Jammer über Polen kam, geschah nur auf Instigation K. Friedrichs. Er war es, der geschickt, bald durch Überredung und Schmeichelei, bald durch Aufstachelung der Leidenschaften oder durch Erregung des Eigennuzes Rußland zu seinen Plänen und geheimen Wünschen zu führen mußte.“ S. 105. Der Verfasser beweist nun aus den Schreiben des Königs selbst, welche er aus dem St. Petersburger Archive sich erholte, die Wichtigkeit seiner Behauptungen. Schon die erste Note vom November 1767 beweist, welche Gefahr Friedrich für sich, d. h. für seine Pläne Polen zu behandeln wie er 1740 Oesterreich behandelt hatte, in der Errichtung eines permanenten Rathes, auf welchen der König von Polen hinarbeitete, erblickte und wie er seinen ganzen Einfluß in St. Petersburg und Warschau aufbot, dieses Mittel, die polnische Verfassung zu bessern, zu hintertreiben. — Wir waren bisher gewöhnt die Kaiserin Katharina als die eigentliche Triebfeder alles Bösen anzusehen, das über Polen kam, und sicher ist, das Friedrich bei ihr meist geneigtes Gehör fand, wenn sie nicht seine Lehrerin war, sie wenigstens seine geneigte Schülerin wurde. Noch niemals ist uns aber die Gefahr, welche durch ein Bündniß Preußens mit Rußland den Nachbarstaaten Preußens drohte, klarer vor Augen geführt worden, als durch Smitt. Die innige Verbindung Friedrichs II. und seines Nachfolgers mit Rußland führte zur Theilung Polens; die Friedrich Wilhelm's III. mit K. Alexander zur Theilung von Sachsen. Es ist nach den neuesten Vorgängen nicht nothwendig, die Sache noch weiter auszuführen und man hat es wahrhaft als ein Glück für Preußens Nachbarstaaten anzusehen, daß die gegenwärtigen inneren Zerwürfnisse wenigstens etwas hindern, die eingewurzelte Theilungspolitik durch

den neuen Bund Preußens mit Rußland aufs Neue in Angriff zu nehmen.

Smitt hat durch sein Werk Oesterreich einen großen Dienst erwiesen und es wäre nur zu wünschen, daß sein Werk bei uns große Verbreitung und ernstes Studium fände. Der Raum hindert uns alle die Stellen anzuführen, in welchen der König auf Oesterreich zu sprechen kommt, das er, anstatt ihm einen Theil von Polen zuzuwenden, noch am 14. Juni 1771 mit einem Theile des venetianischen Gebietes (*cette lisière de l'état de Venise, qui les coupe de Trieste*) abzuspiesen gedenkt. (*pour les mettre en repos.*) In dem ersten Theilungsvertrage zwischen Rußland und Preußen ist eine Stipulation in Betreff gegenseitiger Unterstützung gegen Oesterreich vorhanden, wenn dieses wegen der Theilung Polens den König oder die Kaiserin angreifen würde. Fortwährend verwirft der König jede Idee, sich mit dem Wiener Hofe wegen der Erwerbungen in Polen zu verständigen und der Verfasser bezeichnet selbst die Epoche, von welcher an Oesterreich zur Theilung beigezogen wurde und dieses nun auch seinen Antheil verlangte, — December 1771! Daß K. Friedrich, als die Sache längst in Ordnung war, fortwährend that, als sei die Idee der Theilung Polens in ihm erst durch die Ansprüche Maria Theresia's angeregt worden, ist durch die Depeschen des Mr. Harris, nachherigen Lord Malmerbury, hinlänglich bekannt. Noch mehrere solche und ähnliche Publicationen und man kann es getrost den Geschichts-Sophisten überlassen, sich in der Vertheidigung Friedrich's II. vor Allen lächerlich zu machen, denen Recht und Gewissen nicht bloß als Spielwerke für Machthaber, sondern als ewige Normen für die Beurtheilung menschlicher Größen erscheinen.

4. Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Bd. XXIX. Erste und zweite Hälfte. Johannes Voigt, das urkundliche Formelbuch des königlichen Notars Henricus Italicus aus der Zeit der Könige Ottokar II. und Wenzel II. von Böhmen.

Herr Johannes Voigt, der verdienstvolle Historiker, veröffentlicht hiemit 189 Urkunden, welche er einem Königsberger Codex entnahm, und die er mit der Abschrift eines in Prag befindlichen Pergament-Codex verglich. Es ist dieß

eine Sammlung von Briefformeln — Briefsteller für Staatsmänner und Geschäftsleute — die einen Henricus Italus, auch Apulus, zum Verfasser oder Redacteur haben, und sich auf das letzte Drittheil des XIII. Jahrhunderts beziehen. Indem der berühmte Herausgeber die über Heinrich vorhandenen Nachrichten in der Einleitung abwägt, kommt er zu dem Schlusse, daß Heinrich von Isernia, welcher die Briefe Ottokars II. bis 1278 sammelte und seit 1273 königlicher Notar war und Heinrich der Italiener oder Apulier, welcher 1277 als Protonotar erscheint

und auch Wenzels II. Briefe sammelte, zwei verschiedene Persönlichkeiten gewesen seien. Die Beweisführung, welche gegen Palacký gerichtet ist, ist jedoch nichts weniger als einleuchtend, am wenigsten aber kann sie erschöpfend sein, so lange nicht festgestellt ist, wie sich die Brieffammlung Zdenko's von Trebitz aus derselben Zeit zu der des Heinrich verhalte und ob nicht erst durch diese neue und jüngere Sammlung die Meinung von der Verschiedenheit des Henricus de Isernia von dem Henricus Apulus ermöglicht ward? Wir müssen daher diese Frage trotz jener Erörterungen noch für eine offene erklären. Wenn aber nun Hr. Voigt S. 22 sagt: „Von bereits gedruckten Urkunden, die sich auch in unserer Handschrift befinden, ist nur eine kurze Überschrift gegeben und angezeigt, wo sie schon gedruckt ist. Wohl aber möglich, daß dies hier und da auch nicht vollständig geschehen ist, wo dem Herausgeber die Werke nicht zur Hand standen, in denen diese oder jene Urkunde gedruckt sein mag,“ — so werden wir mit dem gelehrten Herausgeber nicht rechten, wenn eine oder die andere minder bekannte Urkunde sich als gedruckt darstellen würde. Ein Versehen in dieser Beziehung kommt hundert Mal vor und wer kann denn alle gedruckten und ungedruckten Urkunden im Kopfe haben oder sich gleich zu den rechten Quellen wenden. Allein kam es uns bei der vorliegenden Publication schon S. 2 höchst seltsam vor, von einem Kaiser Konrad IV. zu lesen, — noch dazu neben einem König Rudolf von Habsburg, so wuchs das Staunen, als die erste gedruckte Urkunde wieder den Kaiser Konrad IV. an der Stirne trug, die fünfte und sechste ebenso und nun wirklich der Versuch hervortrat, uns mit einem Kaiser zu bereichern, von welchem die Geschichte nichts weiß. Indem wir uns aber, was den Inhalt dieser und der nachfolgenden Urkunden betraf, zu demjenigen Werke wandten, welches, wenn es sich um hohenstaufische Urkunden der späteren Zeit handelt, zuerst nachgeschlagen werden muß, zu den Briefen Peter's de Vineis, des Kanzlers Kaiser Friedrichs II. (ed. Iselin. 1740. 8.), so ergab sich, daß die erste Urkunde, welche als unedirt abgedruckt wurde (Inc. pacis et honoris nostri), dieselbe sei, welche mit der viel angemesseneren Version: Satis honoris nostri fastigia im VI. Buche der Briefe des Petrus de Vineis c. 4. (Iselin II. S. 171) steht. Die nächstfolgende habe ich bisher noch nicht gefunden. Die Dritte angeblich unge-

druckte des Formelbuches, inc. Licet ad quorumlibet, steht ebenfalls bei Iselin VI. c. 8 und zwar zu Gunsten Friedrichs von Antiochia, welcher wirklich der in der Urkunde erwähnte carissimus frater des Königs Konrad war. Daß aber Ywanus de . . Alba Celani et Laurenti comes, kein Bruder des angeblichen Kaisers Konrad war, Friedrich II. keinen Sohn hatte, welcher den slavischen Namen Zwan trug, ist mehr als gewiß, und jeder muß aufrichtig bedauern, daß eine derartige Bereicherung der hohenstaufischen Genealogie da zu finden sei, wo wir sie mit maßlosem Staunen bemerkten! Während ferner Iselin Alba und Celano als 2 verschiedene Grafschaften wohlweislich trennt, macht der Herausgeber nur eine: Alba Celano daraus, und zwar drei Male, S. 25 und in dem übrigens sehr unvollständigen Index. Die ganze Urkunde mit ihrem Zwan als Bruder Kaiser Konrads ist aber ein neuer Beweis, wie wenig man sich auf die Namen der Formelbücher verlassen darf. Urk. IV. inc. Nobile opus, dem Kaiser Konrad zugeschrieben, ist wieder bei Petrus de Vineis und zwar VI. c. 1 zu finden. Während es aber im akademischen Abdrucke im letzten Satze heißt: qui universitatem ipsam verbis inanibus (!) in invia deduxerunt fidelium . . et . . quos inter actus suos nepharios debeant etc. heißt es bei Iselin: qui universitatem ipsam verbis inanibus per invia deduxerunt, quos videlicet ut actus suos doleant etc. — sanximus exilio puniendos. Ein correcterer Wiederabdruck ist somit auch nicht erfolgt.

Wider unseren Willen sind wir genöthigt, weiter zu fahren. Urk. VI. wieder von Kaiser Conrad inc.: Opus in nobis und in der deutschen Überschrift dem Grafen Acerrarum (!) zugeschrieben, folgt bei Iselin der oben erwähnten VI. 1, S. 158 nach. Es giebt jedoch keinen Grafen Acerrarum, sondern der comes Acerrarum ist der Graf von Acerra! Das in dem akademischen Abdrucke angeführte Ja wird bei Iselin einfach als Jacobus bezeichnet, wie es auch bei Voigt erscheint. Urk. VII. inc. Regnantibus ist wieder bei Iselin zu finden. Sie füllt im akademischen Drucke mehr als 3 Seiten! Dieser Aufwand war unnöthig. Es ist das eine sehr bekannte, oft erwähnte Urkunde, welche bei Iselin VI. c. 9 vorkommt. Urk. VIII. inc. Ut si causarum, erscheint mit dem correcteren: et si causarum, jedoch ohne den Ort (Datum in Nuremberg) wieder bei Iselin VI. c. 7. Heißt es aber im akademischen Abdrucke

am Schlusse: *et in collectis et exactionibus publicis immunitate decennii se gaudeant incommutabiliter petiturum* (voraus geht *veniat*, *vescatur*, dann folgt *veniant*), und ist somit gesagt, daß derjenige, welcher nach Sicilien auswandert, dem Vergütigen entgegen gehe, zehn Jahre lang bitten zu dürfen, so heißt es correct bei Hslein: *se gaudeat incommutabiliter petiturum*. Zwischen Bitten und Erlangen ist ein Unterschied. Hs. IX. der akademischen Ausgabe ist wieder bei Hslein VI. c. 3. Inc.: *Satis nobis*.

Wir sind nicht zu Ende, allein wir brechen ab. Es wurde mit Recht oft schon bitter geklagt über die vielen Druckfehler, welche sich in akademischen Abdrücken finden, den Sinn

geradezu entstellen und den Herausgeber in den ungegründeten Verdacht irriger Darstellung brachten. Hier handelt es sich aber, wie wir gesehen haben, nicht blos um Druckfehler, sondern selbst auch um höchst mißlichen incorrecten Wiederabdruck von Urkunden, die seit 123 Jahren in den Händen aller Forscher sind, und zwar in einem Werke sich befinden, welches, wo es sich um hohenstaufische Urkunden handelt, zuerst befragt werden muß. Ich bemerke aber, daß ich die Untersuchung absichtlich abbreche, weil sie mir selbst peinlich ist und das Gesagte genügen dürfte, um zu beweisen, daß die Herausgabe des fraglichen Codex besser andern Händen anvertraut worden wäre. *

5. Dr. Johannes Jaussen, Professor der Geschichte zu Frankfurt am Main, Frankfurts Reichs-correspondenz, nebst andern verwandten Aktenstücken von 1376 bis 1519. Erster Band. Aus der Zeit König Wenzels bis zum Tode König Albrechts II. 1376—1439. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlags-handlung. 1863. 858 S. 8.

Eine ungemein wichtige Zeit, wenn auch nur von 63 Jahren, welche sich in die Regierung Wenzels, Sigismunds und Albrechts vertheilen, wird durch den vorliegenden Aktenband beleuchtet. Es ist dieselbe Periode, welche Pelzel in seiner Geschichte K. Wenzels IV., Aschbach in der K. Sigismunds, Palacký in den einschlägigen Bänden der Geschichte Böhmens, Droysen in seiner Geschichte der Politik Preussens, Riedel in seiner Darstellung der 10 Jahre brandenburgischer Geschichte, Minutoli in seinem Churfürsten Friedrich I. von Brandenburg, Sichnowsky in seiner Geschichte des Hauses Habsburg, zuletzt Höfler in seiner Geschichte K. Ruprechts quellenmäßig behandelten. Ein nicht geringer Fleiß, das ernsteste Bemühen, das historische Material, welches dem Vorgänger zu Gebote stand, zu erweitern, neue Gesichtspunkte zu gewinnen und die Beziehungen der Geschichte eines Volkes oder Staates zu denen der übrigen ausfindig zu machen, lag somit bereits vor. Es ist eine Zeit, in welcher der Particularhistoriker, er mag wollen oder nicht, aus seinen engen Gränzen heraustreten und fortwährend die Stellung bedenken muß, welche der Ring, mit dem er sich beschäftigt, als Glied einer großen Kette von Begebenheiten einnimmt. Die böhmische Geschichte wird bedingt von den Ereignissen im deutschen Reiche, in Frankreich

und Italien; die politische Geschichte tritt vor der Wichtigkeit zurück, welche die kirchlichen Spaltungen und die literarischen Zerwürfnisse einnehmen; alles ringt nach neuem Leben.

Es ist eine langgestreckte Revolutionsperiode, welche schon 1378 mit dem Schisma der Päpste begann, worauf sich nach dem üblen Beispiele, das die höheren Ordnungen gegeben, der innere Krieg des Clerus als Hussitismus fortsetzte. Auf die Auflehnung der Cardinale gegen die Päpste, welche mit dem Concil von Pisa und der Wahl eines dritten Papstes, Gregor XII. und Benedikt XIII. gegenüber — ihren Höhepunkt erreichte, folgte naturgemäß die Auflehnung der niederen Ordnung unter dem Clerus gegen den höheren und die kirchliche Umkehr der Dinge, welche in Italien entstand und in Böhmen sich vollendete. Als Gegenstück hierzu trat nun die politische Revolution gleichfalls in den Tagen K. Wenzels ein, die schon 1384 sich vorbereitete, als die ersten Anstalten zur Absetzung Wenzels getroffen wurden (S. 12). Die 1400 wirklich erfolgte Absetzung, die Erhebung K. Ruprechts von der Pfalz, die Wahl und Regierung Sigismunds, wie die 10 schweren Jahre der Regierung des pfälzischen Fürsten und endlich die Regierung K. Albrechts II., Revolution und Restauration machen vorzugsweise den Inhalt dieses Urkundenbandes aus, welcher den Aufzeichnungen des Frankfurter Stadtarchives entstammt. Die 1260 Urkunden, welche theils ganz, theils in Form von Regesten abgedruckt sind, vermehren unsere bisherige Kenntniß in wesentlicher Art, wenn auch nach dem Maße der Frankfurter Aufzeichnungen bei einzelnen Ereignissen größere, bei anderen geringere Aufschlüsse gegeben werden, wieder an-

dere gänzlich umgangen werden. Der Verfasser selbst theilte sie ab in Urkunden 1) zur Geschichte der Regierungszeit K. Wenzels 1376—1400; 2) zur Geschichte der Regierungszeit K. Ruprechts 1400—1410; 3) zur Geschichte der Regierungszeit K. Sigismunds von seiner Wahl bis zu seiner Königskrönung in Aachen 1410—1414; 4) zur Geschichte der Regierungszeit Sigismunds seit seiner Königskrönung in Aachen 1414—1437; 5) zur Geschichte der Regierungszeit K. Albrechts II. 1438—1439; 6) Nachträge zur Geschichte der Absetzung K. Wenzels und der Regierung der Könige Ruprecht und Sigmund 1399—1427. Der letztere Theil S. 486—818 ist mit wenigen Ausnahmen der Codex epistolaris Regis Ruperti, welchen Prof. Höfler in der hiesigen fürsterzbischöflichen Bibliothek entdeckte und in seiner Geschichte K. Ruprechts benutzte. Schon ehe diese im Drucke erschien, sandte Prof. S. eine Abschrift des werthvollen Codex an die k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien. Dort wurde jedoch der Abdruck so lange verzögert, bis Prof. Janssen, welcher noch Seite 110 die Hoffnung ausgesprochen, Prof. S. möge diesen Briefcodex bald herausgeben, gleichfalls eine Abschrift auffand und nun sie unter Nr. 6 herausgab. Daß Janssen dazu berechtigt war, ist kaum nöthig zu sagen, wenn auch bedauert werden muß, daß derjenige, welcher das Recht der Priorität besaß, durch unverschuldetes Zögern um die Früchte

seines Fleißes und seiner Auffindung gebracht wurde. So vielfach die Bereicherungen sind, welche in Betreff der Geschichte K. Ruprechts gegeben werden, so folgt doch der Herausgeber in allen wesentlichen Dingen den Resultaten der Höfler'schen Forschung und nur drei Male war eine Berichtigung nöthig, obwohl letzterem durch ganz eigenthümliche Verhältnisse bei der Forschung gerade das Archiv versperret blieb, aus welchem er sich die wichtigsten Materialien zu erholen gedachte. Hingegen ist Drohsens Geschichte der preussischen Politik, ein Werk, das mit so vielem Geräusche ins Leben trat und sich gegen Andere eines höchst anmaßenden Tones besaß, der Gegenstand sehr eindringlicher Berichtigungen, die die Unrichtigkeit der Angaben wie die Willkürlichkeit des Verfahrens auffallend charakterisiren (S. 175, 176, 177, 189—190). Hat das Werk nun für die deutsche Reichsgeschichte eine hervorragende Bedeutung, so daß es für jeden Forscher unentbehrlich ist, so ist dieses für die böhmische und österreichische Geschichte nicht minder und muß es in dieser Beziehung allen Forschern dringend zur Beachtung empfohlen werden. Was Böhmen zumal betrifft, so wäre selbst zu wünschen, daß die zahlreichen einschlägigen Stellen gesammelt würden. Es gäbe dieses einen ganz angemessenen Stoff für ein Schulprogramm! Die Ausstattung ist sehr schön zu nennen und macht der Unterstützung des Frankfurter Senates und der Buchhandlung selbst alle Ehre. *

B. Czechische Literatur.

Die vielfachen Verhältnisse, Berührungen und Wechseleinflüsse, welche das Leben zweier, innerhalb eines und desselben Landes heimischen Nationalitäten nothwendig herbeiführt, werfen natürlich ihren Reflex auf die beiderseitigen Literaturen. Schon dieser Umstand würde unsere Aufmerksamkeit auf die Erzeugnisse der czechischen Presse hinlenken, gesellte sich zu ihm auch nicht (was doch der Fall ist) das Interesse an der geistigen Entwicklung unserer czechischen Landsleute. Wir wollen daher für die czechische Literatur eine eigene Rubrik offen halten, und darin alle wichtigeren Erscheinungen derselben registriren, wobei indeß diejenigen Schriftwerke, welche auf das geschichtliche Leben der einen oder der andern Nationalität Bezug nehmen, einen gewissen natürlichen Vorrang beanspruchen werden. — Wir glauben, daß ein Rückblick auf das im Gründungsjahre des deutsch-historischen Vereins von der czechischen Literatur

Geleistete keinen unpassenden Anfang abgeben werde. Wir nennen zunächst Palacký's „Czechisches Archiv“, bekanntlich eine Sammlung aller, in czechischer Sprache abgefaßten Urkunden, welche zur Geschichte Böhmens bis auf das Jahr 1526 irgend einen authentischen Beitrag zu liefern geeignet sind. Doch bringt das „Cz. Arch.“ nicht alle Urkunden nach ihrem vollständigen Inhalt und Wortlaut, sondern bietet von vielen nur einen auf ihren wesentlichen Kern sich beschränkenden Auszug. Vom Jahre 1840—1849 erschien diese Urkundensammlung auf Kosten der böhmischen Stände und war in dem letztgenannten Jahre bis zum 4. Bande (oder zum 20. Hefte) gediehen. Nach einer 12-jährigen Pause trat Palacký mit den zwei ersten Hefen des 5. Bandes hervor, da der böhmische Landesausschuß, der hinter der Munificenz der früheren böhmischen Stände nicht zurückbleiben wollte, die Fortsetzung des unterbrochenen Werkes ermöglicht hat. Die beiden neuen

Hefte (21. und 22.) enthalten die älteste Landesordnung des Königreiches Böhmen, nämlich die *Wladislaw'sche* vom Jahre 1500. (König *Wladislaw II.* regierte 1471—1516.) *Palacký* nennt diese Landesordnung eines der glänzendsten und wichtigsten Denkmale der Regierung *Wladislaw's II.*, und stellt sie hin als den ersten gelungenen Versuch eines eigentlichen böhmischen Gesetzbuches, welches eben so durch seine Grundideen wie durch die systematische Vollständigkeit ihrer Durchführung die fast gleichzeitigen Codificationsarbeiten eines *Stibor von Cimburk* in Mähren (1481) und eines *Stephan Verböcý* in Ungarn (1514) weit übertroffen und späteren Landesordnungen nicht allein in Böhmen, sondern auch in den benachbarten Staaten zum Vorbild gedient habe. Aus der *Wladislaw'schen* Landesordnung erfahren wir, daß sie ihre Redaktion zweien Herren von *Sternberg* und dem *Wladysen Albrecht Kendel* von *Ušchau* verdanke; das Hauptverdienst gebührt indeß dem letzteren. *Kendel* spielte unter *Wladislaw II.* eine bedeutende Rolle; er war erst königlicher *Prokurator*, dann oberster *Landschreiber*, endlich *Unterkämmerer* des Königreiches Böhmen; er galt für eine der ersten politischen *Capacitäten* des Landes und hörte nie auf, seine *Gewandtheit* und seine *Erfahrung* im Interesse des Königs zu verwerthen. Er hielt es anfangs mit dem *Adel* und später (als es der *Vorthheil* seines *Gebieters* erheischte) mit dem *Bürgerthum*, weshalb sein Name zuerst durch die *bürgerliche* und nach der Hand durch die *adelige* *Faktion* so in *Verruf* kam, daß der Ausdruck „*Kenublianismus*“ in Böhmen so viel besagte als „*Machiavellismus*“. Die *Hauptschuld* an der *Unvolksthümlichkeit* des Namens *Kendel* trug die *Wladislaw'sche* *Landesordnung*, die von *bürgerlichen* *Lippen* nie anders bezeichnet wurde als der „*Kendel-Coder*“, und die zugleich dem *Bürgerstande* das *Hauptmotiv* geliefert hat zu jenen *Berwürfnissen* mit dem *Adel*, die erst durch den *St. Wenzelsvertrag* v. J. 1517 äußerlich beigelegt wurden. Nach dem Tode König's *Wladislaw II.* (1516) trat *Kendel* vom politischen *Schauplatz* ab und starb auf seinem Gute (bei *Kaurzim*) im J. 1522. — Die *Wladislaw'sche* *Landesordnung* hat *Roderich Daubrawský* von *Daubrawa*, ein in *Bologna* gebildeter *Jurist* und *Freund* des *Bohuslaw Paffenstein* von *Lobkowitz*, ins *Lateinische* übertragen und seine Über-

setzung im J. 1527 dem neuerwählten König von Böhmen, *Ferdinand I.* gleichsam zur *Begrüßung* bei seiner *Ankunft* in Böhmen überreicht. *Palacký* ließ sie neben dem *czechischen* Text abdrucken; doch stimmt sie mit diesem nicht ganz überein, da sie an vielen Stellen *Interpolationen* und *Zusätze* enthält und an andern Stellen wieder *Lücken* zeigt, die im *Original* nicht vorkommen. Die *Abweichungen* des *lateinischen* Textes dürfen nicht etwa der *Willkür* des *Übersetzers* beigemessen werden: denn sie finden sich auch in den späteren *Landesordnungen* v. J. 1530, 1550, 1564 u. s. w. *Palacký* vermuthet daher, daß die *czechische* *Landesordnung* v. J. 1500 eine *Reihe* *verbesserter* *Recensionen* und *Auflagen* erfahren, und *Daubrawský* die letzte und relativ *vollkommenste* seiner *Übertragung* zu Grunde gelegt haben dürfte. Während des *Druckes* der neuen Hefte des „*Czech. Arch.*“ fand diese *Annahme* dadurch eine *unerwartete* *Bestätigung*, daß im *Prager* *Stadtarchiv* und in der *fürstlich Lobkowitz'schen* *Bibliothek* zu *Kladnitz* zwei bisher *unbekannte* *czechische* *Landesordnungen* im *Manuskript* zu Tage gefördert wurden, die sich als zwei der *Zeit* und dem *Wortlaute* nach von einander *unterschiedene* *Bearbeitungen* der *Wladislaw'schen* *Landesordnung* vom Jahre 1500 herausstellten. Eines dieser *Manuskripte* rührt aus dem Jahre 1538, das andere ist *undatirt*, aber jedenfalls etwas *älter* als das vorige. Übrigens beruht die *Wladislaw'sche* *Landesordnung* vom Jahre 1500 auf der *wichtigen*, von *Palacký* erst voriges Jahr im *Wittingauer* *Archiv* entdeckten „*Preßburger* *Vereinbarung* vom 12. Nov. 1499“, deren Text seiner *Zeit* im „*Czech. Arch.*“ mitgetheilt werden soll. — Das Jahr 1862 brachte von *Palacký* auch die „*Geschichte* des *böhmischen* *Volkes*“ (deren 1. Ausgabe vom J. 1848 datirt) in 2. *Auflage*; dem aus 2 *Abtheilungen* bestehenden 1. *Band* dürften die *Fortsetzungen* ziemlich *rasch* *nachfolgen*, da sie sich von der *Gestalt* der 1. *Ausgabe* wohl kaum durch irgend eine *belangreichere* *Modifikation* unterscheiden werden. — Von J. P. *Safařík's* „*Gesammelten* *Werken*“ gab die *Verlagshandlung* des *Fr. Tempský* die zwei ersten *Bände* *heraus*; sie umfassen die „*Slavischen* *Alterthümer*“, jenes *kühn* *angestellte*, aber *unvollendet* *gebliebene* *Werk*, worin der *Verfasser* jede, auch die *leiseste* *Lichtspur*, die im *Dunkel* der *slavischen* *Vorzeit* *aufzucht*, mit

unermüdblicher Ausdauer verfolgt, um — unterstützt von den Behelfen und Kombinationen einer grandiosen Gelehrsamkeit — über die Fundamente der slavischen Geschichte wenn auch nicht das Licht des hellen Tages, so doch die Dämmerung des anbrechenden Morgens zu verbreiten. Bekanntlich hat Mosig von Aehrenfeld in Verbindung mit Heinrich Wuttke die „Slavischen Alterthümer“ schon im J. 1843 (d. h. 6 Jahre nach dem ersten Erscheinen des czechischen Originals) ins Deutsche übertragen. Die Tempel'sche Ausgabe der Schriften Savařík's will ihrem Titel „Gesammelte Schriften“ dadurch gerecht werden, daß sie nicht allein die in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten Aufsätze und Abhandlungen, sondern auch den bisher ungedruckten literarischen Nachlaß des i. J. 1861 verstorbenen Gelehrten aufnehmen wird. — Die durch die Palacký'sche Ausgabe der Vladislaw'schen Landesordnung bereicherte Rechtsgeschichte erfreute sich einer recht eifrigen Pflege. Der Archäolog, Prof. J. E. Wocel versuchte in seiner gelehrten Abhandlung „Vom altczechischen Erbrecht“ einen wesentlichen Punkt der slavischen Rechtsalterthümer Böhmens ins Reine zu bringen; Dr. Karl Ficinský lieferte eine „Entwicklungsgeschichte des czechischen Rechtslebens in kurzem Abrisse;“ Dr. Hermenegild Fircel veröffentlichte in der czechischen Musealzeitschrift mehre Aufsätze über die „Classification und Kritik der slavischen Rechtsdenkmale in Böhmen und Mähren.“ Auch die vom Fürsten J. U. D. Rudolf Taxis, Karl Jar. Erben und J. U. D. J. Jeřábel herausgegebene, juridische Zeitschrift „Právník“ (d. h. der Jurist) kultivirt fleißig das Feld der czech. Rechtsgeschichte. — Die bevorstehende Jubiläumsfeier der Christianisirung Mährens hat den P. Bily zu einer freilich mißlungenen „Geschichte des h. Cyrill und Method“ angeregt; unter demselben Einflusse entstand offenbar auch die — übrigens ganz wackere — Monographie des mährischen Landesarchivars Vinzenz Brandel „Ueber die Lage des alten Welschrad.“ Unter die kirchengeschichtlichen Publikationen gehören auch: P. Novák's „Kritik

der Quellen zur Geschichte des h. Johannes von Nepomuk“ und Anton Rybička's Abhandlung „Ueber die Wappen, Siegel und Schilder des geistlichen Standes in Böhmen.“ Eine reiche Fundgrube historischer Artikel bildet das von Dr. Ladislav Kieger redigirte „Encyclopädische Lexikon“, welches am Schluß des Jahres 1862 bis zum Buchstaben H. fortgeschritten war. Ein stehendes Organ besitzt die Geschichte (besonders die böhmische) an der von der archäologischen Sektion des böhmischen Museums unter Zap's Redaktion herausgegebenen Zeitschrift „Památky“ (d. h. Erinnerungen), an der sich unter andern auch Prof. W. W. Tomek, Prof. J. E. Wocel, Dr. Frühauß, Dr. Hermenegild Fircel und Prof. Gindely betheiligen. Das Wochenblatt „Lumír“, von Ferdinand Mikowec (i. J. 1851) gegründet und geleitet, hat die Geschichte, der es sich nach einiger Zeit seines Bestehens zugewendet hatte, nach dem (i. J. 1862 erfolgten) Tode seines Begründers aufgegeben, um unter der gegenwärtigen Leitung des Dichters Vítěslav Hálek zu seiner ursprünglichen Haupttendenz — der belletristischen — zurückzukehren. Die „Böhmisch-mährische Landeschronik“ von Zap, dann die „Alterthümer und Denkwürdigkeiten Böhmens“, von F. Mikowec begonnen und von Zap fortgesetzt, erscheinen auch in deutscher Ausgabe. — Die Geschichte der czechischen Literatur hat an Al. Adalb. Šembera und Karl Sabina zwei Bearbeiter gefunden, deren Leistungen einen anerkennungswürdigen Fortschritt gegen Sunmann's literaturgeschichtliches Werk, das mehr eine Bibliographie vorstellt, bekrunden. Den Interessen der czechischen Literaturgeschichte widmet ein besonderes Augenmerk die von dem Bibliothekar des böhmischen Museums, A. Jaroslav Brtátko redigirte „Zeitschrift des Museums des Königreichs Böhmen“, unter deren Mitarbeitern Prof. Šatata, Jos. Firanel, Ant. Rybička, Dr. Ignaz Hanuš, Jos. Kolář, und der begabte, über einen Fond tüchtiger Bildung verfügende Wenzel B. Nebesky hervorzuhellen sind.

A . . . z . . . r.

(Schluß folgt.)

C. Sagenbuch von Böhmen und Mähren

von Dr. Jos. Virgil Grohmann. Erster Theil: Sagen aus Böhmen. Prag 1863. J. G. Calvesche k. k. Univ. Buchh. Ferd. Becke.

„Die Volksage will mit keuscher Hand gelesen und gebrochen sein; wer sie hart angreift, dem wird sie die Blätter krümmen und ihren eigensten Duft vorenthalten.“ Diese beherzigeswerten Worte des großen Forschers und Bahnbrechers auf diesem und allen Gebieten der Wissenschaft der deutschen Art und Sprache müssen jedem Forscher auf dem Gebiete der Sage vorleuchten, wenn er das rechte treffen will. Dem Verfasser des vorliegenden Buches ist es vollkommen gelungen, den Worten des Meisters treu zu bleiben; dazu ist das Buch zugleich im wahren Sinne des Wortes ein Volksbuch geworden. Nicht jedem nämlich ist es gegönnt in die labyrinthischen Gänge mythologischer Forschung hinabzusteigen; dennoch möchte mancher gern sein Schärfelein beitragen; ein solcher findet nun in diesem Buche den Pfad vorgezeichnet, die Schranken gezogen und abgetheilt, in welche der zerstreute Stoff eingefügt und der große noch vielfach verborgene Schatz eingespeichert werden kann. Darum hat der Verfasser keine gelehrte Abhandlung den einzelnen Kapiteln vorgelegt, dafür aber in wenigen prägnanten und inhaltsreichen Zügen das Wissenswerthe für den Laien aufgezeichnet, die Hauptgesichtspunkte für den Kenner markiert und darin besteht außer jener angezogenen Zartheit (Grimm. Myth. p. XIII.) der Sammlung der pädagogische Werth des Buches. Wir glauben die Versicherung aussprechen zu können, daß der Verfasser seine Absicht durch dieses Buch in seinem Vaterland ein größeres Verständniß der einheimischen Sage und ein allgemeines Interesse dafür zu erzielen wirklich erreicht hat. — Nr. 1. behandelt die Himmelsoldaten, in welchem er die einheriar erkennt; bei der Seltenheit, in welcher dieses mythologische Factum anzutreffen ist, sind die drei mitgetheilten Sagen von großem Werth. Was die Schicksalsgöttinnen betrifft, behauptet Grimm (Myth. 407) die Slaven entwickeln keine Vorstellung von den Schicksalschweftern, das böhmische *sudice* übersetzt *parca* besagt aber nichts als „Richterin“; Grimm meint aber es wären hier die lichoplezi in Hankas Glossen 21 a zu erwähnen, deren drei sein sollen; die mitgetheilten Sagen sprechen nun gegen Grimms Ansicht, wenn nicht die *norni* darunter verstanden sind, (Myth. 383) von denen ähnliches erzählt wird. Nr. 3 behan-

delst bergentrückte Helden. Die Zusammenstellung in der Einleitung ist höchst belehrend und muß zu dem, was Grimm (Myth. 903) sagt, gehalten werden. In Nr. 4 sind die Sagen von der weißen Frau behandelt; verwandt mit den deutschen Sagen von Berhta und wahrscheinlich ganz darauf zurückzuführen (Myth. 257), da Berhta ja auch nicht selten als Jungfrau Maria erscheint (Einl. XXXIII.). Nr. 5 behandelt: Letzte Schlacht und Weltuntergang, die Weissagungen verkünden (Myth. 773). Mit Recht weist der Verfasser auf die alterthümlichen Anklänge hin, was den Feldherrn Schweida betrifft. Widar stimmt zu Schweida. Widar siegt über den Wolf, indem er mit einem mythisch geschuhten Fuß in dessen Rachen tritt (Myth. 62). Wir erwähnen ferner Nr. 9 gespenstige Reiter (p. 95). Hatten die Heiden angenommen, daß in dem Zuge der Gottheiten die Geister seliger Helden mitfahren, so versetzten die Christen in dieses Heer Trunkenbolde, Selbstmörder &c. die in gräßlicher Selbstverstümmelung auftreten (Myth. 900, 870). Die Sage von dem feurigen, kopflosen Reiter ist in Oesterreich um Sect. Pölsen auch verbreitet, wo gerade auch die Sage vom wüthenden Heer auftritt. Die Zwergsagen treten in den czechischen Volksagen in den Hintergrund, erscheinen aber häufig in deutschen Gegenden. Der Name „Querx“ kommt in der Lausitz und im östlichen Thüringen auch vor (Myth. 415), ebenso im Norden von Böhmen nach den Sagen, die der Verfasser mittheilt. Der Zwerg mit der rothen Milze gleicht ganz dem schwedischen *tomte*; er treibt es ähnlich; wer ihn verachtet, von dem weicht aller Segen. (Myth. 1218.) Das Kapitel: „Thierdämonen“ erzählt die in Oesterreich so verbreitete Sage vom Matternkönig mit dem Goldkrönlein; ähnlich lauten die (Myth. 651) erzählten; wie auch die Hauschlangen als gute und hilfreiche Hausgeister erscheinen. Daß die Hexen Thiergestalt annehmen, Mann zu Wolf, Frau zu Rabe wird, führt Grimm Myth. 1047 und 1232 an. Verwundete Raben, die man dann als verbundene Weiber wieder erkennt, kommen häufig in Hexenprocessen vor. Myth. 1041. Wir schließen unser Referat mit dem Wunsche, auf diesem Gebiete bald weiteres von dem Verfasser zu erhalten und begrüßen diese Sammlung als einen gelungenen Versuch, die böhmische Volksage der Wissenschaft zuzuführen. Eine hoffentlich bald zu erwartende zweite Auflage des Buches wird neues und interessantes, was der Verfasser gefunden, uns nicht vorenthalten. **E. Ch.**

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins
für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

2.

A. Oesterreichische Geschichtschreibung.

6. Georg von Poděbrads Bestrebungen um Erlangung der deutschen Kaiserkrone und seine Beziehungen zu den deutschen Reichsfürsten. Von Heinrich Moritz Richter. Wien und Leipzig. Druck und Verlag der typograph. liter. artistischen Anstalt (L. C. Zamarski und C. Dittmarsch) 1863.
7. Urkundliche Beiträge zur Geschichte Böhmens und seiner Nachbarländer im Zeitalter Georgs von Poděbrad. 1450 — 1471. Gesammelt und herausgegeben von Franz Palacký. Wien. Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. 1860. (Fontes rerum austriacarum. II. Abth. Diplomata et acta XX. Bd.)
8. Enea Silvio de' Piccolomini als Papst der Zweite und sein Zeitalter. Von Dr. Georg Voigt, ord. Professor der Geschichte an der Universität zu Kofst. Dritter Bd. Berlin. Druck und Verlag von Georg Reimer. 1863.

Erster Artikel.

Die Regierung K. Georgs von Poděbrad beginnt mit dem Ausschlusse der Deutschen von dem böhmischen Königsthron, nachdem Ladislaus, des K. Albrechts II. unglücklicher Sohn, in der ersten Blüthe der Jugend auf räthselhafte Weise gestorben war. Sie beginnt, was Oesterreich insbesondere betrifft, mit dem Bruche der Erbverträge der Kronen Böhmen und Oesterreich und da der neue König wohl gewahrte, daß er eines Bundesgenossen bedürfe, so entließ er auch Mathias Hunyady aus dem Kerker Königs Ladislaus, verlobte ihn mit seiner Tochter und that von seiner Seite das Mögliche, daß auch Ungarn gleich Böhmen dem Hause Habsburg entrissen werde. Beide Königreiche kamen denn auch erst nach 3 Generationen und nachdem es gelungen war, selbst die Jagellonen vor den Habsburgern noch einzuschleichen, an letztere 1526. K. Georg hatte das Mögliche gethan, daß es nicht früher geschehe

und an ihm lag es nicht, wenn die Vereinigung sich nicht noch weiter hinaus schob. In dieser Thatsache dürften denn wohl alle Historiker, sowohl diejenigen, die ihn als eine der größten Erscheinungen der Geschichte betrachten, so wie die übrigen, welche von seiner Rechtlichkeit eine geringere Anschauung hegen, übereinstimmen.

Aber auch in einer anderen Beziehung dürfte das Urtheil übereinstimmen.

Bis auf K. Georg waren alle Könige Böhmens aus königlichem oder doch aus reichsfürstlichen Stamme. Die Přemysliden, Rudolf von Habsburg, Heinrich von Kärnten, Johann von Böhmen und seine luxemburgischen Nachfolger, zuletzt noch Albrecht II. und Ladislaus gehörten nicht dem landsässigen Adel an. Sie waren Reichsfürsten, königliche Geschlechter, nicht blos Herren von Kunstatt und Poděbrad, die der Bürgerkrieg groß gemacht hatte. Man mag sagen, das Königthum Georgs beruhte auf der persönlichen Befähigung und nicht auf der Abkunft. Wir haben gegen diese Thatsache als solche nichts einzuwenden; sie widerlegt aber die eben von uns ausgesprochene in keiner Weise. Seine Erhebung widerstritt den Erbverträgen. Und daß man sehr wohl fühlte, daß er von Haus aus nicht das Recht habe, neben den fürstlichen Familien und nun gar vor ihnen zu sitzen, sprach Niemand offener aus als die Söhne jenes Friedrichs von Hohenzollern, der so lange mit den Böhmen gekämpft, der erst 1417 von K. Sigmund die Chur Brandenburg erhalten hatte, welche von K. Karl für das Haus Luxemburg erworben worden war.

Die Markgrafen Johannes und Albrecht von Brandenburg wandten sich nämlich an K. Friedrich, um denselben zu ersuchen, die Krone von Ungarn Niemanden als der Herzogin Anna von Sachsen, Schwester K. Ladislaus, zukommen zu lassen. Sie erwähnten hiebei, „daß Herr Girzik von Kunstatt, der K. Ladislaus Diener und Gubernator gewesen, durch eine vermessene unrechte und verkehrliche Wahl sich zum Könige von Böhmen habe usrukten lassen; er wolle die

rechtmäßige Erbin ihrer göttlichen entstorbenen Gerechtigkeit entsetzen. Derselbe uffgerufte werde auch nicht säumen sich bei K. Friedrich um Bestätigung zu bewerben. Der Kaiser möge aber gnädig ansehen, daß die genannten zwei Personen (Girzil und Mathias) von Geburt, Herkommen und aller Gelegenheit königlicher Ehre und Würde unempfänglich seien, Girzil zumal unreinen und irrigen Glaubens, mit der heil. römischen Kirche nicht gleichförmig sei, daraus müsse nothwendig der heil. Kirche und allen christlichen Landen merklich Unrath entstehen, wenn der Kaiser nicht Sorge trage, daß weder Mathias noch dem uffgerufenen Girzil zu Behemen ihr Vorgehen zu Statten komme.

Als das Haus Přemysl im Mannesstamme erlosch, war Böhmen an das Reich gefallen und dem Gemale der Princeffin Elisabeth, Johann von Luxemburg, jüngster Schwester des letzten Přemysliden, von kaiserlicher Machtvollkommenheit aus verliehen worden. Die Wahl K. Georgs schloß auch jene Vorgänge aus, welche nach dem Aussterben der einheimischen Dynastie in Böhmen statt gefunden hatten und wo Rudolf von Habsburg als Gemahl der Viola (Elisabeth), Wittwe Wenzels III., Heinrich von Kärnthen als Gemal der Princeffin Anna, zuletzt Johann als Gemal der Elisabeth Přemysl nachfolgten.

Die Sache hatte aber eine andere Bewandniß. Es ist sehr bezeichnend, das die gleichlautenden Schreiben der beiden Markgrafen nichts von einer Ermordung K. Ladislaus durch Georg von Poděbrad enthalten. Mag man aus diesem Stillschweigen entnehmen was man will, so viel dürfte doch als sicher angenommen werden, daß, wenn man in Sachsen damals einen gegründeten Verdacht über Georgs Schuld gehegt hätte, derselbe bei dieser Gelegenheit gewiß ausgesprochen worden wäre. Hingegen ist es eigenthümlich, daß gerade in der Chronik der Rosenberge, von welchen ein Mitglied dem neuen Könige das Scepter vortrug, nicht nur die Beschuldigung der Vergiftung mit dürren Worten ausgesprochen ist, sondern es auch heißt, die übrigen Barone hätten gehorchen müssen, da der König 3 Henker im Rathhause bereit gehalten habe. Diese Stelle findet sich in dem Zeugenverhöre über den Tod K. Ladislaus, wo von der Rosenbergschen Chronik die Rede ist, nicht. Ein

gleichzeitiger Schriftsteller, Magister Nikolaus Tempelberg (Tempelsfeld), dessen Tractat über die Wichtigkeit der Wahl K. Georgs gleichfalls im Zeugenverhöre fehlt, gibt nun darüber Aufschluß, wie ein derartiges Gerücht entstehen und der Verdacht seinen Schatten auf Georg werfen konnte. Tempelberg erwähnt zuerst, die Wahl sei übereilt worden. Wohl seien einige beschieden worden, die Anbringen der französischen und sächsischen Gesandten zu vernehmen. Ehe jedoch diesen die Antwort ertheilt worden, sei durch die Conspiration und das ungestüme Drängen einiger Personen auf einmal das Wahlgeschäft ohne vorangegangene gesetzliche Ausschreibung vorgenommen worden. Die Rosenbergsche Chronik bezeichnet geradezu die Prager Communität, Kostka¹⁾ und dessen Anhang als diejenigen, welche diese Frage auf das Tapet gebracht hätten. Dadurch sei der gesetzliche Wahlmodus verletzt und sowohl Prälaten als Fürsten, Herren Ritter und Städte, die zur Wahl hätten berufen werden müssen, ausgeschlossen worden. Endlich habe die Freiheit der Wahl gefehlt. Das Prager Rathhaus sei von Bewaffneten besetzt, der Ring mit drohendem Volke erfüllt gewesen. Auch Tempelberg erwähnt der Henker, so daß, wenn jemand anders gewählt hätte, er auch sogleich die Folgen empfunden hätte. Das Ganze geschah aber unter dem Einflusse Kothzans, woraus Tempelberg einen neuen Grund der Ungiltigkeit der Wahl herleitet. Er führt bei dieser Gelegenheit aus, wie unter dem Vorwande der Compactaten sich eine Lehre und Praxis in Böhmen Geltung verschafft habe, welche nicht etwa blos im Gebrauche des Reiches bestand, den das Baseler Concil den Böhmen zugestanden, sondern die eine Profanation des Heiligsten und einen Gegensatz in der kirchlichen Lehre in sich schlossen, wovon die Compactaten weder ihrem Wortlaute noch ihrem Geiste nach etwas wissen wollten.

Dieses ist aber, wenn von Georg Poděbrad die Rede ist, der Cardinalpunkt, auf den alles ankommt und den man nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Denn das sieht Jedermann ein, daß, wenn die Böhmen aus den Compactaten sich einen Freibrief zur Zerstörung aller Gleichförmigkeit mit der Kirche gemacht hatten, während der Endzweck der Compactaten war, gegen Einräumung des Reiches

1) Herr Zdeněk Kostka von Bestubice, K. Georgs innigster Vertraute und Freund. Palacky Gesch. S. 218.

die vollständigste Einigung herbeizuführen, sie kein Recht hatten, sich über Aufhebung der Compactaten zu beklagen, wohl aber die Pflicht vorhanden war, diesem Mißbrauche zu steuern, und wenn dieses in keiner anderen Weise geschehen konnte, selbst durch Aufhebung der Compactaten.

Man muß deshalb fragen, ob die Compactaten damals noch die Compactaten des Basler Concils begriffen, und jetzt die Bestätigung der Compactaten zu verlangen, bereits nichts anderes heiße als zu fordern, daß der damit getriebene Mißbrauch sanctionirt werde?

War aber kein derartiger Mißbrauch und keine derartige Verwahrlosung aller Lehre und alles religiösen Lebens vorhanden, so muß nachgewiesen werden, daß die deshalb erhobenen Beschuldigungen falsch seien. Dieses ist aber schon aus dem Grunde unmöglich, weil sie in einem Hirtenbriefe des geistlichen Oberhauptes der Ultraquisten, Mag. Johannes Kofyzan, eingeräumt werden. (U. P. II. 275.)

Ein weiterer Grund der Ungültigkeit der Wahl und Krönung schien nicht bloß in der Person Georgs, sondern auch in dem Akte der Krönung selbst zu liegen. Einmal hatte sich K. Georg durch seine Verbindung mit Kofyzan eine Blöße gegeben, so daß ihn ein großer Theil seiner neuen Unterthanen für einen Vertheidiger von Ketzereien hielt und als solcher war er nach dem Staatsrechte des Mittelalters von der Krönung und dem Königthum der römischen Christenheit ausgeschlossen. Dann war ja ausdrücklich bestimmt, in welcher Art und Weise die Krönung eines böhmischen Königs statt zu finden habe. Konnte sie der Erzbischof von Prag nicht vollziehen, so mußte sie der Bischof des mährischen Olmütz verrichten. Gesah dieses nicht, so war das böhmische Staatsrecht verletzt und der neue König in seine Hürde auf unrechtmäßige Weise eingedrungen. Nun war Georg Poděbrad bereits ein Emporkömmling vom fürstlichen Standpunkte aus betrachtet, vom kirchlichen ward die Rechtmäßigkeit seines Glaubens beanstandet und somit ein zweiter Defect bemerkt, welcher um jeden Preis ferne gehalten werden mußte, sollte nicht seine Anerkennung als König, seine Bestätigung als Churfürst schweren Eintrag erleiden.

Man muß diese und ähnliche Dinge nicht vom Parteistandpunkte der Gegenwart, sondern vom rechtlichen und politischen des XV. Jahrhunderts betrachten. Derjenige, welcher in Be-

trachtung dieser Dinge den kirchlichen Standpunkt für geringfügig erachtet, fehlt nicht minder als ein Anderer, der da meint, was hatte ein König von Böhmen sich um die churfürstliche Würde des deutschen Reiches zu kümmern? K. Georg, welcher den ungemeinen Einfluß der churfürstlichen Würde besser zu würdigen wußte, erkannte jedoch sehr wohl, was er nach der einen wie nach der anderen Seite zu berücksichtigen hatte, sollte nicht gleich im Anfange seiner Regierung eine unverstiegbare Quelle von Schwierigkeiten und Hindernissen sich eröffnen.

Man wird dem Könige kein Unrecht thun, wenn man behauptet, daß er selbst seiner Erhebung nicht nur nichts in den Weg legte, sondern auch dieselbe nach Kräften beförderte; daß sein Anhang in seinem Sinne handelte und es somit vollständig im Einklange mit seinem Streben war, wenn die Frage über das Successionsrecht der verschiedenen Erben K. Ladislaus' auf einmal böhmischer Seite mit der schwerwiegenden Thatsache beantwortet wurde, daß jemand erhoben wurde, der nach dem bisher geltenden Staatsrechte keinen Anspruch auf den böhmische Königsthron besaß.

Aber wie sollte sich nun der König den beiden noch immer feindlichen Parteien im Lande, den Katholiken und den Ultraquisten gegenüber benehmen? Georg war nach Erziehung, Tradition und in wie ferne er überhaupt ein religiöses Bedürfnis besaß, Ultraquist vom reinsten Wasser und man hat wohl keinen Grund, in die Aufrichtigkeit jener Erklärung einen Zweifel zu setzen, welche er im J. 1462 erließ und wobei er sich offen zum Ultraquismus bekannte. Verfuhr Georg nach der Consequenz seiner religiösen Anschauung, so mußte er denjenigen, welcher von dem ultraquistischen Theile des böhmischen Volkes zum Erzbischofe von Prag erhoben worden war, als solchen durchzusetzen suchen, von ihm wo möglich die Krone empfangen und als Ultraquist dem Ultraquismus die Herrschaft in Böhmen sichern. Das hieß ehrlich gehandelt und er hatte nicht nöthig, deshalb die Katholiken zu bedrücken, wenn freilich die Erhebung eines Ultraquisten zum Erzbischof für die Katholiken Gegenstand eines nicht zu überwindenden Schmerzes sein und bleiben mußte.

Aber Georg Poděbrad hatte sich ein anderes Ziel vorgesteckt. Er hatte bereits in allem Geheim einen Gesandten, den Mönch Lucas Bladel, an P. Calixt III. gesandt und letzterem solche Eröffnungen machen lassen, daß man in

Rom nicht anders glaubte, als es handle sich um die vollkommenste Ausöhnung der Ultraquisten mit Rom. Der Papst gebot denjenigen, welche sich über die Todesart K. Ladilaus ängerten, Stillschweigen, nahm nur den ihm von Georgs Abgesandten gemachten Bericht als wahr an, für Johann Kofizan sollte ein Geleitsbrief ausgefertigt werden und für Georg Poděbrad selbst war die Ertheilung der goldenen Rose und eines geweihten Schwertes in Aussicht gestellt, sobald die von Lucas Hladef angekündigte Unterwerfung¹⁾ statt gefunden hätte. Kurz während Jdeněk Kostka die in Sceneſetzung der Königswahl betrieb, betrieb K. Georg selbst die Beseitigung aller Hindernisse, die ihm, dem Haupte der Ultraquisten, von Seiten der Katholiken Böhmens entgegenstehen konnten. Darin lag ja auch die Schwierigkeit; die andern hatte er ohnehin auf seiner Seite. Die Katholiken und den Papst zumal konnte er aber nur gewinnen, wenn er unzweideutige Versprechungen abgab. Diese erfolgten denn auch in dem Krönungseide, in welchem man offenbar nichts anderes erblicken kann, als einen nothgedrungenen Compromiß mit der katholischen Partei.

Er trägt dem Anscheine nach nichts Bemerkenswerthes an sich, da er nur enthält, was jeder christliche König der damaligen Zeit zu schwören pflegte, Treue und Gehorsam gegen den Papst und dessen rechtmäßige Nachfolger, Gehorsam und Conformität nach Weise der andern katholischen und christlichen Könige in jener Einheit des orthodoxen Glaubens, welche die heilige römische, katholische und apostolische Kirche bekennet, predigt und hält. Er schwor, diese katholischen und orthodoxen Glauben mit aller Kraft schützen, wahren, vertheidigen zu wollen. Nicht minder das ihm unterworfenen Volk von allen Irthümern, Secten, Häresien und allen Artikeln, welche der hl. römischen Kirche und dem katholischen Glauben entgegen sind, zurückzurufen und zu der Beobachtung des wah-

ren katholischen und orthodoxen Glaubens, zum Gehorsam und Conformität, zur Union, zum Ritus und Cultus der heil. römischen Kirche zurückzuführen und wiederzubringen; daran zu arbeiten und allen Fleiß sich zu geben und aufzuwenden, damit nach all seiner Kraft und all seinem Bemühen alles vorhergenannte zum Lob, Ruhm und Ehre Gottes und der Erhebung des heiligen und katholischen Glaubens erfüllt werde. Der König ließ sodann aus gutem und eigenem Willen in sicherer Kunde sein Siegel unter die Eidesurkunde setzen, nachdem er die Evangelien mit seinen Händen berührt.

Die Eidesleistung fand vor geistlichen und weltlichen Zeugen, den obersten Kronbeamten, Böhmen und Ungarn statt. Der Eid selbst wurde erst lateinisch, dann böhmisch vorgelesen und von dem Könige nachgesprochen.²⁾

Bei näherer Untersuchung der Eidesformel wird man leicht erkennen, daß die Worte absichtlich so gestellt waren, um jede Abweichung nach rechts und links unmöglich zu machen und nirgends eine Hinterthüre offen zu lassen. Es war unmöglich diesen Eid zu leisten und sich ohne Meineid an die schismatischen Griechen anzuschließen; es war unmöglich den Eid zu leisten und nicht alles aufzubieten, den von Johannes Hus und seine Nachfolger gemachten Riß wieder zu schließen.

Wenn man den Eid in seiner Gesamtheit liest, so kann vernünftiger Weise nur Ein Gedanke entstehen: entweder war es K. Georg ernst, die volle Einheit und Conformität in kirchlichen Dingen zu halten, den Ritus und Cultus der römischen Kirche zurückzuführen und wieder herzustellen, wie der Eid lautete, oder K. Georg huldigte offen dem Grundsatz, daß der Zweck das Mittel heilige und leistete mit vollem Bewußtsein einen falschen Eid. Denn der Umstand, daß König und Königin kein Latein verstanden und böhmisch schworen, die Übersetzung der ganzen Formel gewiß eigenthümliche und bedeutende Schwierigkeiten in sich

1) Post obedientiam regalem. U. B. n. 181.

2) Dubravins theilt den Eid nur im Auszuge mit, Seite 282. Er erwähnt, daß die Eidesformel von Rom nach Prag geschickt worden sei, was auch nach den Schreiben Sichtenfelters sehr wahrscheinlich ist, insbesondere da Calixtus (Rayn. 1458. n. 21) von dem Sage ausging — cum regna Ungariae et Bohemiae peculiariter sunt B. Petri ut nosti et antiqua gesta authentica docent. Das Original blieb in den Händen des K. Mathias, der den ungarischen Bischöfen eigenes aufgetragen hatte den König zur katholischen Eidesformel zu zwingen. (S. Schreiben bei Raynald. 1458 n. 23). Der Eid selbst stimmt bei Raynald vollkommen mit dem überein, den Kaprinai nach einem andern Ms. bekannt machte. Die Eidesformel findet sich mit ganz unbedeutenden Abweichungen (einmal ist sancta voc ecclesia ausgelassen, dann morem statt more geschrieben nach revocare, statt et adverso-revertere) in einem Codex der Wittingauer Bibliothek auf einem besondern Blatte mit der Aufschrift: juramentum perfidissimi Georgii de Podiebrad, und an dessen Schluß die Bemerkung: in subscriptione notariorum fit mentio de Johanna ejus bestia maledicta que ipsa similiter juraverat. Dann heißt es: hac fallacia dolosus fraudulentus industria iniquissimus illustrissimi Ladislai conscius et particeps mortis perfide coronam ac nomen regium sibi usurpavit traditorie qui regnum Bohemie et marchionatum moravie nephando hucusque occupavit, errores et hereses augendo et confortans roborando. 1468. E. O.

schloß, während wir doch immer hören, welcher Grad von Ausbildung die böhmische Sprache damals schon erlangt habe, rettet den König ebenso wenig vor dem Vorwurfe heillosen Duplicität, als daß gesagt wird, es habe ihn doch niemals in den Sinn kommen können, dasjenige als Kezerei anzusehen, was durch die Basler Compactaten gebilligt worden war. Um letztere handelte es sich aber nicht, sondern ganz einfach, ob ein Utraquist von Gewissenhaftigkeit und Ehre einen derartigen Eid schwören konnte und schwören durfte? Und das soll uns Niemand glauben machen, daß, wenn vom 30. April bis 7. Mai die Krönung verschoben wurde, weil man über die Formulirung des Eides nicht ins Reine gekommen war, der König, der böhmisch schwor, nicht gewußt hätte, was der Eid enthielt. Da wäre Georg denn doch ein ganz läppischer Mensch gewesen, was ihm im Ernste Niemand zutrauen wird. Wohl wäre es aber schlimm, wenn, um einen Fürsten zu entschuldigen, zu einer derartigen Vertheidigung gegriffen werden müßte.

Ehe jedoch die Eidesleistung und Krönung erfolgte, war bereits das oben erwähnte Schreiben Johann Lichtenfelsers über die Sendung des Mönch Lukas (3. April 1458) sammt jenen Urkunden, welche sich offenbar auf Georgs Unterwerfung bezogen und von denen in dem Brief vom 3. April die Rede ist, von Rom abgegangen und zweifelsohne in Georgs Hände gekommen. Wir erfahren nun aus Prag, am 9. Mai, daß König und Königin geschworen hatten, der römischen Kirche unterthänig sein und zu ihr übertreten zu wollen; sowie daß der König eine neue Gesandtschaft nach Rom bestimmt habe und entschlossen sei zu thun, was der Papst „pöet und reth.“ Nichtsdestoweniger aber sandte der König noch eine dritte Botschaft nach Rom, welche Bestätigung der Compactaten erwirken sollte. Letzteres war aber Staatsgeheimniß.¹⁾

Der König befand sich offenbar in großer Verlegenheit. Angeblich konnte er sich an den Bischof von Olmütz, Protas von Bostowitz nicht wenden, weil dieser noch nicht consecrirt war; allein so gut wie der böhmische Landtag beschloß, sich an K. Mathias und den päpstlichen Legaten Johann Carvajal zu wenden und

um einen ungarischen Bischof zu bitten, konnte sich auch der Bischof von Olmütz consecriren lassen, wenn er seine Hand in diesen Angelegenheiten haben wollte. Dem Bischof von Breslau sandte Georg selbst einen Zelter und bat ihn dringend zur Krönung zu kommen. Jobst von Rosenberg entschuldigte sich aber, „gar erbarlich und christenlich,“ nicht wie man annahm, weil er sich noch in der Reihe der Gegner hielt, sondern weil er wußte, daß sich das für ihn nicht ziemte.²⁾ Unter diesen Verhältnissen blieb also dem utraquistischen Könige nichts anderes übrig als zu zwei ungarischen Bischöfen seine Zuflucht zu nehmen. Allein auch diese stellten ihre sehr gemessenen Bedingungen, so daß der König neben dem gewohnten Krönungseide, der das Land berührte, jene Art von kirchlicher Capitulation eingehen mußte. Das Prager Volk hatte durchaus keinen Deutschen zum König gewollt³⁾ und dadurch sich der Lehren und des Beispiels Johann's Hus würdig erwiesen; die Folgen dieses nationalen Hasses traten sehr bald ein. Man konnte nicht einmal die gewöhnlichen rechtlichen Formen bei der Krönung befolgen und während die böhmischen Kronländer namentlich Schlesien gegen den prädominirenden Einfluß der Hauptstadt sich erklärten, befand sich der uffgeruckte König Verpflichtungen gegenüber, die sehr bald den nicht mehr zu lösenden verhängnißvollen Knotenpunkt seiner Regierung bildeten. (Fortsetzung folgt.)

B. Czechische Literatur.

II.

(Schluß.)

Wir haben die Überschau der czechischen Literatur des Jahres 1862 im ersten Theile unseres Artikels mit einer Musterung des staats-, kirchen- rechts- und literatur-geschichtlichen Faches eröffnet, und wollen jetzt auch noch einige andere Gebiete in Augenschein nehmen. Die Naturwissenschaften haben in unserem Jahrhundert sowohl für die materielle Wohlfahrt als auch für die höhere Cultur der Völker eine so vitale Bedeutung gewonnen, daß die neugeschaffene czechische Literatur nicht säumen durfte, sich mit ihnen in Beziehung zu setzen. Die Initiative ergriffen hier die Ge-

1) Droysen Gesch. d. Preuß. Politik II., u. II. B. n. 156.

2) Sciens tamen sibi minime licere, constanter id facere recusavit. Tempelberg.

3) Nach Dubravius Hist. Boh. p. 281 hatte Rokycan schon vor der Wahl eine Predigt in der Teynkirche gehalten und die Wähler aufgefordert, ja keinen Deutschen zu wählen, worauf auch schon, ehe die Wahl statt fand, gerufen wurde, es lebe K. Georg.

Rom nicht anders glaubte, als es handle sich um die vollkommenste Ausöhnung der Ultraquisten mit Rom. Der Papst gebot denjenigen, welche sich über die Todesart K. Ladilauß äußerten, Stillschweigen, nahm nur den ihm von Georgs Abgesandten gemachten Bericht als wahr an, für Johann Rokizan sollte ein Geleitsbrief ausgefertigt werden und für Georg Poděbrad selbst war die Ertheilung der goldenen Rose und eines geweihten Schwertes in Aussicht gestellt, sobald die von Lucas Hladek angekündigte Unterwerfung¹⁾ statt gefunden hätte. Kurz während Zdeněk Roška die in Scenesezung der Königswahl betrieb, betrieb K. Georg selbst die Beseitigung aller Hindernisse, die ihm, dem Haupte der Ultraquisten, von Seiten der Katholiken Böhmens entgegenstehen konnten. Darin lag ja auch die Schwierigkeit; die andern hatte er ohnehin auf seiner Seite. Die Katholiken und den Papst zumal konnte er aber nur gewinnen, wenn er unzweideutige Versprechungen abgab. Diese erfolgten denn auch in dem Krönungseide, in welchem man offenbar nichts anderes erblicken kann, als einen nothgedrungenen Compromiß mit der katholischen Partei.

Er trägt dem Anscheine nach nichts Bemerkenswerthes an sich, da er nur enthält, was jeder christliche König der damaligen Zeit zu schwören pflegte, Treue und Gehorsam gegen den Papst und dessen rechtmäßige Nachfolger, Gehorsam und Conformität nach Weise der andern katholischen und christlichen Könige in jener Einheit des orthodoxen Glaubens, welche die heilige römische, katholische und apostolische Kirche bekennt, predigt und hält. Er schwor, diese katholischen und orthodoxen Glauben mit aller Kraft schützen, wahren, vertheidigen zu wollen. Nicht minder das ihm unterworfenen Volk von allen Irrthümern, Secten, Häresien und allen Artikeln, welche der hl. römischen Kirche und dem katholischen Glauben entgegen sind, zurückzurufen und zu der Beobachtung des wah-

ren katholischen und orthodoxen Glaubens, zum Gehorsam und Conformität, zur Union, zum Ritus und Cultus der heil. römischen Kirche zurückzuführen und wiederzubringen; daran zu arbeiten und allen Fleiß sich zu geben und aufzuwenden, damit nach all seiner Kraft und all seinem Bemühen alles vorhergenannte zum Lob, Ruhm und Ehre Gottes und der Erhebung des heiligen und katholischen Glaubens erfüllt werde. Der König ließ sodann aus gutem und eigenem Willen in sicherer Kunde sein Siegel unter die Eidesurkunde setzen, nachdem er die Evangelien mit seinen Händen berührt.

Die Eidesleistung fand vor geistlichen und weltlichen Zeugen, den obersten Kronbeamten, Böhmen und Ungarn statt. Der Eid selbst wurde erst lateinisch, dann böhmisch vorgelesen und von dem Könige nachgesprochen.²⁾

Bei näherer Untersuchung der Eidesformel wird man leicht erkennen, daß die Worte absichtlich so gestellt waren, um jede Abweichung nach rechts und links unmöglich zu machen und nirgends eine Hintertüre offen zu lassen. Es war unmöglich diesen Eid zu leisten und sich ohne Meineid an die schismatischen Griechen anzuschließen; es war unmöglich den Eid zu leisten und nicht alles aufzubieten, den von Johannes Hus und seine Nachfolger gemachten Riß wieder zu schließen.

Wenn man den Eid in seiner Gesamtheit liest, so kann vermußlicher Weise nur Ein Gedanke entstehen: entweder war es K. Georg ernst, die volle Einheit und Conformität in kirchlichen Dingen zu halten, den Ritus und Cultus der römischen Kirche zurückzuführen und wieder herzustellen, wie der Eid lautete, oder K. Georg huldigte offen dem Grundsatz, daß der Zweck das Mittel heilige und leistete mit vollem Bewußtsein einen falschen Eid. Denn der Umstand, daß König und Königin kein Latein verstanden und böhmisch schworen, die Übersetzung der ganzen Formel gewiß eigenthümliche und bedeutende Schwierigkeiten in sich

1) Post obedientiam regalem. U. B. n. 181.

2) Dubravins theilt den Eid nur im Auszuge mit, Seite 282. Er erwähnt, daß die Eidesformel von Rom nach Prag geschickt worden sei, was auch nach den Schreiben Sichtenfellers sehr wahrscheinlich ist, insbesondere da Galixtus (Rayn. 1458. n. 21) von dem Saße ausging — cum regna Ungariae et Bohemiae peculiariter sunt B. Petri ut nosti et antiqua gesta authentica docent. Das Original blieb in den Händen des K. Mathias, der den ungarischen Bischöfen eigenes aufgetragen hatte den König zur katholischen Eidesformel zu zwingen. (S. Schreiben bei Raynald. 1458 n. 23). Der Eid selbst stimmt bei Raynald vollkommen mit dem überein, den Kaprcnai nach einem andern Ms. bekannt machte. Die Eidesformel findet sich mit ganz abweichenden Abweichungen (einmal ist sancta voc ecclesia ausgelassen, dann morem statt more geschrieben nach revocare, statt et advero-revertere) in einem Codex der Wittingauer Bibliothek auf einem besondern Blatte mit der Aufschrift: juramentum perfidissimi Georgii de Podiebrad, und an dessen Schluß die Bemerkung: in subscriptione notariorum fit mentio de Johanna ejus bestia maledicta que ipsa similiter juraverat. Dann heißt es: hac fallacia dolosus fraudulentus industria iniquissimus illustrissimi Ladislai conscius et particeps mortis perfido coronam ac nomen regium sibi usurpavit traditorie qui regnum Bohemie et marchionatum moravie nequandando hucusque occupavit, errores et hereses augendo et confortans roborando. 1468. E. O.

schloß, während wir doch immer hören, welcher Grad von Ausbildung die böhmische Sprache damals schon erlangt habe, rettet den König ebenso wenig vor dem Vorwurfe heillosen Duplicität, als daß gesagt wird, es habe ihn doch niemals in den Sinn kommen können, dasjenige als Kezerei anzusehen, was durch die Basler Compactaten gebilligt worden war. Um letztere handelte es sich aber nicht, sondern ganz einfach, ob ein Utraquist von Gewissenhaftigkeit und Ehre einen derartigen Eid schwören konnte und schwören durfte? Und das soll uns Niemand glauben machen, daß, wenn vom 30. April bis 7. Mai die Krönung verschoben wurde, weil man über die Formulirung des Eides nicht ins Reine gekommen war, der König, der böhmisch schwor, nicht gewußt hätte, was der Eid enthielt. Da wäre Georg denn doch ein ganz läppischer Mensch gewesen, was ihm im Ernste Niemand zutrauen wird. Wohl wäre es aber schlimm, wenn, um einen Fürsten zu entschuldigen, zu einer derartigen Vertheidigung gegriffen werden müßte.

Ehe jedoch die Eidesleistung und Krönung erfolgte, war bereits das oben erwähnte Schreiben Johann Lichtenfelders über die Sendung des Mönch Lukas (3. April 1458) sammt jenen Urkunden, welche sich offenbar auf Georgs Unterwerfung bezogen und von denen in dem Brief vom 3. April die Rede ist, von Rom abgegangen und zweifelsohne in Georgs Hände gekommen. Wir erfahren nun aus Prag, am 9. Mai, daß König und Königin geschworen hatten, der römischen Kirche unterthänig sein und zu ihr übertreten zu wollen; sowie daß der König eine neue Gesandtschaft nach Rom bestimmt habe und entschlossen sei zu thun, was der Papst „pyet und reth.“ Nichtsdestoweniger aber sandte der König noch eine dritte Botschaft nach Rom, welche Bestätigung der Compactaten erwirken sollte. Letzteres war aber Staatsgeheimniß.¹⁾

Der König befand sich offenbar in großer Verlegenheit. Angeblich konnte er sich an den Bischof von Olmütz, Protas von Boskowitz nicht wenden, weil dieser noch nicht consecrirt war; allein so gut wie der böhmische Landtag beschloß, sich an K. Mathias und den päpstlichen Legaten Johann Carvajal zu wenden und

um einen ungarischen Bischof zu bitten, konnte sich auch der Bischof von Olmütz consecriren lassen, wenn er seine Hand in diesen Angelegenheiten haben wollte. Dem Bischof von Breslau sandte Georg selbst einen Zelter und bat ihn dringend zur Krönung zu kommen. Jobst von Rosenberg entschuldigte sich aber, „gar erbarlich und christenlich,“ nicht wie man annahm, weil er sich noch in der Reihe der Segner hielt, sondern weil er wußte, daß sich das für ihn nicht ziemte.²⁾ Unter diesen Verhältnissen blieb also dem utraquistischen Könige nichts anderes übrig als zu zwei ungarischen Bischöfen seine Zuflucht zu nehmen. Allein auch diese stellten ihre sehr gemessenen Bedingungen, so daß der König neben dem gewohnten Krönungseide, der das Land berührte, jene Art von kirchlicher Capitulation eingehen mußte. Das Prager Volk hatte durchaus keinen Deutschen zum König gewollt³⁾ und dadurch sich der Lehren und des Beispiels Johann's Hus würdig erwiesen; die Folgen dieses nationalen Hasses traten sehr bald ein. Man konnte nicht einmal die gewöhnlichen rechtlichen Formen bei der Krönung befolgen und während die böhmischen Kronländer namentlich Schlesien gegen den prädominirenden Einfluß der Hauptstadt sich erklärten, besand sich der uffgeruckte König Verpflichtungen gegenüber, die sehr bald den nicht mehr zu lösenden verhängnißvollen Knotenpunkt seiner Regierung bildeten. (Fortsetzung folgt.)

B. Czechische Literatur.

II.

(Schluß.)

Wir haben die Überschau der czechischen Literatur des Jahres 1862 im ersten Theile unseres Artikels mit einer Musterung des staats-, kirchen-, rechts- und literatur-geschichtlichen Faches eröffnet, und wollen jetzt auch noch einige andere Gebiete in Augenschein nehmen. Die Naturwissenschaften haben in unserem Jahrhundert sowohl für die materielle Wohlfahrt als auch für die höhere Cultur der Völker eine so vitale Bedeutung gewonnen, daß die neugeschaffene czechische Literatur nicht säumen durfte, sich mit ihnen in Beziehung zu setzen. Die Initiative ergriffen hier die Ge-

1) Dropsen Ges. b. Preuß. Politif II., u. II. B. n. 156.

2) Sciens tamen sibi minime licere, constanter id facere recusavit. Tempelberg.

3) Nach Dubravius Hist. Boh. p. 281 hatte Rokycan schon vor der Wahl eine Predigt in der Teynkirche gehalten und die Wähler aufgefordert, ja keinen Deutschen zu wählen, worauf auch schon, ehe die Wahl statt fand, gerufen wurde, es lebe K. Georg.

brüder Pressl; besonders eifrig wirkte Johann Swatopluk Pressl, Professor an der medizinischen Fakultät zu Prag, ohne jedoch auf das eigentliche Volk, welches für den streng gelehrten Zuschnitt seiner botanischen, zoologischen, mineralogischen, geologischen und chemischen Werke kein zureichendes Verständniß hatte, einen tiefer gehenden Einfluß nehmen zu können. Dies gelang dem jüngeren und ohne Widerrede auch talentvolleren Karl Amerling, der sich um die Popularisirung der Naturwissenschaften unbestreitbare Verdienste erworben hat, wenn man auch nachträglich an diesen zu mädeln mußte. Denn statt anzuerkennen, er habe bei dem Versuche, das czechische Sprachgebiet über das Reich der Naturwissenschaften auszudehnen, mit dem spröden Stoff der Sprache vielfach ringen müssen, behaupteten einzelne Stimmen, er habe der Sprache Gewalt angethan; und statt sich dessen zu freuen, daß er die Thatfachen der Naturwissenschaft sinnig und phantasiereich darzustellen verstand, meinte da und dort ein czechischer Kritikus, Amerling sei ein Phantast aus der Schule Oken's. Indessen so gewiß Oken ein origineller Geist war, so gewiß streute Amerling in Zeitschriften und selbstständigen Werken eine Fülle naturwissenschaftlicher Belehrung in anregender Form aus. Im Laufe der letzten zwei Dezennien wuchs die Zahl jener czechischen Schriftsteller, welche die Naturwissenschaft vertreten, ziemlich bedeutend an; an die Spitze des Chorus stellte sich der im Jahre 1849 von Breslau an die Prager Universität berufene, geniale Physiolog Purkyně. Hat auch das slawische Böhmen alle Ursache, auf diesen Koryphäen der Wissenschaft stolz zu sein, so darf es doch dabei nicht vergessen, daß der Glanz, den die czechische Literatur durch diesen Namen gewinnt, nichts weiter sei als ein bei den Deutschen kontrahirtes Anlehen; denn nicht auf dem Boden der czechischen Literatur sondern auf jenem der deutschen Wissenschaft pflückte Purkyně die Lorbeeren seines europäischen Rufes, wie er denn bei Gelegenheit der Naturforscherversammlung zu Karlsbad i. J. 1862 die deutsche Wissenschaft für die Nährmutter seines Geistes offen anerkannt hat. Mit diesem Eingeständniß kontrastirt seltsam die Thatfache, daß gewisse czechische Schriftsteller sich etwas darauf zu gute thun, zwar nicht das Schießpulver, wohl aber den Kraftterminus „Kulturnál“ erfunden zu haben, um die Angehörigen

jenes Volkes, dessen Kultur ihnen einen Purkyně großgezogen und zugeführt, in einer nicht eben zweimal ingeniosen Weise zu verhöhnern. Purkyně redigirt in Verbindung mit Krejčí die seit 11 Jahren (auf Kosten der Matic) erscheinende naturwissenschaftliche Zeitschrift „Živa.“ (Dieser Name ist dem altczechischen Olymp entlehnt; die Živa war nemlich eine Gottheit, die das nährende und erhaltende Naturprinzip versinnlichte; sie läßt sich vielleicht am besten mit der Ceres vergleichen.) Purkyně's Redaktionsgenosse Krejčí ist eine sehr rührige Feder und schickt fast alljährlich eine größere oder kleinere Schrift naturwissenschaftlichen Inhalts unter die Presse; sein Hauptfach scheint die Geologie zu sein. — Die Chemie zählt mehrer Bearbeitungen: die tüchtigste lieferte Adalbert Šafařík (ein Sohn des im 1. Theile dieses Artikels gewürdigten Joseph Paul Š.); dieser junge Gelehrte gehört zu jenen Fachmännern, die darauf ausgehen, durch selbstständige Untersuchungen das Erfahrungsgebiet ihrer Wissenschaft zu erweitern; schon vor einigen Jahren hat er in Göttingen, wo er zur Vollendung seiner Studien verweilte, eine bis dahin unbeobachtete Platinverbindung entdeckt und darüber in den Schriften der Wiener Akademie einen ausführlichen Bericht erstattet. Ihm verdanken die gebildeteren Kreise der czechischen Lesewelt auch eine Übersetzung von Alex. Humboldt's Ansichten der Natur. Er wäre ganz der Mann dazu, das Studium des Kosmos durch einen geeigneten Auszug unter seinen Landsleuten anzubahnen. — Auf die bloß für den Schulgebrauch bestimmten, naturwissenschaftlichen Lehrbücher, z. B. Šelického's Mineralogie, Majer's Physik, Staněk's Chemie u. s. f. können wir hier nicht weiter eingehen. — Recht löblich ist das Streben, die Ergebnisse der Wissenschaft für den Land- und Gewerbsmann praktisch nutzbar zu machen. Zu diesem Zweck schrieb Horský seine „Feldpredigten“, Dr. Lambl seinen „Landwirth der Gegenwart“, Rodým sein „Buch für den Landwirth“, Balda seine „Elemente der Technologie“, Hora seine „Technologie“ u. s. w.

Der Linguistik und Lexicographie wollen wir erst ein nächstesmal unser Augenmerk zuwenden, bis einige diesen Fächern angehörige Werke, die eben im Erscheinen begriffen sind, vollendet oder doch so weit gedie-

hen sein werden, daß sie eine Besprechung zulassen.

Es erübrigt noch ein Blick auf die schöne Literatur. Während die strenge Gelehrsamkeit ihrer Natur nach immer nur auf einen besonderen Stand beschränkt bleiben wird, hat die schöne Literatur die Aufgabe, gewisse Anschauungs-, Denk- und Gefühlsweisen zu einem Gemeingut des ganzen Volkes zu machen, somit die innerhalb einer Volksgesamtheit herrschende Phantasie-, Verstandes-, und Gefühlskultur, welche man „allgemeine Bildung“ nennt, zu vermitteln und graduell zu erhöhen. Für den Entwicklungsgang eines Volkes ist daher seine schöne Literatur von wesentlichem Belang. Der Gelehrte vom Fach sieht zwar den Belletristen gern über die Achseln an, allein sehr mit Unrecht: denn gerade dieser, und nicht jener ist des Volkes Bildner und Wohlthäter. Weder Leibniz noch Kant, weder Euler noch Gauß, weder Thibaut noch Savigny, weder Foder noch Den, weder Niebuhr noch Dahlmann haben zur Erziehung des deutschen Volkes so viel beigetragen als Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe, Schiller u. s. w. — Solch eine Ansicht scheint auch den Gründern der neu-czechischen Literatur vorgeschwebt zu haben: denn es war die Stimme der Dichtung, womit sie ihr Volk aus seinem tiefen Geisteschlaf zu wecken suchten (Ende des vorigen und Anfang des laufenden Jahrhunderts). So gehören z. B. Wenzel Thám, Ant. Jaroslav Buchmajer, die Gebrüder Joh. und Adalbert Mejstlík zu denjenigen, welche der neu-czechischen Lyra die ersten, freilich schwachen und unsicheren Töne abgewonnen. Auf diese Präludien folgten allmählig größere und auch gelungenere Versuche. Nachdem sich nemlich die Aufmerksamkeit und das Studium der Literatoren mittlerweise der slavischen Volkspoesie zugewendet, erstand — zum Theil unmittelbar von dieser angeregt — seit den zwanziger Jahren eine lange Reihe von Dichtern, unter welchen alle Gattungen der Poesie vertreten waren. Durch ihre (meist episch gefärbten) lyrischen Leistungen zeichneten sich mehr oder weniger aus: der Pfister Pastor Johann Kollár, Čelakowský, Chmelenský, der General Polák, Kamenický, Langer, Jablonský, Štulc, Furch, Škultety u. a. m. — Im Geiste der epischen Dichtung schrieben: Karl S. Schnei-

der und S. Macháček, beide durch manche gute, selbst populär gewordene Ballade im guten Andenken; ferner J. Graž. Wocel, der sich durch seine „Przemysliden“, besonders aber durch sein „Schwert und Kelch“ namentlich bei jugendlichen Herzen viel Sympathieen ersungen hat; dann der in Leitmeritz verstorbene Karl Ignaz Mácha, auf den wir weiter unten zurückkommen werden; der seit seinen „Gegensüßlern“ leider verstummte Nebešlý; endlich K. Jaromir Erben, dessen nicht allein sprachlich musterhafte sondern auch einen echt slavischen Geist ausstrahlende „Rytice“ (d. i. Blumen-spunde) erkennen läßt, der Dichter habe sein Talent an dem Urborn der slavischen Volkspoesie genährt. — Jos. Kajet. Tyl machte als Novellen- und Romandichter durch seine Erzählergabe großes Glück beim Publikum. — Das Feld der dramatischen Dichtung bearbeiteten: der fruchtbare Wenzel Klicpera, Turinský aus Böhmisches-Brod, S. Macháček, Wenzel Swoboda und der Prager Schauspieler Jos. J. Kolár.

Unter den Dichtern der Gegenwart sind Vitezslav Hálek, Gustav Pflieger, Joseph Fryč, und Karl Sabina wohl die namhaftesten. Hálek hat einige von seinen im Laufe der letzten 6 Jahre entstandenen dichterischen Arbeiten gesammelt und zu einer im J. 1862 veröffentlichten Gesamtausgabe vereinigt, welche neben einer Anzahl Balladen, ein längeres episch-lyrisches Gedicht Alfred, dann „Abendlieder“ vorwiegend erotischen Inhalts, eine epische Dichtung „die schöne Lejla“, eine Tragödie „der Carenprinz Alexis“, endlich mehre Erzählungen und Humoresken umfaßt. Gleich dem Alexis sind zwei in diese Sammlung nicht aufgenommene Dramen Hálek's nemlich „Záviš von Falkenstein“ und „König Bukassin“ auf der czechischen Bühne zu Prag aufgeführt worden; mit dem letzteren ward das Interimstheater eröffnet, die zwei ersten gingen schon i. J. 1860 über die weltbedeutenden Bretter. Ein viertes Drama desselben Dichters „König Rudolf II.“ ist zwar im Druck erschienen, aber bisher noch nicht zur Aufführung gelangt. — Von Pflieger brachte das Jahr 1862 eine Sammlung lyrischer und epischer Dichtungen unter dem Titel „Eypressen“ und einen Roman „Verfehltes Leben“. Mehrere andere Romane, darunter einen in Versen, hat Pflieger schon vordem veröffentlicht. — Fryč

fährt, wie seine in Genf gedruckte „Auswahl von Gedichten“ und sein Drama „Libussa's Gericht“ beweisen, ins Ausland fort, seiner heimischen Muse zu opfern. — Sabinahat sich vor mehr als 20 Jahren als Lyriker versucht, doch bald darauf der Novellen und Romandichtung zugewendet. Unter seinen Novellen ist „der Todtengräber“ die gelungenste und auch gelesenste: i. J. 1862 erlebte sie die 3. Auflage. Sein neuester Roman „In der Wüste“ drehet sich um einen interessanten Mittelpunkt: um ein Stück socialen Lebens aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Da die Werke der älteren Dichtergeneration im Buchhandel ziemlich selten geworden sind, so hat die unermüdlche Firma Kober die Gelegenheit benutzt, von den Schriften der hervorragendsten älteren Dichter einen Wiederabdruck zu veranstalten. In diesem neuen Gewande erschienen bis 1862: der Pester Kollar dessen Hauptwerk in einer, für die Einheit der getrennten Slavenstämme begeisterten, lyrisch-epischen Dichtung „die Tochter Slawiens“ besteht; dann (in einer besonderen Collectivausgabe) Franz Kuběš, ein humoristischer, daher äußerst populärer Lyriker und Novellist; Langer, ein ebenfalls humoristisch-satyrischer Dichter; Mácha, ein ausgesprochenes, aber vom Welt Schmerz angestechtes Talent; der General Polák, dem sein didaktisches Gedicht „die Erhabenheit der Natur“ viele Verehrer schaffte; endlich Klicpera, von dessen Dramen eine Auswahl dargeboten wird. Diese Collectivausgabe setzt Kober fort. Jetzt steht sie beim 16. Band. —

Zum Schluß noch ein Curiosum, welches die czechische Presse im Jahre des Heiles 1862 in die Welt gesetzt hat: es sind dies die „Hungerlieder“ des Joh. D. Panhrel. Hungerlieder? Dieser Titel fällt meinen werthen Lesern auf, und ein Theil von ihnen fragt, von Neugier ergriffen, wess Geistes Kinder wohl jene Lieder sein mögen, während ein anderer Theil socialistische Lust wittert und seine Stirn in ernste Falten legt. Ich antworte zunächst den Neugierigen: Panhrel's Poesien sind

nicht des Geistes sondern des Hungers Kinder. Ist diese Antwort nicht klar? — Ach, nur allzu klar, wenigstens für die zweite Gruppe meiner Leser, für die Gruppe der „Bitternden!“ Denn ich sehe, daß sie — als hätte meine Antwort ihren socialistischen Argwohn bestätigt — ihre Stirn noch unruhiger und unzufriedener zusammenziehen. Aber, meine Herren, keine voreiligen Besorgnisse! Panhrel ist ein ganz harmloser Dichter, der nicht im entferntesten daran denkt, seine Muse zur Mitschuldigen des Herrn St. Simon oder Fourier zu machen. Nein, Panhrel will durchaus nicht eueren Schlummer stören, ihr beati possidentes, er will nur zeigen, daß die schöpferische Kraft eines Dichters selbst den Hunger zu einem poetischen Princip erheben könne; er schildert daher mit einem echt cynischen Humor die Zustände, die sich aus der Leere seines hungernden Magens ergeben und ertheilt allen seinen leiblichen Nöthen in gereimten Trochäen die Weihe der Unsterblichkeit. Er besingt z. B. das geliebte Auge — etwa einer anmuthigen Jungfrau? o, nein, das große Fettauge, welches heute ausnahmsweise auf seiner sonst so mageren Suppe schwimmt; er klagt über die Ferne seines Mädchens — etwa vor ungeduldiger Sehnsucht? o nein, aus Besorgniß für seine theueren Stiefeln, die von dem langen Weg zur Geliebten tüchtig hergenommen werden. Er gibt zu, daß Mädchenlippen süß seien, allein er wirt ihnen vor, daß ihre Süßigkeit den Hunger des Magens nicht stille. In einem Gedichte bittet er seine Muse, sie möge sich doch den Raben, welcher dem in der Löwengrube ausgehungerten Daniel die rettende Speise gebracht, zum Muster nehmen, und ihm — dem Panhrel — ebenfalls „etwas zum Imbiß“ verschaffen. So geht es durch 99 zwei-strophige Piccen fort. — Armer Panhrel! Sollten deine Leiden nicht den Swatobor rühren, so verzweifle nicht, sondern wende dich an die Gemeinde der k. k. Hauptstadt Prag: Prag hat für die hungernde Menschheit nicht nur ein Herz sondern auch eine — Numforter-Suppen-Anstalt.

A...z...r.

(Die Pagination bezieht sich auf die erste Nummer der literarischen Beilage.)

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlob Haase Söhne.

(Verlag des Vereines.)

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins
für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

3.

Oesterreichische Geschichtschreibung.

6. Georg von Poděbrads Bestrebungen um Erlangung der deutschen Kaiserkrone und seine Beziehungen zu den deutschen Reichsfürsten. Von Heinrich Moritz Richter. Wien und Leipzig. Druck und Verlag der typograph. liter. artistischen Anstalt (P. C. Zamarski und C. Dittmarsch) 1863.
7. Urkundliche Beiträge zur Geschichte Böhmens und seiner Nachbarländer im Zeitalter Georgs von Poděbrad. 1440 — 1471. Gesammelt und herausgegeben von Franz Palacký. Wien. Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. 1860. (Fontes rerum austriacarum. II. Abth. Diplomata et acta XX. Bd.)
8. Enea Silvio de' Piccolomini als Pabst Pius der Zweite und sein Zeitalter. Von Dr. Georg Voigt, ord. Prof. der Geschichte an der Universität zu Rostok. Dritter Bd. Berlin. Druck und Verlag von Georg Reimer. 1863.

Erster Artikel.

(Schluß.)

Und der Knoten schürzte sich sehr bald. Unmittelbar nach geschehener Wahl „zog der König in der Rokhzenskirche,“ nach dem Teyn, wo das priesterliche Haupt der Utraquisten die Seinigen aufforderte Gott zu loben und Dank zu sagen, der ihnen nun einen löblichen König zu Stärkung und Erhaltung ihres Glaubens gegeben habe — an der Stelle des Rokhzan abgeneigten Laszla — desgleichen sie nie vorher gehabt hätten. Es versteht sich wohl von selbst, daß der neue König, das Schwert und der Hort der Kelchler, der „geliebte König der Prager“ etwas zu Gunsten der Utraquisten thun mußte. Das Mindeste, was geschehen konnte, war Sicherstellung der Compactaten durch Erlangung ihrer päpstlichen Bestätigung.

Es ist auffallend, daß gerade die wichtigste Frage im Anfange der Regierung Georg Poděbrads, durch welche Zusicherungen die ultraquistische Partei einem Könige gegenüber beruhigt wurde, der sich gleich dem Ultramontanen unter den Ultramontanen benahm, von den Schriftstellern nicht erörtert wird. Es ist

nicht glaublich, daß sein Eid, vor so vielen Zeugen geschworen, geheim gehalten werden konnte. Es lag dieses weder in Georgs Interesse seinen katholischen Unterthanen, die er noch später durch Vorzeigung päpstlicher Briefe mit der Aufschrift an den geliebten Sohn R. Georg zu gewinnen suchte, gegenüber, noch im Interesse der letzteren, die ihre Stellung durch eine Bekanntwerdung der von Georg selbst übernommenen Verpflichtungen nur sichern konnten. In welcher Lage befand sich aber Rokhzana? Wußte er etwas davon, daß der König erklären ließ, er werde sich nach Rom begeben und dort ihm ein Geleitsbrief zuerkannt wurde? Hatte es aber auch nur einen Schein von Wahrheit für sich, daß Rokhzana nach Rom gehen und dort für die Compactaten wirken werde? Wie konnte ferner der römische Hof nach der strikten Unterwerfungsformel des Krönungseides auch nur an eine Bestätigung der Compactaten denken, da R. Georg selbst geschworen hatte, die volle Übereinstimmung des Ritus und Cultus nach vollen Kräften zu befördern? Mit welcher Stirne konnte man anderseits nach diesem die Bestätigung verlangen und eine Zumuthung stellen, auf welche man sich die Antwort in dem Gemache geben konnte, in dem der König und die Königin den Eid geschworen hatten? Unwillkürlich drängt sich der Gedanke auf, Rokhzan, Kostka und die übrigen Häupter der Utraquisten seien in Georgs Geheimniß eingeweiht gewesen und der König habe ihnen Zusicherungen gemacht, durch welche sie in Betreff der Comödie beruhigt wurden, die jetzt von R. Georg in Scene gesetzt wurde. Ist es doch mehr wie sonderbar, daß alle Zeitgenossen sich darin vereinigen, ihn als den schlauesten und listigsten Fürsten seiner Zeit darzustellen, während die neuere Darstellung sich gefällt, ihn als einen höchst gutmüthigen Monarchen vorzuführen, der voll Friedensliebe kein Wasser trübt, sondern nur das Gewebe auflöst, welches andere stricken, während doch der allgemeine Abfall seiner Freunde und Bundesgenossen am besten be-

weist, wie wenig Zutrauen von Jahr zu Jahr der Fürst einflößte, von welchem sich bis auf den Fuchs Germaniens, den Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg, beinahe alle in seine Todfeinde verwandelten.

Es muß nun hier noch jenes Vorwurfs erwähnt werden, der die Ermordung K. Laszla's betraf, und von welchem sich Georg sorgfältig zu reinigen suchte. Schon von K. Wenzel war gesagt worden, die Husiten hätten ihn vergiftet; von K. Albrecht II., der in der Blüthe seiner Jahre starb, war, jedoch in Betreff der Ungarn, eine ähnliche Sage gegangen. Bei dem Tode K. Laszla's, der im ersten Jünglingsalter starb, ist es vollends kein Wunder, wenn man an eine gewaltsame Todesart dachte, da die Katastrophe zu unerwartet, zu sehr gegen den Lauf der Natur war, als daß man nicht nach dem Ausspruche des alten Römers (*cui commodo*) denjenigen für den Urheber hätte halten sollen, welcher von dem Unglücke für sich und auf Kosten der Verwandten des unglücklichen Königs einen so ungeheuren Vortheil zu ziehen wußte. Ich überlasse es da Andern zur Beurtheilung, ob es in Treue gegen den Verstorbenen gehandelt war, wenn Georg des Laszla Schwestern und Bettern ausschloß und sich an ihrer Stelle auf den königlichen Thron setzte. Daß der Verdacht der Mitschuld oder der That unmittelbar, wenn einmal von einer Ermordung die Rede war, unter diesen Umständen auf Georg fiel, ist ganz und gar begreiflich. Daß derselbe vermehrt wurde, daß er tausendfältig wuchs, als man sich überzeugte, welches Spiel er mit seinen Eiden treibe und wie alles und alles nur auf eine schlaue Berechnung des eigenen Vortheiles hinauslaufe, ist gleichfalls in der Natur der Dinge begründet. Sonst pflegen derartige Dinge mit den Jahren an Kraft abzunehmen; bei Georg Poděbrad nahm jedoch der Verdacht mit den Jahren zu, bis der Leumund des Königs der allgemeinen Anklage erlag. Gesezt nun die Sache sei wahr, — und jedenfalls wäre es fast ohne Beispiel, daß ein so furchtbarer Verdacht ohne Grund entstehen und sich in solcher Weise verbreiten konnte, — so darf es Niemanden in Erstaunen setzen, wenn über die That selbst vielfach widersprechende Angaben in Umlauf kamen. Wie ist es nicht in unseren Tagen mit Ludwig XVII. von Frankreich, mit dem Herzoge von Condé ergangen? Widersprechende Berichte über eine im Finstern verübte That, namentlich bei Mächtigen, sind

doch durchaus kein Gegenbeweis, und selbst der Umstand, daß nähere Nachrichten erst im Auslande aufkamen, kann nicht zur Entlastung dienen. Denn dafür, daß sie in Prag nicht laut wurden, sorgte K. Georg, wie einst K. Wenzel, der, als er den Generalvicar foltern und ertränken ließ, alles so in Schrecken hielt, daß, wenn es auf die böhmischen Zeitgenossen ankam, die Unthat beinahe in das Meer der Vergessenheit gesunken wäre. Wenn ferner von dem tüchtigsten Berichterstatter Peter Eschenloer gesagt wird, er habe sich mit seinem ausführlichen Berichte über die Vergiftung Laszla's auf Enea Silvio gestützt, so erscheint diese Behauptung nichts weniger als erwiesen, während sicher ist, daß im Sommer 1457 wirklich das günstige Verhältniß zwischen K. Laszla und dem Subernator von Böhmen einer ernsten Spannung Platz gemacht hatte. Dazu kam, daß, was seit Jahren geschehen war, nur einen ununterbrochenen Bau von der Größe Georgs zeigt, der zwar durch die Thronbesteigung seinen Giebel erlangte, allein diese selbst schien schon lange und unter der Regierung Laszla's selbst vorbereitet, da ja bereits des Königs Erbrecht auf Böhmen aufgehoben und das Wahlrecht eingeführt worden war. Der Bericht des Enea's Silvio zeigt nicht wie der Eschenloer's die schon ausgebildete und feststehende Sage, welche auf die Unthat der *bestia maledicta*, wie man 1468 die Königin Johanna nannte, hinauslief, sondern vielmehr, wie aus verschiedenen Berichten, die auf Mittheilungen von Ärzten und Kämmerern gegründet waren, sich Verdachtsgründe ansammelten, deren überzeugende Kraft jedoch nach dem Geständnisse des Aeneas selbst nicht vorwaltete.

Wenn aber andererseits als Hauptbeweis für den Nichtantheil Georgs am Tode König Laszla's die Erklärung angeführt wird, welche im Namen des vormaligen Subernators von Böhmen, seines Herrn, Jobst von Einsiedeln dem österreichischen Landtage am 21. Januar 1458 abgab, so darf man nicht übersehen, daß dagegen der alte Spruch angewendet werden kann, wenn man etwas Unrechtes begangen habe, müsse man läugnen, wer aber sich entschuldige, klage sich an. Die Antwort, welche die Stände darauf gaben, und die auf geringe Leute hinwies, welche in Leuthewsern davon gesprochen hätten, woran nichts liege, da Könige und Kaiser von sich reden lassen müßten, scheint nur das Erstaunen anzudeuten, daß der Suber-

nator sich entschuldigte, wo doch kein Ankläger vorhanden war. Die Berufung aber, daß das Königreich Böhmen nie in solchem Rufe gewesen und nie von ihnen gehört wurde, daß sie ihren Königen sollten vergeben haben, widerlegt sich nicht blos durch Wenzels Tod, sondern auch durch dasjenige, was man von dem Grunde seines Fährornes, seiner Trunkenheit und Wildheit berichtete, die auf Gift beruhten. Wenn daher Jobst von Einsiedeln, Georg von Poděbrad und begreiflich die österreichischen Stände hierauf vergaßen, so brauchen wir ihnen nicht nachzufolgen. Die Stärke der Argumentationen zu Gunsten Georg Poděbrads wird hierdurch nicht vermehrt. Ich habe mir die größte Mühe gegeben, in bairischen Archiven etwas ausfindig zu machen, was zu Gunsten der einen oder anderen Ansicht zeugen würde. Das K. Staatsarchiv weist jedoch nur auf eine einzige Relation aus Prag über K. Ladislaus' Tod hin, welche ich als den officiellen Bericht bezeichnen möchte, da er die Unterredung Georg's mit dem sterbenden Könige enthielt und eben deshalb nur von Georg selbst ausgehen konnte. Ich werde sie an einem anderen Orte abdrucken lassen. Wie viel oder wie wenig für die Frage selbst ein derartiger Bericht bedeute, ist mir gleichgültig; denn ich will ja nicht die angebliche Giftmischung in neue Untersuchung ziehen, sondern nur einige Thatsachen feststellen, die mir für die Geschichte der Thronbesteigung K. Georg's von Wichtigkeit zu sein scheinen.

Es bleibt nemlich als unumstößliche Thatsache stehen, daß, 1. gleich nach dem Tode Ladislaus' das Gerücht entstand, der König sei vergiftet worden; 2. daß der Gubernator sich für verpflichtet erachtete, diesem Gerüchte sehr frühe entgegen zutreten, und 3. daß es ihm nicht gelang, diesem Gerüchte Herr zu werden, sondern anstatt durch das Gewicht seines Ansehens und persönlicher Unbeflecktheit dasselbe im Entstehen zu vernichten, nahm es immer mehr zu und gestaltete sich endlich zur festen, die öffentliche Meinung beherrschenden Überzeugung. Und darin besteht allerdings für die Vertheidiger Georg's Poděbrads eine gewisse Verlegenheit, daß ungeachtet aller Vertheidigung die Georg ungünstige Meinung sich feststellte, sein moralisches Ansehen nicht so groß war, daß seine positiven Erklärungen hinreichten, den Verdacht zu bewältigen, welcher bei anderen Persönlichkeiten nicht zu haften vermocht hätte, von ihnen gar nicht beachtet worden wäre.

Fügen wir noch Einiges hinzu, was in dem Zeugenverhöre gleichfalls nicht berücksichtigt wurde. Als im Anfange des Jahres 1459 Magister Nicolaus Tempelberg seinen Tractat über die ungültige Wahl K. Georg's schrieb, erklärte er es als öffentliche Stimme und Gerücht, Georg habe den Tod K. Ladislaus herbeigeführt. Denn nachdem derselbe vergiftet wie er war, krank darnieder lag, sandte er nach seinem Beichtvater und empfing die Sterbesacramente. Nachdem dieses geschehen, betrieb Georg, daß seine treuesten Diener von ihm getrennt und fern gehalten wurden, so daß der Tod des Königs ganz anders statt fand, als es sonst bei ähnlichen Fällen zu geschehen pflegt. Denn während bei sterbenden Fürsten Geistliche und Weltliche, Vornehme und Ärzte sich am Sterbebette versammelten, sollen seine letzten Wächter, um nicht zu sagen seine Mörder, sagen, welcher Bischof, Prälat oder Hofcaplan dem sterbenden Könige beistand, das Bild des Gekreuzigten den brechenden Augen vorhielt, die brennende Kerze dem Scheidenden in die Hand drückte? welche Barone oder Ritter seiner Reiche ihn umstanden hätten, um aus seinem Munde die letzten Bestimmungen zu vernehmen? wo die Kanzler und Notare geblieben, um sein Testament aufzuschreiben? wo seine vorzüglichsten Getreuen gewesen, wo die Kämmerlinge, welchen die Sorge um den Leib des Königs anvertraut gewesen? Die Ärzte des Königs, welche bis zum letzten Augenblicke ausharren und dann den Leichnam einbalsamiren müssen, sollen auftreten und bekennen, wie es sich mit ihm, mit seinem Tode, mit der Leichenbeschau verhalten habe? Sie sollen sagen, ob dasjenige, was sich für einen katholischen Fürsten bei seinem Sterben geziemt, geschehen sei? Sie wollen wir hören. Da aber seit Ladislaus' Tod (23. Nov. 1457) schon ein Jahr und 3 Monate verstrichen seien, ohne daß Jemand erschienen sei, der die Wahrheit berichten könne oder dazu den Muth besäße, Niemand über die letzten Augenblicke des verstorbenen Königs und die dabei beobachtete Weise berichtet habe, so trete klar hervor, daß aus demjenigen, was darüber an Anzeichen bekannt geworden, ein sehr heftiger Verdacht (der Ermordung des Königs) hervorgehe. Dazu geselle sich aber die Klage und glaubwürdige Erzählung der von Georg vertriebenen Utraquisten (sectariorum), daß diejenigen, welche zuletzt zugegen waren, befürchtend, die kräftige Natur des königlichen Jünglings möchte am Ende doch das Gift bewältigen

und er wieder aufkommen, ihn schmachvoll tödteten, nicht ohne Mitwissen und Mitwirken Georgs, der damals die Oberaufsicht über den königlichen Palast hatte und den Plan, welchen er in Ungarn gefaßt, in Böhmen zur Ausführung brachte.

Wir lassen diese Angaben bei ihrem Werthe beruhen und erwähnen sie nur, erstens um zu zeigen, wie das Gerücht entstand und Verbreitung fand, und zweitens, weil dieser Schriftsteller, was mir nicht gerechtfertigt scheint, im Zeugenverhör übergangen wurde. Wenn aber einerseits diejenigen Berichte nicht gelten, welche auf der Aussage der Ärzte beruhen, andererseits das fehlende Gutachten der Ärzte erst nach 400 Jahren nachgeholt wird, so bestärkt dieses die Meinung, daß besondere Gründe vorgeherrscht haben müssen, welche die Bekanntmachung der Krankengeschichte, des Sectionsbefundes, des Vorganges des Todes verhinderten. Das Zeitalter war nicht so jüngerlich sittlich, um an Dingen zu erröthen, welche wir zu erwähnen für unsittlich halten. Da zeigt der Briefwechsel M. Albrechts eine viel stärkere Anschauung der Lebensverhältnisse. Was hielt also R. Georg ab, den ärztlichen Befund bekannt zu machen, worin doch die einfachste Art der Rechtfertigung seiner eigenen Person beruhte? Als nun vollends Leute von seiner Partei, Utraquisten selbst wider ihn zeugten, ihn und die Seinen als Mörder bezeichneten, die Thatsache seiner Erhebung den Grund einer Beseitigung König Ladislaus bis zur Evidenz an die Hand zu geben schien, so ward die Überzeugung von einem stattgehabten Verbrechen unerschütterlich. Während Georg mit der Königskrone geschmückt, damit nicht zufrieden nach der Kaiserkrone griff, bezeichneten ihn Dichter und Geschichtschreiber als Mörder. Ja noch mehr, während der Geschichtschreiber, der sein Anwalt wird, mühsam die Fäden der Anklage auseinander legen muß und wie wir sahen, selbst den Bestand ernsthafter Spannung zwischen Ladislaus und Georg, worauf in letzteren Grund die Meinung einer Ermordung beruht, einräumt, findet sich utraquistischer Seits Niemand, welcher der so heranschwellenden Fluth von Beschuldigungen gegen-

über die Vertheidigung auf sich nehme. Nur der König und des Königs besoldete Diener sind es, welche seine Sache führen. Zu diesen gehört auch Lucas Hladek, welcher bei Papst Calixt III. Georg gegen die Beschuldigung vertheidigte und damals einen Geleitsbrief für Kottlyan erlangte, was jedenfalls eine blinde Hingabe an R. Georg voraussetzte. Daß der Gesandte Georgs an den Papst eine Ermordung Ladislaus durch seinen Herrn nicht zugab, wird doch schwerlich Jemand im Ernste als einen überzeugenden Beweis von der Unschuld des Königs betrachtet wissen wollen. So stand denn Georg Poděbrad gleich im Anfange seiner Regierung einer Masse von Schwierigkeiten gegenüber, die kaum mit einer ganz außerordentlichen Geschicklichkeit zu bewältigen waren. Als ufferuckter König hatte er nicht bloß die Fürsten gegen sich, welche er durch seine Erhebung um ihr Recht gebracht hatte, sondern auch alle diejenigen, welche aus fürstlichem Geblüt waren, und das durfte er überzeugt sein, wenn ihm ein Mißgeschick begegnete, von dieser Seite wurde ihm die rettende Hand nicht geboten. Als Utraquist erregte er den Katholiken Besorgnisse und hatte er auch die Parthei des katholischen Adels in Böhmen für sich, die mährischen und vor Allem die schlesischen Städte mußte er erst für sich gewinnen. In dem Maße aber, in welchem Georg als Anhänger des römischen Stuhles hervortrat, machte er die Eifersucht der Utraquisten rege, wie jede Annäherung an Deutschland, jede Betonung seiner churfürstlichen Würde von denjenigen als Angriff wider die Nationalität angesehen wurde, die ihn gewählt hatten, um durch ihn die Deutschen auszuschließen. Ob aber bei dem Widerstreite der Doppelstellung, in welcher sich Georg nach allen Seiten hin befand, auch die größte Klugheit nicht erst Verwicklungen schaffte, anstatt sie zu beseitigen, mußte sich erst zeigen.

Wenn in dem gegenwärtigen Augenblicke die alten Häuser festblieben, den ufferuckten König sich nicht nahe kommen zu lassen, und selbst wenn der Kaiser ihn als Churfürsten bestätigte, was Friedrich III. nicht anders thun konnte, ihn mit dem Banne der Illegitimität

1) Soll das Zeugniß des Bartolö von Prachnian v. n. J. 1483 angenommen werden, so muß man des Aeneas Bericht über die Aussage der Ärzte nicht verdächtigen. Der alte böhmische Annalist (Zeugenverhör S. 11.) sagt zu wenig. Hingegen wäre er allerdings in Verbindung mit M. Simon von Schiau, welcher als Zeitgenosse und am Hofe des Königs lebend, von Eingeweidegeschwüren spricht, an denen Ladislaus starb, von maßgebender Bedeutung, wenn wir nur von Simon mehr besäßen als das kurze Citat bei M. Procop Sypac von Slawaow. Zeugenverhör S. 15.

zu umgeben, so ward es R. Georg schwer wo nicht unmöglich gemacht, auf Deutschland einzuwirken, die andern aber konnten eine von ihm unabhängige Politik verfolgen. Nun hatte aber der König Sorge getragen, die religiösen Bedenken, welche im Schooße der Churfürsten und Fürsten sich wider ihn erhoben hatten, gründlich zu beseitigen. Er schien sich die Politik R. Friedrichs II. zum Muster genommen zu haben. Nicht bloß daß er und seine Procuratoren von Hingabe für die Sache der Kirche, von Ergebenheit für den Papst überfloßen, und jener 1215 sich mit dem Kreuze bezeichnete, dann aber sich in alle Händel verwickelte, nur nicht in einen Kampf zur Befreiung des heiligen Grabes, so ließ jetzt R. Georg einen Türkenkrieg in Aussicht stellen und erwirkte obwohl Utraquist von P. Calixt III. was er wollte, nicht nur Anerkennung als Churfürst und König, sondern auch den gewöhnlichen Zusatz als geliebter Sohn.¹⁾ Dieß war der Schlüssel, welcher ihm nicht bloß den Zugang zu den katholischen Städten öffnete, sondern auch in das Familienheiligthum der legitimen Fürsten. Da bahnten ihm die Streitigkeiten unter den Fürsten selbst den Weg. Zuerst gaben ihm die unseligen Streitigkeiten des Kaisers mit seinem Bruder einen erwünschten Anlaß sich in die österreichischen Angelegenheiten zu mischen. Er erschien, nachdem bereits am 27. Juni der Kaiser sich mit den österreichischen Herzogen Albrecht und Sigmund vertragen, August 1458 in Osterreich und veranlaßte dadurch den Herz. Albrecht am 21. August zu Gunsten des Kaisers seines Bruders allen Ansprüchen auf Wien und Niederösterreich zu entsagen. Gerade damals muß die Nachricht vom Tode P. Calixt's und nach we-

nigen Wochen die von der Wahl des berühmten Aeneas Sylvius Piccolomini als Pius II. dem Kaiser sowie dem Könige zugekommen sein. Letzterer hatte am 8. August einen ihm blind ergebenen Freund und Gönner verloren. Am 20. August war mit einer merkwürdigen Übereinstimmung der Cardinäle Aeneas, welcher sich eben in den Bädern von Viterbo mit der Abfassung der Geschichte Böhmens beschäftigte,²⁾ zu Calixt's Nachfolger erhoben worden, unstreitig der größte Kenner aller der Streitigkeiten, welche aus Böhmen hervorgegangen waren, der jetzt lebte, und in dieser Beziehung selbst den Cardinal von Eusa überragend, dessen Streitigkeiten mit H. Sigismund den großen Geist in der nächsten Zeit der Betheiligung an viel wichtigeren Dingen entzog. Bereits hatte R. Georg die Verheerung Osterreichs begonnen (1. Sept.), als die Nachrichten von den Vorgängen in Rom eingelaufen sein mögen. Ich möchte nicht zweifeln, daß sie zum Frieden geneigt machten, der vom 25. Sept. bis 3. Okt. zu Wien vor den Pruden verabredet wurde. Er war der Entfaltung so großer Streitkräfte nicht angemessen. Die Ordnung der österreichischen Erbverhältnisse fand durch den Kaiser statt; Georg erlangte nicht einmal von Friedrich die Anerkennung als König und zog dann wieder ab. Ob die Begegnung beider Fürsten die gegenseitige Achtung vermehrt, ob sie einen Stachel im Herzen zurück gelassen habe, ist ungewiß. Der König konnte sich jedoch sehr bald überzeugen, daß, was er im Süden nicht zu erringen vermochte, durch die Verwicklungen im Westen, sei es mit, sei es gegen den Willen des Kaisers, auf viel leichterm Wege erlangt werden könne.

D. Deutsche Geschichte.

1. **Von Gottsched bis Schiller.** Vorträge über die classische Zeit des deutschen Dramas von Josef Bayer 3 Theile. Prag, Druck und Verlag von Heinrich Mercy. 1863.

Die Deutschen haben an literaturgeschichtlichen Arbeiten wahrlich keinen Mangel. Umfassende Arbeiten und Monografien haben die Meisterwerke und neben herlaufenden Productionen fast von allen Seiten beleuchtet. Die

1) Palach, dessen Verdienst um die Geschichte R. Georgs Niemand mehr anerkennt als wir, meint, gegen jene Zeitgenossen, welchen den König der absichtlichen Überlistung des Papstes beschuldigten, es könne das Ganze bona fide und ohne alle Arglist vor sich gegangen sein. S. 44 Note. Ich erblicke in den Thatfachen keine Nothwendigkeit, diese Meinung für etwas anderes anzusehen als für eine individuelle Anschauung, die wir bei dem ihr zukommenden Werthe belassen.

2) Droysen, welcher jeden noch so kleinen Fehler bei denjenigen zu rügen pflegt, die mindestens so redlich forschten wie er und nicht betretene Wege vor sich hatten, als sie ihre Forschungen begannen, sagt Gesch. der preuss. Politik II. S. 245. Wenig Wochen nach Bekébiad's Wahl war Pius II. mit der dreifachen Krone geschmückt. Erstere geschah am 2. März 1458, letzteres am 20. August 1458, so mit mehr als ein halbes Jahr später. Solche Dinge sind bei Droysen nicht selten.

verschiedensten ästhetischen Systeme suchten an dem poetischen Literaturschatz ihre Stüchhaltigkeit zu erproben und das rein historische Element machte sich nicht minder geltend; der Pragmatismus, der in die Geistesentwicklung der Nation sich vertiefte, glaubte hier eine sichere Basis zu finden und hat auch wahrhaft glänzende Resultate erzielt. Arbeiten, denen der mühevollen Sammlerfleiß gar sehr aus allen Falten des gelehrten Kleides guckt, haben wir zwar nicht in großer Zahl, aber in großer Vollständigkeit aufzuweisen, und es mag einem Manne, der sich die Literaturgeschichte zum Objekte seiner Studien macht, nicht wenig Anstrengung und große Umsicht kosten, den reich durchgearbeiteten von den verschiedensten Gesichtspunkten beleuchteten Stoff noch einmal zu revidieren, um dann nennenswerthes zu leisten. Der Verfasser hat diesen Weg mit einer Reihe von Vorträgen betreten, die jetzt gut geordnet und soweit es der Ursprung der Arbeit zuließ, zu einem Ganzen verschmolzen vorliegen. Von Gottsched bis Schiller! ein ereignißvolles halbes Jahrhundert in der Geschichte des deutschen Geistes. Wer hätte bei den literarischen Zuständen im Beginn des vorigen Jahrhunderts voraussagen gewagt, daß die deutsche Poesie eine Höhe erklimmen werde, die sie den höchsten Leistungen aller Zeiten würdig zur Seite stellt? Rudolf von Raumer in seinem schönen Buch „vom deutschen Geist“ sagt treffend: „Die Welt sah zu ihrem Erstaunen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts eine Fülle reichbegabter Geister aus dem deutschen Volke hervorgehen, deren Schöpfungen das alternde Geschlecht einer neuen Jugend zuführte. — Erst kam Lessing, der wie ein scharfer erfrischender Sturmwind die dumpfe drückende Nebeldecke wegsegte, die sich über dem deutschen Geiste gelagert, dann drangen Hamann und Herder überall auf das Ursprüngliche und Schöpferische und wenn etwa noch gezweifelt werden mochte, ob es bei der tiefen Erkenntniß des Vorhandenen sein Bewenden haben oder ob die Kraft zur Erschaffung eines großartigen Neuen in unserm Volke noch vorhanden sei, so war es Göthes und Schillers Auftreten, das diesen Zweifel zerstreute. Besonders war es die höchste Kunstgattung, das deutsche Drama, das eifriglich die hervorragenden Geister beschäftigen mußte und diese Episode des großartigen Ringens hat uns der Verfasser vorgeführt. — Daß sich der Verfasser auf diesem Gebiet fleißig orientiert hat, das

mißsen wir von einem Buche mit vollem Recht erwarten, das heut zu Tag nach so trefflichen Arbeiten sich vor die Öffentlichkeit wagt. Es ist dies eine Grundbedingung literarischer Ehrlichkeit gutgesagtes, breiter und vielleicht hier und da besser nicht noch einmal zu bringen. Freilich ist diese Ehrlichkeit gerade auf dem Felde der Ästhetik und Literaturgeschichte selten geworden und es scheint fast, als ob man bei der Literaturgeschichte Ersatz für mangelnde oder ausgegangene Dichterproduktivität suchen wollte. Der Verfasser hat es in dieser Hinsicht keineswegs leicht genommen, er hat selbst zugehört, und kennt die ästhetischen Prinzipien genau, um die es sich jedesmal handelt und sucht sie und ihre Folgen da, wo sie zu finden sind; die Sucht paradoxe Sätze aufzustellen, welche mühsam festgestelltes, um geistreich zu sein, in Frage ziehen, ist so lockend es hier und da dem Verfasser sein mochte, vermieden, seine Analysen sind nichts destoweniger überraschend und treffen das richtige in so klaren Worten, daß seine reiche Belesenheit, die selbst entferntes gut zusammenzubringen und unter die rechten Gesichtspunkte zu stellen vermag, so wie nicht minder sein in den ästhetischen Untersuchungen glänzend hervortretender geläuterter Kunstgeschmack dem Kenner viele Freude bereitet und auf den Laien belehrend in reichem Maße wirkt. Bevor wir auf die Arbeit genauer eingehen ist es nothwendig die sprachliche Darstellung des Verfassers ins Auge zu fassen; denn diese ist so eigentümlich daß sie dem ganzen Buche einen besondern Reiz gibt. Die Sprache hat eine solche Plastik und enthüllt einen solchen Reichthum treffender Bilder, daß alles in voller Anschaulichkeit uns vor das geistige Auge rückt; selbst wo abstrakte Begriffe und Sätze viele Schwierigkeiten bereiten, weiß der Verfasser mit großer Kraft der Phantasie ein lebendiges Bild unterzuschoben, das als seinen Schöpfer eine feinsühlende Dichternatur beurfundet. Daß hierbei seine produktive Kraft in treffenden Gleichnissen und Bildern ihn oft zu weit führt, davon geben freilich viele Stellen den Beweis. Wir führen nur eine an p. 103. „Die deutsche Literatur, deren natürliches Verdauungsvermögen damals gründlich gestört war, vertrug weit eher die gezuckerten Milchklöße der comédie larinoyante als das kräftige Roastbreef des Holbergischen Lustspiels; so stand es also damals um die deutsche Komödie. Es fehlte ihr eben jenes heitere Lebenselement, die leicht aufsteigende

Kohlensäure der glücklichen Laune, die mit Anmuth ihren flüchtig verbrauchenden Schaum in die Höhe wirft, die dem Leben seine lastende Schwere nimmt und es woltätig aufmischt. . . Wo dieses Element fehlt, da wird das Lustspiel zu einer Reihe betrübender und schwerfälliger Anstrengungen, die wie die Pas eines alten gichtleidenden Tanzmeisters oder wie die Späße eines frankten Clown höchstens ein wehmütiges Lächeln des Mitleids hervorrufen können. Ohne die Grazie des echten Humors entartet die komische Muse entweder zu einer Gassendirne, die mit Matrosen in die Schenke geht, oder sie wird ein philiströses altes Weib, das mit der Brille auf der Nase die Register der menschlichen Thorheit durchspäht“ etc.

Das Buch ist, wie der Verfasser erklärt aus populären Vorträgen hervorgegangen und er wünscht, daß nicht alles in demselben zur Buchform erstarrt sein möge, was früher dem Vortrag flüchtig zu machen gelang, aber wenn man so Herr des Stils ist wie der Verfasser und es so versteht seine Leser zu packen, so hätte er auch die Worte Lessings, den er so klar und treffend erfaßt, beherzigen sollen: „Es ist äußerst tadelnswert, wenn ein Scribent immer die Begierde hat Starkes und Glänzendes zu jagen.“ Das Manirierte stößt ab; der denkende Leser weiß die unmittelbare Frische von dem übersättigten Stil wohl zu scheiden; er wird abgeschreckt oder zum mindesten mißtrauisch.

Dafür gelang es aber aus der Masse des mächtigen Stoffes alles auszuwählen, was zum Verhältnisse jener Zeit nötig ist. Niemand wird erwarten, daß der Verfasser dem Inhalt nach ganz neues gebe, das lag nicht in seiner Absicht, aber was durch die Forschungen anderer und seine eigenen vorliegt interessant und gut gruppiert zu reproducieren das scheint uns, ist ihm vollständig gelungen. Die Einleitung faßt nun den Gegensatz von Ideal und Leben, wie er im 18. Jahrhunderte sich entwickelte und sucht diese Erscheinung zu begründen. Gottscheds Arbeiten konnten als Experiment gelten (obwohl was seine gallisierende Manier betrifft wir den Verfasser aufmerksam machen, daß man Gallomanie Gottsched nicht zum Vorwurf machen kann; die Abhängigkeit von den Franzosen war nicht nach seinem Geschmack und er trieb stets zu Originalen, er setzte die Abhandlung Fenelons, in welchem die französischen Dichter den Griechen gegenüber ausgescholten werden an die Spitze seiner Schaubühne vgl. Danzel 158.)

Lessings Drama der moralischen Gesinnung ward abgelöst von der Sturm und Drangperiode der Emancipation der individuellen Empfindung, bis im Widerschein der antiken Kunstform die Meisterwerke Schillers und Göthes erschienen. Wie es der Verfasser versteht das Bedeutsame zu gruppieren und klar hervorzuheben zeigt seine Zusammenstellung Nathans, Bossas und Fausts; diese Helden des Gedankens werden symbolisch für die Persönlichkeit des Dichters. Der Abschnitt II. behandelt Gottsched und seine Zeit; der Verf. anerkennt daß es eine Wirkung Gottscheds war, daß das Drama nicht allein mehr für die rohe Schaulust sorgte, sondern ein geistiges Element erhielt, und den andern Zweigen der Poesie wieder beigeordnet wurde; Lessing hatte jetzt ein Material gewonnen zur Kritik und ein Publikum, das sich interessierte. Unter den Gottschedianern wird nun besonders auf Elias Schlegel hingewiesen, was auch Schlegel getan, während Gervinus ziemlich aburteilend von ihm spricht II. 543. IV. 334. Den Triumph der schönen Frauen, welches Stück der Verfasser für trefflich in seiner Art erklärt, lobt er doch Lessing zu liebe, der dieses Stück in der Dramaturgie ausgezeichnet und es „über den ganzen Praxs deutscher Komödie setzt“ — XXI. 109. zieht Lessing in den Literaturbriefen die Trojanerinnen dem gepriesenen Canut vor; die besseren ästhetischen Anschauungen werden gut gewürdigt, die Stimmung des Schrecklichen und Rührenden blieb bei Schlegel zuletzt doch die Hauptsache. Mit Liebe verweilt der Verfasser nun bei Lessing; dieser Theil der Arbeit ist nach Inhalt und Darstellung ein kleines Kunstwerk. Die Hauptideen sind mit solcher Klarheit dargelegt, daß gewiß jeder Leser gern den nicht leicht zu durchwandernden Begriffsentwicklungen der Aristotelischen Poetik folgt. Was 278 gesagt wird über den Gemütszustand Lessings, während der Arbeit des Nathan fällt weg, denn das Drama war 1750 dem Entwurf nach schon fertig, es war ein alter theatralischer Versuch (was Könnfahrt nachgewiesen). Die Beziehungen zu Antigöze Nr. x. fallen also weg. Der zweite Band umfaßt die Originalgenies und ihre dramatischen Versuche. Die siebziger Jahre waren so recht ein Revolutionsdecennium gegen die Tradition; die Verschiedenheit der Führer, die zu den neuen Zielen hinweisen, mußte jene Vielseitigkeit der Bestrebungen einschließen; Hamanns Gestalt des radikalsten un-

ter den Naturprofeten tritt hervor, Herder legt die formende Hand an die Gedanken Hamanns die roh und zerstreut wie „erratische Blöcke“ bei ihm umherliegen; er trat neben ihn wie „Aron neben Moses“, der eine schwere Sprache hatte und eine schwere Zunge. Herder faßt die hohe Bedeutung Shakespeares und führt zu England. Reinhold Lenzens Lebensbild und Kritik ist in diesem 2. Band ein Glanzpunkt; maßvoll im Lob und Tadel behandelt der Verfasser diesen Dichter mit wahrhaft kritischer Schärfe; „ich verweile länger bei dem Lebensbilde Lenzens, weil es galt einen fast unbekanntem anzufahren, der nur als mitlaufender Name, nicht aber als Individuum für die meisten existiert.“ Treffend ist die Parallele zwischen ihm und Göthe, dessen Darstellung Lenzens nicht sehr liebevoll ist, was der Verfasser anführt, während Eholevius II. 243 von einem zu günstigen Urtheil Göthes spricht! Die Richtung der Stücke Lenzens ist durchweg polemisch und das wird erklärend für seine Thätigkeit. Für weniger gelungen halten wir die Charakteristik der Klingerischen Schriften. Lenz ist dem Verfasser ein Sitten und Seelenmaler, Klinger der Dichter eines imaginären Heldenthums; freilich behandelte Klinger seine Charaktere als wären sie symbolische Begriffe; dafür aber die volltönenden gediegenen Reden gegenüber der verworrenen und maßlosen Darstellung bei Lenz! warum kein Wort über das wertvollste aller mythologischen Dramen die Medea? Die Behandlung Göthes und Schillers verdient volles Lob; bei der zallosen Menge von Schriften und Commentaren über beide handelt es sich um gute Auswahl des vorhandenen und um Besonnenheit sich nicht fortreißen zu lassen von den trefflichen Darstellungen anderer. Der Verfasser stößt nicht in das Horn hergebrachter Lobeserhebungen; seine Ansichten entwickelt er originell und findet Schönheiten nur da, wo sie wirklich sind. Wie sorgsam hierbei zu Werke gegangen ist, zeigt die schöne Exposition der Euripideischen und Götheschen Iphigenie. Was über Tasso gesagt wird, ist verhältnißmäßig matt, nach dem, was Edwards treffliches Buch geleistet hat; daß Antonio den Weltmann, Tasso den Dichter vertritt ist wol eine allgemeine Ansicht, aber wenn Göthe den Contrast allein dargestellt hätte, dann begreift man nicht, warum er keinen kräftigeren Vertreter der Poesie gewält hat. Antonio steht dem werdenden Jüngling als vollendeter Mann, dem Schwankenden als

Vollendeter gegenüber. Das über Faust gesagte bietet nichts neues. Der letzte Band beschäftigt sich ausführlich mit Schiller; neben dem was Rahn gebracht, ein nicht sehr glücklicher Versuch, doch immerhin ein Beweis mit welchem lebendigem Gefühl für alles Schöne und welche gereiften Ansichten der Verfasser uns auch hier nicht selten überrascht. Wir schließen unser Referat mit dem Wunsch, daß das Buch so viele Leser finden möge, als es verdient und wünschen zugleich dem Verfasser Glück auf der Bahn literaturgeschichtlicher Monographien und erlauben uns ihm nur in Beziehung auf seine oben angezogene Darstellung, den Spruch Walters von der Vogelweide uns Gedächtniß zu rufen: „aller werdekeit ein fuegerinne daz sit ir zewäre, frowe Mäze er sealie man, der iuwer lère hat!“

L. Ch.

2. **Zur Geschichte der Gründung der deutschen Liga** von E. A. Cornelius. München — Druck von Straub. 1863 57 S.

Die vorliegende schätzenswerthe Abhandlung kündigt sich nicht als Geschichte jenes Bundes an, welchen im J. 1609 unter dem Portritte des Herzogs Maximilian von Baiern katholische Stände des deutschen Reiches abschloßen; sie ist ihrem Wesen nach ein genaues Actenreferat über alle jene handschriftlichen Beihelfe, die der Verf. in Betreff der Gründung der Liga, insbesondere in den bairischen Archiven benützte. Sie ist somit eine höchst dankenswerthe Vervollständigung der Forschungen Stumpfs (diplomatische Geschichte der deutschen Liga. 1800), Wolfs (Geschichte Maximilian's I), Aretin's (Geschichte der auswärtigen Verhältnisse Baiern's, 1839). Seit dieser Zeit ruhte die Forschung, wenigstens in wie ferne darüber Arbeiten veröffentlicht wurden, bis auf Gindelys Rudolf II., in welchem Werke der Verfasser, in so weit es seine Aufgabe mit sich führte, auch auf die Liga zu sprechen kam. Archivalische Forschungen über denselben Gegenstand, die ich in Bamberg angestellt, kamen nicht zur Veröffentlichung.

Da nun Prof. Cornelius als Mitglied der historischen Commission in München sich in einer Lage befindet, die ihm den freiesten Zugang zu archivalischen Forschungen gewährt, so läßt sich auch in der That erwarten, daß die von ihm behandelte Frage über die Gründung der Liga zum Abschluße geführt worden sei.

(Fortsetzung folgt.)

Im Auftrage des Ausschusses redigiert von E. Höfler.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins
für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

4.

A. Oesterreichische Geschichtsschreibung.

9. Die Schlacht bei Kulm. 1813. Von Josef Alexander Freiherrn von Helfert. Mit einem Übersichtskärtchen des Schauplatzes. Wien 1863. Aus der k. k. Hof- u. Staatsdruckerei. In Commission bei Pandel und Ewald.

Die Schlacht bei Kulm 29. und 30. August 1813 bleibt immer eine der denkwürdigsten Episoden des Befreiungskrieges. Die Vernichtung der großen französischen Heeresabtheilung, welche nach der verlorenen Schlacht bei Dresden unter General Vandamme in Böhmen einfiel, reiht sich den Tagen an der Katzbach und Dennewitz in würdigster Weise an. Sie mit besonderer Berücksichtigung desjenigen, was von österreichischer Seite geschah, in so anziehender Weise zu beschreiben, als es von dem Verfasser geschah, ist ein wahres Verdienst. Wir haben die Schrift mit steigender Spannung und großer Befriedigung gelesen und empfehlen sie allen Freunden vaterländischer Geschichte auf das Wärmste. Näher in das Einzelne einzugehen, erlaubt der uns zugemessene enge Raum nicht. Eines glauben wir hinzufügen zu dürfen, was der Berichterstatter aus der sichersten Quelle erfahren hat. Bekanntlich verlor am 29. August Graf Osterman Tolstoy durch eine französische Kanonenkugel den linken Arm (S. 28). Es geschah, „als er die stark gelichteten Reihen seiner Battaille abritt, sie zur letzten und äußersten Anstrengung aufmunternd.“ Er be-

merkte einen russischen Kanonier, welcher Furcht zeigte. „Hängt den Kerl an diesen Baum auf,“ rief Ostermann mit ausgestreckter Linken dem Batterie-Commandanten zu. In diesem Augenblicke ward der linke Arm durch die französische Kanonenkugel zerschmettert. — Ostermann hatte später das Unglück, als er nach Bewältigung der St. Petersburger Revolution an der Spitze des Generalstabs der russischen Garden dem Kaiser Nicolaus seine Aufwartung machte, seinen Federhut aus der Armschlinge vor dem Kaiser bei der Aureda an denselben fallen zu lassen. Als Nicolaus darüber spöttisch den Mund verzog, war die Feindschaft zwischen dem Bruder des vergötterten Alexander und ihm entschieden. Der Kaiser erkundigte sich, als Ostermann sich nach Italien zurückzog und bald nachher in die Schlingen einer römischen Armida verfiel, die ihm 3 Kinder gebar und die er später an einen Livornesen verheurathete, nur mit dem Ausdruck: *le fou colonel* nach Ostermann; letzterer aber übergab, als die Ungnade sich 1835 zu legen schien und nach der Zusammenkunft der Monarchen von Oesterreich, Preußen und Rußland, Ostermann mit dem großen blauen Bande des Andreasoordens geziert wurde, dieses bei seiner unfreiwilligen Rückkehr aus Italien nach Rußland, dem Schulmeister seines Ortes: „da habe ich dir etwas mitgebracht. Du kannst es besser brauchen als ich.“ — Die Ausstattung des Werkes ist sehr schön; das Kärtchen äußerst zweckmäßig.

10. Die Herrschaft Türmitz. Eine Denkschrift von Dr. Hallwich. (Erster Abschnitt.) Prag. S. Dominikus. 1863.

„Am 30. Juni 1862 waren es zweihundert Jahre, seit die Grafen von Kossitz sich im Besitze der Herrschaft Türmitz befinden; im kommenden Jahre am 30. Dezember sind es wiederum zweihundert Jahre, seit Türmitz, von

dem ersten Grafen der uralten adeligen Familie Kossitz zum Markte erhoben, den eigentlichen Boden gewonnen hat zu seiner Wohlfahrt.“ Dieses zweifache Jubiläum war die unmittelbare Veranlassung zur Abfassung der uns vorliegenden Denkschrift, welche die Schicksale einer Gegend erzählt, die an der Geschichte des Landes einen nicht unwichtigen Antheil hat und in

der mehr als einmal sehr wichtige Entscheidungen vorgefallen sind.

Schon der erste Dämmerchein in der Geschichte Böhmens beleuchtet jene Thäler, indem ja bekanntlich die Sage berichtet, daß der weissen Libuša Gemal, Přemisl, in Staditz den Pflug geführt habe, ehe er den Herzogsstuhl bestieg. Dieselbe Überlieferung, nämlich die Sage, versetzt die Entdeckung der warmen Quellen in dem nahen Teplitz in das Jahr 762. Vom 9. — 12. Jahrhundert kämpften mehr als einmal die Heere der römisch-deutschen Kaiser mit den böhmischen Heeren in der Gegend an der untern Biela, indem die Kaiser ihre Oberherrlichkeit auch über Böhmen behaupteten und die Herzoge des Landes zum Tribute zwangen. Manche Orte jener Gegend sollen schon im 9. Jahrhundert entstanden sein, so die Burg Schrekfenstein an der Elbe, Schwaden, Witrusch (auf der heutigen Ferdinandshöhe), Aufzig, die Burg Schlumetz (Kulm) und das zur ehemaligen Herrschaft Türmitz gehörige Dubitz. Gewiß ist, daß die Befestigung Kulm und die Stadt Aufzig schon im 10. Jahrhundert bestanden. Die Eröffnung der Zinnbergwerke in Graupen wird in das Jahr 1146 versetzt, und die Gründung eines Klosters der Benediktinerinnen in Teplitz fällt in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts.

Der Name Türmitz kommt zuerst in einer Urkunde vom Jahre 1305 vor, indem ein Herr Zwest von Türmitz Ansprüche auf den erblichen Besitz der Zinnbergwerke von Graupen erhob und auch behauptete. „Und so sehen wir den Besitzer von Türmitz vor mehr als fünfhundert Jahren als einen begüterten Herrn, vielleicht den begütertsten der Gegend, und dadurch Türmitz selbst — das somit im 13. Jahrhundert, wenn nicht schon längst vor dem bestanden hat — in die vorderste Reihe der Ortsschaften des Thales gestellt. Mit der einzigen Urkunde aber, die uns weiter keinen Blick in die Verhältnisse der Herrschaft und der zu ihr gehörigen Gebiete thun läßt, bricht abermals für lange Zeit jede weitere Nachricht über Türmitz ab; wir hören den Namen des Ortes selbst erst später als nach einem Jahrhundert wieder.“ In der Regierungszeit Karl IV. dürften die meisten zur ehemaligen Herrschaft Türmitz gehörigen Kirchen erbaut worden sein. „Mehr als ein Altar der Kirchen unserer Gegend ist ein noch heute sichtbares Zeichen deutscher Kunstfertigkeit aus den Tagen Karls.“ Insbeson-

dere gelangte die Stadt Graupen in jener Zeit zu einer schönen Blüte. „Wol von Anfang an durch deutsche Colonisten bevölkert, kam Graupen unter Karl IV., wenn nicht schon während der Regierung Johann des Blinden, an die meißnische Familie der Herren von Kolditz, die, von dem Kaiser mit Ehrenstellen überhäuft, in kurzer Zeit zu großem Reichthum gelangte und Graupen zur höchsten Blüte brachte. War übrigens zu König Wenzels Zeit unbedingt (nach Palacky's Zeugniß) der ganze Kamm des Erzgebirges, von Schlackenwerth, Presnitz, Komotau bis nach Königstein an der Elbe, deutsch gewesen, so wurde vor Allem für das Thal von Aufzig-Teplitz die Bergstadt Graupen ein Mittelpunkt des deutschen Elementes und blieb es in allen Nöthen und Stürmen. Die Stürme blieben nicht aus. Mit dem Todesjahre Wenzels bezeichnet man den Ausbruch des Hussitenkrieges (1419). Wie keinen Landstrich Böhmens hat derselbe auch nicht unsere Gegend geschont, ja eine der fürchterlichsten Hussitenschlachten, also wol aller Schlachten überhaupt, trägt den Namen von einem in nächster Nähe von Türmitz gelegenen Orte, die Predlitzschlacht auf der Bihana, dem blutigsten Felde Böhmens.“ „Aufzig, Predlitz, Karbitz und Kulm gingen in Feuer auf.“ Aufzig, zwei Jahre später wieder aufgebaut, Teplitz u. a. kamen an Jakoubel von Wresowitz; die Geiersburg, Kostenblatt u. A. an den erst kurz zuvor zu den Hussiten übergegangenen Sigmund von Wartenberg. Türmitz, zwischen Aufzig und der Geiersburg, wird damals zu den Besitzungen eines der beiden genannten Herren geschlagen worden sein; es mag mit den andern Orten unendlich gelitten haben. Graupen blieb bei den Herren von Kolditz, doch ward es hussitisch wie fast die ganze Gegend.“

Und so wie jene Thäler an der hussitischen Bewegung einen bedeutenden Antheil hatten (freilich mehr passiv, als activ), so fanden hundert Jahre später die Lehren der deutschen Reformatoren hier leicht und schnell Eingang, was wol weniger während der Regierung Ferdinands I., aber dafür desto deutlicher in der Zeit Maximilian II. hervortrat. Türmitz gehörte damals den Herrn Türmitz von Mücheln, einem alten deutschen Geschlechte, das schon im 12. Jahrhunderte in Anhalt, dann in Meissen genannt wird. Überhaupt erscheinen in jener Zeit viele deutsche Geschlechter als Herren jener Gegend, so außer denen von Mücheln die

Ritter Köbel von Gehring, die Herren von Bünau und jene von Salhausen.

„Im Jahre 1575 war in der ganzen Nachbarschaft — nur das Dorf Schein ausgenommen — nicht ein einziger katholischer Geistlicher. Das Consistorium von Prag veräumte, diesem Mangel abzuhelfen, und so verwundert sich Keiner, daß es vom Stadtgebiete Aufsig — etwa mit jener alleinigen Ausnahme von Schein — bis nach Graupen und Klostergrab hinauf wie keinen katholischen Geistlichen, auch keine eigentliche katholische Gemeinde gab.“ Türnitz war in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in zwei Herrschaften getheilt, aber im 17. Jahrhunderte unter Rudolf von Bünau wieder vereinigt worden. Sowol die früheren Besitzer, die Türnitzly von Mütcheln und die Herren von Kanz und auf Türnitz, als die Herren von Bünau waren protestantisch und im Anfange des 17. Jahrhunderts lernen wir auch den Namen eines Pfarrers von Türnitz kennen, Andreas Portenreiter, der ein entschiedener Lutheraner war. „In Tschochau aber, dem südlichen Grenzgebiete von Türnitz, saß um dieselbe Zeit der Ritter Friedrich von Biela, der von ganzer Seele dem Protestantismus ergeben war“ und dessen Haupt nach der Niederlage der Protestanten in der Schlacht am weißen Berge mit noch vielen anderen am 21. Juni 1621 am altstädter Ringe in Prag unter dem Beile des Henkers fiel. Was in jener Zeit geschah, um Böhmen wieder katholisch zu machen, ist bekannt. „Die Güter der Rebellen verfielen den kön. Renten und nur ein kleines Wittum blieb den hinterlassenen Frauen.“ — „Ein Untersuchungsgericht ward niedergesetzt in Prag und kaiserliche Commissäre, von Mönchen und Dragonern begleitet, durchzogen zu gleicher Zeit das Land. Was nicht katholisch werden wollte, mußte das Land verlassen. Den Protestanten, die sich nicht persönlich an der Rebellion betheiliget hatten, sollte verstattet sein, ihre Besitzungen zu verkaufen; doch mußte das schnell geschehen.“ „Die Familie Bünau, in deren Besitz damals Türnitz war, hatte sich, wie es schien, nicht thatsächlich an der Revolution gegen Ferdinand II. betheiliget, es stand ihr also frei, entweder zum katholischen Glauben zurückzukehren und ihre Güter zu behalten oder dieselben zu verkaufen und das Land zu verlassen. Sie wählte das Letztere.“ Türnitz wurde an den Ritter Lorenz Maiderle von Mansberg um 30.000 rhein. Gulden verkauft. „Der Pastor von

Türnitz, Andreas Portenreiter, ward wie der Herr des Ortes vertrieben; er ließ sich hart an der Grenze, in Gehring, nieder, wol weil er dachte, bei guter Gelegenheit in seine Pfarre zurückzukehren, aber er starb schon im Jahre 1630 in Gehring.“ Im weiteren Verlaufe des 30jährigen Krieges kamen über unsere Thäler noch mehrmals die Drangsale desselben. Türnitz kam sehr herunter, die Familie Maiderle war nicht im Stande, sich im Besitze der Herrschaft zu erhalten und mußte dieselbe im Jahre 1662 verkaufen. Der Käufer war Hans Hartwig Graf von Rostiz-Rhienel, der bereits durch Erbschaft von seinem Oheime Otto Freiherrn von Rostiz-Rotenburg in den Besitz des nahen Tschochau gekommen war, das mit Falkenau ein Fideikommiß bildete.

Mit dem Jahre 1662 schloß der Verfasser den 1. Abschnitt; der zweite soll „die Geschichte der Ritter und Herren, dann der Grafen von Rostiz-Rhienel und damit die zweihundertjährige Entwicklungsgeschichte des Marktes Türnitz und der zu ihm gehörigen Orte“ enthalten, und schon nach diesen Worten der Vorrede können wir mit Recht erwarten, daß der Verfasser im 2. Abschnitte sein besonderes Augenmerk auf die „Entwicklungsgeschichte“ richten, und uns, so weit es nach den für diese Zeit etwas reichlicher fließenden Quellen möglich ist, ein Bild des innern Lebens von Türnitz von 1662 an liefern wird. Auch verspricht der Verfasser über den Werth oder Unwerth der zu seiner Arbeit benützten Quellen im 2. Abschnitte ein Ausführliches zu sagen. Wir können ihm bezüglich des uns vorliegenden 1. Abschnittes die Anerkennung nicht versagen, daß er die sehr zerstreuten Quellen, so weit sie zugänglich sind, mit großem Eifer aufgesucht und mit Umsicht benützt hat. Über einzelne Conjekturen, die übrigens immer als solche hingestellt sind, wollen wir mit dem Verfasser nicht rechten, so wie wir auch stylistische Wendungen, wie die Seite 20 zu Ende des Abschnittes nicht vertheidigen wollen. Im Ganzen ist der etwas gehobene Ton der Darstellung einer Denkschrift vollkommen entsprechend.

Da der Verfasser bereits umfassende Studien zu einer Geschichte von Graupen gemacht hat, das, Türnitz benachbart, vielfach dessen Schicksale theilte, so können wir die vorliegende Schrift als eine passende Vorarbeit zur Geschichte jener Bergstadt betrachten und den Verfasser nur be-

glückwünschen, daß die von ihm unternommenen Arbeiten so vielfach in einander greifen und

sich gegenseitig ergänzen. Wir werden noch Gelegenheit haben, auf dieselben zurückzukommen.

K. P.

D. Deutsche Geschichte.

2. Zur Geschichte der Gründung der deutschen Liga. Von A. Cornelius. München. Druck von Straub. 1863. 57 S.

(Schluß von S. 24.)

Die Untersuchung über die Gründung der deutschen Liga ist deshalb von allgemeiner Wichtigkeit, weil sich an sie die Frage anschließt, ob der große (30jährige) Krieg, welcher dem Abschlusse der Union und der Liga nachfolgte, sich zu diesen verhalte, wie die Wirkung zur Ursache, ob er ein eigentlicher Religionskrieg war oder einen vorherrschend politischen Charakter an sich trug. Der Liga oder wie sie anfänglich hieß, Union der katholischen Fürsten war die der protestantischen am 14. Mai 1608 vorangegangen und erst im Hochsommer 1609 erfolgte der Abschluß der katholischen. Der defensiv Charakter der letzteren erhellt daher schon aus der Zeitfolge, sobald einmal zugegeben ist, daß der erste Bund seinen Statuten nach ein Separatbündniß war, das im deutschen Reiche ein neues Reich, einen status in statu zu bilden bestimmt war. Mehr oder minder hängt daher das Urtheil über die Zweckmäßigkeit der Liga von der Stellung ab, die die Union als das frühere Bündniß, dem Kaiser, dem Reiche und den Fürsten gegenüber einnahm, die sich jetzt auch in einen Gegenbund zu schaaren genöthigt sahen. Der Verfasser hat sich jedoch nicht die Aufgabe gestellt, das Verhältniß beider Unionen zu einander zu erörtern, sondern aktenmäßig die Genesis der späteren zu erforschen. Die Resultate seiner Forschungen laufen dahinaus, daß schon Ende 1607 Verabredungen unter den geistlichen Churfürsten statt fanden, um auf dem Reichstage zu Regensburg 1608 die Errichtung einer katholischen Union anzustreben; daß ferner der Churfürst von Mainz die Initiative zu übernehmen versprochen, letzterer jedoch zurücktrat und nun H. Maximilian von Baiern von Februar und April 1608 an, als die protestantische Union sich ihrem Abschlusse näherte, die Sache in seine Hände nimmt, ohne jedoch vor dem Jahre 1609 zu seinem Ziele zu kommen. Diesen Resultaten des Verfassers wird auch wohl von keiner Seite irgend etwas Begründetes entgegengesetzt werden können; was er sagt,

steht mit den Bundesacten im innigsten, streng nachgewiesenen Zusammenhange. Andererseits wird es mir auch vergönnt sein auszusprechen, daß nach meinen Forschungen die Nothwendigkeit eines katholischen Bundes am stärksten von dem damaligen Bischofe von Regensburg Wolfgang in dem Schreiben vom 22. October 1607 betont wurde, so daß ich dieses, welches bei den protestantischen Ständen heftige Entgegnung fand, als die Genesis der Liga ansehen möchte. Mit den dürrsten Worten ist daselbst ausgeprochen, die Protestanten gedächten alle katholischen Stifter zu säcularisiren. Die eine Hälfte sei schon in ihre Hände gefallen; die andere drohe nachzufolgen. Das sei die Frucht des beständigen Temporisirens und der beständigen Furchtsamkeit. Jetzt aber bleibe nichts anderes übrig, als wie eine Mauer zusammen zuhalten, die Schläfrigen aufzuwecken, die Wachsamkeit zu stärken. Geistliche und weltliche Reichstände müßten daher ihre Abgeordneten zum Reichstage dahin instruiren, daß sie einhellig das Religionswesen vertheidigten. Der wenn gleich erst 1609 erfolgte Abschluß der Liga war nur die Ausführung dieser Aufforderung über den Kreis des Reichstages hinaus, wie jene Worte bezeugen, daß ein innerer Grund und nicht bloß äußere Verhältnisse zu einem derartigen Bunde drängten — das Gefühl bedrohter Existenz, die die Reichsconstitutionen nicht mehr zu schützen vermochten. Mit Recht sagt daher auch der Verfasser: „es weicht der Ursprung des Gedankens der Liga vor dem Forscher Schritt für Schritt in die Vergangenheit zurück und da die ganze Lage des Reiches seit Jahren auf die Nothwendigkeit eine engeren Vereinigung der katholischen Stände wies, so sollte es mich auch nicht Wunder nehmen, wenn es sich fände, daß schon vor 1609 derselbe Gedanke und zwar öfter und nicht bloß von einem einzigen der Betheiligten ausgesprochen worden. Doch wird uns das nicht hindern können, den Herzog von Baiern, wie er immer die Seele des Unternehmens war, auch als den eigentlichen Urheber desselben anzusehen.“

In der That kommt denn auch bei Beurtheilung der Unionen alles darauf an, nicht bloß ob die Reichsconstitutionen den Abschluß solcher Separatbündnisse gestatteten — Kaiser

Matthias verbot später beide — sodern auch ob in ihnen ein Ersatz für das zu finden war, was durch dieselben erzielt ward. Ehe man sich nicht überzeugte, daß jene nicht mehr ausreichten, war auch ungeachtet des Abschlusses der protestantischen Union, auf einen Beitritt von Seite des staatsklugen und vorsichtigen Churverzkanzlers Johann Schwenkart von Mainz nicht zu rechnen. Der Verfasser zeigt, wie das drängende Element der Herzog von Baiern war; in München kam auch am 10. Juli 1609 der Bund zu Stande. Der Beitritt der geistlichen Churfürsten erfolgte jedoch später (30. August) und erst als die Gefahr vor den Unirten zunahm, am kaiserlichen Hofe selbst das Äußerste befürchtet wurde, der spanische Botschafter daselbst die Sache in seine Hände genommen hatte. Während aber der Herzog von Baiern an die Spitze des Bundes gestellt, die Vertheidigung der katholischen Religion als die besondere Aufgabe der neuen Union¹⁾ aussprach, suchte er sorgfältig dieselbe „ohne Zuthun des Hauses Oesterreich und ohne dessen Theilnahme zu gründen.“ Bereits 1610 standen die Dinge so, daß der Rath erteilt wurde, die österreichischen Fürsten möchten sich gleichfalls mit einander verbinden und beide Bündnisse katholischer Stände in nähere Beziehung zu einander treten.

War anfänglich (vor Abschluß der Liga) von einem Privatreligionsrathe die Rede, ein Project, das von kaiserlichen Räten, Oesterreich, Baiern und Teutschmeister ausgegangen war (1608); tauchte noch im April 1609 der Gedanken an eine Zusammenkunft aller Glieder des österreichischen und des altbayerischen Hauses auf und meinten die geistlichen Churfürsten der Gefahr eines inneren Krieges gegenüber mit R. Heinrich IV. in nähere Beziehung treten zu müssen, so drängten der Tod des Herzogs von Cleve und die Verbindung der böhmischen Protestanten mit der Union die geistlichen Fürsten aus ihrer Lethargie und veranlaßten sie dem Bunde des Herzogs von Baiern beizutreten, welcher ihnen Schutz gewährte, aber die österreichischen Interessen ferne hielt. Andererseits gestalteten sich schon im Sommer

1610 die Angelegenheiten so, daß der Papst, Kaiser, König von Spanien erklärten, sie wollten bei diesem Unionswesen nichts zu thun haben, wenn nicht das Direktorium zuerst Jemanden aus dem Hause Oesterreich aufgetragen würde. Weit entfernt von dem römischen Stuhle gerue gesehen zu sein, bedurfte es vielmehr bald nachher einer eigenen Gesandtschaft eines Bundesmitgliedes nach Rom, um P. Paul V. für die Liga günstig zu stimmen.

Doch der Herr Verfasser führt die Abhandlung nicht so weit, wenn er auch mit vollem Rechte auf den Dualismus aufmerksam macht, welcher bei Constituirung des Bundes hervortritt. Es war an dem Bunde etwas Gemachtes. Schon 1611 war bereits von einer Particularvereinigung — einem Bunde im Bunde die Rede. Es blieb in seiner Organisation etwas Fehlerhaftes, das ihn auch nicht zu einer rechten Entfaltung kommen ließ. Diese war erst durch die spätere Reconstruction möglich.

„Ich erinnere, fügt der Verfasser am Schlusse der lehrreichen Abhandlung hinzu, daß ich keine Geschichte der Gründung der Liga versprochen habe. Wir haben gesehen, welche Menge von Personen und Mächten in Verbindung mit unserem Gegenstand gebracht worden sind, deren Thun und Lassen zu erklären die bayerischen Acten, das einzige Mittel, welches wir in Anwendung haben bringen können, ohne Zweifel unzureichend sind. Aus ihnen allein wird das wenigste völlig klar, vieles bleibt ganz im Dunkel. Als Beispiel brauche ich nur auf die Stellung des Churfürsten von Mainz zu deuten. Erst die Durcharforschung der Papiere anderer Reichsstände und anderer Staaten kann über diesen und andere Theile des Ganzen das gewünschte Licht verbreiten.“

Wir können nur wünschen, daß jede andere Forschung über einen Theil dieser so tief in das Leben der deutschen Nation eingreifenden Unterhandlungen sich einer so musterhaften Objectivität befleißigen möchte, als sie in dieser kleinen, aber werthvollen Abhandlung hervortritt.

*

1) Im Schreiben ligistischer Stände werden die protestantischen Unirten Ligisten genannt. Der Name Liga kommt der kathol. Union erst seit ihrer Wiederherstellung nach dem Generalverbote des R. Matthias ausschließlich zu.

B. Czechische Literatur.

Balacky's Archiv.

Die im 1. Hefte des II. Jahrganges der „Mittheilungen“ besprochene diplomatische Sammlung, das „Czechische Archiv“ schreitet unter den Händen des Herausgebers Balacky rüstig fort: im Laufe des J. 1863 ist davon der 23. Band erschienen. An Wichtigkeit des Inhalts und geschichtlichem Interesse steht der urkundliche Stoff dieser neuen Fortsetzung dem vom „Czechischen Archiv“ bisher gebotenen Material keineswegs nach. Was der 23. Band bringt, sind theils Briefe theils böhmische Landtags- theils andere öffentliche Verhandlungen. Die Briefe zerfallen in 2 Hauptgruppen; die erste umfaßt den von Georg von Podiebrad innerhalb 1445 — 1471 geführten Briefwechsel, so weit dieser bis jetzt bekannt ist; die zweite enthält acht und siebenzig, zwischen den Jahren 1471 — 1475 abgefaßte Schreiben verschiedener Persönlichkeiten, welche damals im öffentlichen Leben Böhmens eine hervorragende und einflußreiche Stellung einnahmen.

Von diesen beiden Korrespondenz-Kreisen wird ohne Zweifel derjenige, dem Georg von Podiebrad zum Mittelpunkte dient, auf den Geschichtsfreund die größere Anziehungskraft ausüben; denn wie verschieden auch die Urtheile über Georg's Heterodoxie und seinen politischen Ehrgeiz lauten mögen: das Eine werden ihm doch so ziemlich die meisten Stimmen zugestehen, daß er in der Geschichte seiner Zeit als eine der bedeutendsten Erscheinungen da stehe. Nichts kann auf die persönliche Tüchtigkeit und Thätigkeit dieses geistes-, willens- und thatkräftigen Machthabers ein helleres Licht werfen als eine plutarchische Zusammenstellung desselben mit andern zeitgenössischen Fürsten, z. B. mit dem schlaffen und mattherzigen Friedrich III. (IV.).

Balacky theilt 64 Schreiben mit, welche Georg von Podiebrad während des Zeitraumes, als er auf dem Throne saß (1458 — 1471), und 14 Zuschriften, welche er vor der Thronbesteigung seit 1445 theils ausgesertigt, theils empfangen hat. Die Zahl dieser Schriftstücke — namentlich der letzterwähnten — ist auffallend gering, allein sie findet ihre Erklärung in dem verwahrlosten, ja geradezu wüsten Zustande unserer einheimischen Archive, unter denen hinsichtlich der Benutzbarkeit leider nur das wenigstens einigermaßen geordnete

Wittingauer Archiv eine erfreuliche und ehrenvolle Ausnahme bildet. Wittingau hat denn auch dem „Czechischen Archiv“ den größten Beitrag zur Georg'schen Korrespondenz geliefert. Einige Brieffschaften Georg's sind übrigens schon im I. und II. Theile des Czechischen Archivs abgedruckt.

Indeß trotz dieser archivalischen Ungunst ist die von Balacky zusammengetragene Korrespondenz Georg's doch immerhin so reich, daß sie uns die wichtigsten und denkwürdigsten Momente aus der Geschichte jener 26 Jahre, innerhalb deren Grenzen sie eben fällt, lebendig vor die Seele führt. Gleich das erste Schriftstück, womit der 23. Band des Czechischen Archiv's seine epistolographische Sammlung eröffnet, stellt uns mitten in die trüben, wirren, von anarchischen Bestrebungen durchwühlten Verhältnisse hinein, welche die mit Albrecht's Tode (1439) eingetretene königlose Zeit über Böhmen brachte. Unter der allgemeinen Unsicherheit litten damals am meisten die unteren Stände des Volkes, welche weder Person noch Eigenthum gegen gewaltthätige Angriffe erfolgreich zu schützen vermochten. Die Sehnsucht nach konsolidirten Zuständen und einem Könige, der diese Zustände schaffen möchte, steigerte sich beim Volke in besonderem Grade, als im Frühling des Jahres 1445 ein gewesener Einsiedler nach Stadiß, dem Geburtsorte Przemysl's kam, der zuströmenden Menge als den von Gott erwählten König Böhmen's sich vorstellte und in der Krone eines hochstämmigen Baumes seinen Königssitz aufschlug. Das Volk glaubte und huldigte ihm. Als nun die böhmischen Großen den gottgesandten König in Stadiß festnehmen und, weil er sich als ein Irrsinniger erwies, in eine Prager Heilanstalt bringen ließen, da murrte das Volk, daß man ihm einen König nehme, ohne ihm dafür einen andern zu geben. Williges Gehör fand das aufgetauchte Gerücht, daß die böhmischen Barone überhaupt keinen König wollten, weil er ihrer Willkür Einhalt thun, und ihren Widerrechtlichkeiten ein Ziel setzen könnte. Diese Verdächtigung (wenn es eine solche war) glaubten nun die böhmischen Großen, oder wenigstens der zur Partei des Georg von Podiebrad zählende Theil derselben durch eine royalistische Kundgebung widerlegen zu müssen. Sie richteten daher unter dem 1. August 1445 aus der Stadt Podiebrad an König Friedrich, den Vormund des zukünf-

tigen böhmischen Landesherren Ladislaus, das (im Archiv eben sub N. 1 pag. 267 abgedruckte) Schreiben, worin sie sich gegen die ihnen von „einigen Leuten“ unterstellten antimonarchischen Tendenzen verwahren und daran erinnern, daß sie bei Friedrich wiederholt, aber vergeblich um den Prinzen Ladislaus gebeten haben, indem sie den Letzteren „unter billigen und für die böhmische Krone notwendigen Bedingungen wählen“, weiter aber auch für eine würdige Hofhaltung sorgen wollten. Das Schreiben trägt 8 Unterschriften, den Namen Georg's von Kunstat und Podiebrad an der Spitze, mit dem Zusatz: „Und andere Herren, Ritter, Dynasten und Städte, die wir mit einander im Bunde stehen.“ Natürlich konnte Friedrich diese Loyalitäts-Adresse nicht mit einer Freigebung des unter seinen Augen aufwachsenden Ladislaus beantworten; denn der damals erst 5-jährige Prinz wäre in den Händen der böhmischen Großen nichts weiter gewesen als ein Schild, unter dessen Schutze sie sich noch dreistere Uebergriffe, Ränke und Umtriebe erlaubt hätten, als sie jetzt auf eigene Faust wagen durften.

Zu den Parteikämpfen zwischen Georg von Podiebrad und seinen Nebenbuhlern, deren Eifersucht besonders durch die Wahl des ersteren zum Gubernator Böhmens (1448) aufgestachelt worden, liefern mehre Schreiben eine recht charakteristische Illustration; doch müssen wir uns eine detaillirtere Analyse derselben hier versagen.

Nach Ladislaus' vorzeitigem Tode wurde dessen bisheriger Statthalter Georg von Podiebrad am 2. März 1458 in der 17. Stunde (9 Uhr Morgens) auf dem Rathhause der Altstadt Prag zum König von Böhmen erwählt und ausgerufen. Verwirklicht stand also vor ihm das kühne Ideal, welches er lang in stiller Brust gehegt! Erklommen war das hohe Ziel, dem er mit kluger Wahl der Wege zugestrebte! Erschlossen lag zu seinen Füßen das Thatenfeld, wornach seine Kraft und sein Ehrgeiz wohl Jahre lang geseufzt! Ein Kenner der menschlichen Leidenschaften, hütete sich Georg auf der Höhe seines Glückes den Neid, den ewig lauernden, herauszufordern: er bewahrte die größte Mäßigung im Auftreten, und aus den trockenen, beinah im Geschäftsstyl abgefaßten Einladungsschreiben zu seiner Krönung, dergleichen er eines z. B. an Heinrich von Lipa (sich Czech. Archiv N. 1. pag. 272) gerichtet, schimmert auch nicht die leiseste Spur

jener freudigen Bewegungen, die sein Herz durchzuckten. Allein Georg ist seiner Königswürde nicht froh geworden. Ihm, dem Ultriquisten und Vertheidiger der Kompaktaten, versagten die streng katholischen Kronlande Mähren, Schlesien und die beiden Lausitz ihre Anerkennung. Mit Blut mußte Georg die Theilgebiete seiner Herrschaft zusammenkitten. Er führte ein Heer nach Mähren und nöthigte die wichtigsten Städte Olmütz, Brünn, Znaim u. s. w. sich zu ergeben; nur Jglau leistete hartnäckigen Widerstand, der eine Einschließung und Belagerung zur Folge hatte. Im Czech. Archiv lesen wir (pag. 274. 275. N. 4 u. 5.) zwei durch diese Belagerung veranlaßte Schreiben Georg's an Johann von Rosenberg und Kunesch von Olbramowitz, denen die schleunigste Leistung des Zuzuges ans Herz gelegt wird. Am 15. November 1458 öffnete Jglau nach längeren Unterhandlungen Georg ihre Thore, so daß dieser ganz Mähren in seiner Gewalt hatte. Unter diesen Umständen beschloßen die beiden Lausitz sich zu unterwerfen; Schlesien beharrte zwar in seinem Trotz und seiner Aufsehnung, doch fügten sich die meisten schlesischen Fürsten, Mannen und Städte, als ihnen Georg an der Spitze eines Heeres in Schweidnitz den Huldigungseid abforderte; selbst Breslau, welches die Rolle Jglau's zu spielen für gut fand, ergab sich nach kurzer Belagerung unter gewissen Bedingungen in den ersten Tagen des J. 1460.

So weit hätte nun Georg zu Hause Friede und Ordnung hergestellt. Aber vom Vatikan her drohten ihm Gefahren von weit ernsterer Natur, als die eben niedergekämpften gewesen waren. Dessen war sich Georg wohl bewußt und suchte sich gegen die Eventualitäten eines Bruches mit Rom dadurch zu wappnen, daß er mit Ungarn, Oesterreich, bald auch mit Polen, Bayern und andern Mächten freundliche Beziehungen anknüpfte, namentlich Waffen- und Familienbündnisse abschloß. Der schwache Kaiser Friedrich, dem an einem guten Einvernehmen mit dem energischen Georg viel gelegen war, ließ sich von dem Letzteren das schriftliche Versprechen leisten, daß dieser ihm in allen seinen Angelegenheiten so treu und eifrig beistehen wolle, als gälte es seine eigenen Interessen zu wahren. Für dieses Versprechen belehnte Friedrich denselben Georg, durch den er und sein Haus Böh-

men verloren hatte, mit den Regalien dieser Krone zu Brünn am 31. Juli 1459. Daß Georg sich erst jetzt gleichsam als legitimen Herrscher fühlte, geht aus dem freudigen Tone hervor, worin er an demselben Tage diesen Belehnungsakt und die mit Friedrich eingegangene, enge Verbindung den drei Prager Städten berichtet (Czech. Archiv Nr. 13. p. 279.); er spricht sogar dieses Gefühl offenkundig aus, indem er schreibt: „Durch des Allmächtigen Fügung gehen unsere Angelegenheiten hier so glücklich von Statten, daß ich Euch, die ihr eine besondere Freude daraus schöpfen werdet, die Kunde nicht vorenthalten, sondern mittheilen will, Se. Majestät der durchlauchtigste Römische Kaiser sei hier in Brünn eingetroffen und habe — Uns, Unseren Nachfolgern und der böhmischen Krone zu Ehren — Uns Unsere Regalien unter großen Feierlichkeiten in Gegenwart geistlicher und weltlicher Fürsten des h. Römischen Reiches und im Glanze seiner kaiserlichen Würde öffentlich auf dem Ringplatze mit großer Fuld und Willigkeit verliehen und ertheilt Und nachdem er den Ritus gehörig vollzogen, hat er, in seinem Kaiserornate sitzend, Uns zu seiner Rechten für den rechten und unzweifelhaften König von Böhmen, so wie auch für den vornehmsten Kurfürsten der versammelten Volksmenge proklamiert und vorgestellt. Und so fest haben Wir uns mit Sr. Majestät verbunden, daß diese Verbindung (so Gott will) bis zu unserem Ableben ungelockert bleiben wird.“ — Der in den Schlußworten angedeutete, bereits vor der Investitur abgeschlossene Vertrag zwischen Friedrich und Georg sollte für den Erstgenannten bald eine praktische Bedeutung gewinnen. Eine Reuiz des Wiener Magistrats gegen gewisse Geldforderungen Kaiser Friedrich's artete nemlich mit Einemmale in einen furchtbaren Aufruhr der Bevölkerung Wien's gegen ihren Herrn und Gebieter aus (Oktober 1462). Kaiser Friedrich wurde von den Rebellen in der Hofburg eingeschlossen, belagert und trotz des Heldenmuthes der ihm treu gebliebenen Barone so hart bedrängt, daß er, um nur sein und seiner Familie Leben zu retten, den König von Böhmen auf das dringlichste ersuchen ließ, zum Entsätze herbei-

zuweisen. Die unparteiische Geschichtschreibung muß unumwunden anerkennen, daß Georg trotz einer vorausgegangenen Verstimmung gegen Friedrich in dem vorliegenden Falle den ehrenhaftesten Wiedersinn an Tag legte. Noch spät in der Nacht empfing er den eben angekommenen Abgesandten Friedrich's, vernahm dessen Anliegen, versprach rasche Hilfe, fertigte noch in derselben Nacht den Fehdebrief an die Stadt Wien aus und erließ schon am Morgen des nächsten Tages (29. Oktob. 1462) an alle Vasallen der Krone Böhmen einen im Czech. Archiv (sub. Nro. 29 pag. 288) mitgetheilten Befehl zur Marschbereitschaft, worin es heißt: „Hochgeborne, liebe Getreue! Wir bringen Euch zur Kenntniß, wie die Wiener Bürger gegen den Kaiser, ihren angestammten Herrn, unseren lieben Freund und Schwager die Waffen ergriffen haben, widerrechtlich und frevelhaft gegen ihn vorgehen, ihn belagern und Willkür an ihm üben. Wir haben sie darob vermahnt und auch an den Kaiser in dieser Angelegenheit geschrieben: jene aber gaben Uns weder eine Antwort, noch auch ließen sie die Abgabe des Briefes an den Kaiser zu. Da es Uns aber, als dem ersten Kurfürsten und dem Freunde des Kaisers, nicht geziemt, solchem Frevel ruhig zuzusehen: so haben Wir uns entschlossen, uns mit Gottes Hilfe unter Aufbietung aller unserer Macht dem Frevel entgegenzustellen. Darum verlangen Wir von euch mit Nachdruck, daß Ihr euch allso gleich mit eueren Dienstmannen und euerem Kriegsvolk zum Ausbruch rüftet und bereit seid, und diesen Befehl auch in eueren Städten veröffentlichen. Sobald wir das zweite Aufgebot erlassen, habt Ihr sammt euerem Gefolge an dem von Uns zu bestimmenden Tag und Ort zu erscheinen. Denn schon haben Wir und der durchlauchtige Viktorin, Herzog von Münsterberg, unser fürstliche und liebe Sohn, den Wienern die Absagebriefe zugesendet, schicken auch diesen unseren Sohn mit einem Theile unserer Mannschaft voraus, dem Kaiser zu Hilfe, und wollen nicht säumen, ihm in eigener Person nachzurücken.“

(Fortsetzung folgt.)

Im Auftrage des Ausschusses redigiert von E. Höfler.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

5.

B. Oesterreichische Geschichte.

11. Intorno ad alcune quistioni genealogiche relative alle case d'Este e d'Arpad. Risposta del Cav. Bartolomeo Veratti al Sign. Barone Alberto Nyary di Nyaregyahza. Modena. 1864.

Aus öffentlichen Blättern ist bekannt, daß ein gewisser Fürst von Croy Chanel, welcher durch das Tribunal der Seine genöthigt ward, auf den ursprünglich angenommenen Titel der Fürsten von Croy Verzicht zu leisten, sich als Nachkomme der Arpaden ausgibt und als solcher das Successionsrecht in Ungarn präten dirt. Eine Reihe von Schriften ist bereits erschienen, welche diese Anrechte, die die Anjous, Sigmund von Luxemburg, Albrecht I. und Ladislaus posthumus, Wladislaus und Matthias wie dessen Nachfolger zu Usurpatoren stempeln sollen, zu erhärten und der Welt den Beweis zu liefern unternahmen, daß seit dem Jahre 1301, also - sage fünfhundert und dreiundsechzig Jahre die ungarische Krone stets an den unredlichen Mann gekommen sei. Wir legen keinen Nachdruck darauf, daß der Advertiser diese ganze Angelegenheit mit den wenigen Worten bezeichnete, der Prätendent sei einer der Tausende von Werkzeugen, die R. Napoleon in Reserve habe, um sich ihrer bei Gelegenheit nach seinem Gefallen zu bedienen. Der Pseudoarpade fand sich freilich hiedurch so verletzt, daß er am 20. Nov. 1863 von Modena aus an die Redaction des Advertiser ein Schreiben erließ, des Inhaltes, daß seit der Thronbesteigung Sr. Maj. des R. Napoleon III. die politischen Beziehungen sowie das frühere vertrauliche Verhältniß zwischen ihm und dem Prinzen Louis Napoleon aufgehört hätten. Dieser Erklärung steht jedoch entgegen, daß der Prinz August von Ungarn, wie sich S. von Croy Chanel schelten läßt, von einer Pension des Kaisers Napoleon im Betrage von 3000 Franken lebt, wie er es selbst gestand und Hr.

Sarrut, Verfasser des Werkes: les fils de Arpad. Etude historique par Germain Sarrut. Paris 1861, mit diesen Worten angab.

Verhält sich die Sache in dieser Art und Weise, so erleben wir vielleicht auch das Vergnügen, einen bisher unbekanntem Abkömmling der Přemysliden oder Luxemburger kennen zu lernen und bedauern vor der Hand den Undank der Magyaren, welche den Abkömmling von 23 Königen bisher am Hungertuche nagen ließen. Doch zur Sache.

In welcher Weise die Arpaden ausstarben, welche Kämpfe um ihr Erbe stattfanden und wie endlich das Haus Anjou die Erbschaft behauptete, erst im eigentlich ungarisch-neapolitanischen Zweige, dann im neapolitanischen zu behaupten suchte, gehört der Geschichte an. Der letzte Ungarkönig aus dem Mannstamme der Arpaden, Andreas III. † 1301 war Enkel Andreas II. und der Beatrix von Este. Sein Vater Stefan, nach dem Tode des Königs Andreas geboren, kam nicht auf den ungarischen Thron, sondern lebte in Italien (Ferrara, Verona, Venedig). Er heirathete in erster Ehe eine reiche Traversaria, welche ihm einen Sohn gebar, der vor dem Vater starb, und dann die Venetianerin Katharina Tomasina, die Mutter Andreas' III., dessen Geburt in das Jahr 1265 fallen mag. Andreas III. hatte zwei Frauen, Fenna von Slogau, welche 1290 und 1294 vorkommt, und seit 1296 Agnes von Oesterreich, welche ihren Gemahl überlebte. Fenna war Mutter einer Prinzessin, Elisabeth, welche im Kloster Töes starb. Bis dahin und soweit die beglaubigten und sichern Nachforschungen gehen, ist also für einen historischen Prätendenten kein Platz. Allein um so mehr Raum für einen Genealogen von altem Schrott und Korn. Bereits im XVII. Jahrhunderte, wo nicht früher, also im Zeitalter der Blüthe erfindungsreicher Genealogen hatte Ecohier, den der gelehrte Jesuit Menestrier, welcher für Heraldik so viel gethan, citirt, ausfindig gemacht, daß

das Wappen des Hauses Croy eine Ähnlichkeit mit dem ungarischen habe und rasch den Schlüssel dazu gefunden. Ein Stefan von Ungarn habe einen Sohn Marcus gehabt, welcher Katharina Erbin von Araines und de Croy geheirathet habe. Der älteste Sohn Johann habe noch das volle ungarische Wappen getragen, sein Bruder Wilhelm jedoch dasselbe in das Croy'sche Wappen umgewandelt. Wir gestehen, den Namen Scohier zum ersten Male gehört zu haben und die uns zur Hand liegenden literarischen Behelfe geben uns über diesen Genealogen keinen Aufschluß. Wenn aber so das Haus Croy das ungarische Wappen trug, so war viel näher als an den Arpaden Stefan an jene Türkenzüge zu denken, an welche sich die Herren von Croy (in Ungarn) betheiligten. Übrigens ist diese Frage von untergeordnetem Werthe, da, wie Cav. Veratti nachwies, der „Prinz August von Ungarn“ gar kein Recht hat, sich Fürst von Croy zu schreiben, somit ein Recht, welches etwa den Herren von Croy zukäme, ihm, dem doppelten Namensprätendenten, nicht zukommen kann.

Allein jener Stefan des französischen Genealogen muß nicht bloß der Sohn des Andreas II. und Vater des Andreas III. sein; er muß auch Andreas selbst sein, eine dritte Gemahlin und von dieser 2 Söhne Felix und Marcus besessen haben, welche die Ahnherrn des Prinzen August gewesen sein müssen. Für diese Gemahlin ist zwar geschichtlich kein Platz, allein sie wird nicht bloß zwischen der ersten und zweiten Gemahlin des Königs, sie wird nicht bloß als dritte und zwar als Cumanerin eingeschaltet, sondern (*risum teneatis*) als Sibylla Cumana, offenbar weil der Erfinder wohl von Rumänen hörte, aber diese mit den Bewohnern Cumä's verwechselte. Diese cumanische Sibylle II. ist also glücklich als Stammutter des bisher unbekanntem Arpadenzweiges aufgefunden und nur das ist unbegreiflich, daß die Sprößlinge desselben vorgezogen, sich Herren von Croy zu nennen, als Arpaden! Was nun die Geburt des Ahnherrn des neuen Arpadengeschlechtes betrifft, so hat Cav. Veratti das Lächerliche dieser Behauptungen mit großem Scharfsinne nachgewiesen und gezeigt, daß nach den vorgebrachten Beweisen derselbe auf die Welt hätte kommen müssen, als sein angeblicher Vater Andreas fünf Jahre alt gewesen, selbst aber in einem Alter von 20 Jahren mit Hinterlassung von 3 Söhnen gestorben wäre. Damit erledigen sich zugleich die in dem

Streite vorgebrachten Documente, von welchen die von 1279, 1284, 1286 nur beweisen, daß jener Felix nicht Sohn des K. Andreas war. Was endlich diese Urkunden als Beweismittel überhaupt betrifft, so bestehen sie aus Copien, deren Originale bisher nicht vorgelegt wurden, da sie in der Revolution zu Grunde gegangen seien! Wer wird, wenn schon die historische Beweisführung so schlecht ist, noch solchen Urkunden eine Glaubwürdigkeit schenken, ehe ihre Authentizität nicht nach allen Seiten erhärtet ist?

Je mehr man in das Einzelne der Beweisführung des neuen Prätendenten eingeht, desto mehr stößt man auf Lächerlichkeiten und eine Unverschämtheit, die den Eindruck erregt, daß eben sie den Mangel an Beweisen ersetzen solle. Neuerdings hat er seine Ansprüche auch auf das Erbe des Hauses Este (Modena) ausgedehnt und in einer ähnlichen Weise, wie er die ungarischen Könige seit Andreas III. als unrechtmäßig erklärte, so auch das ganze Haus Este seit der Mitte des XIII. Jahrhunderts als usurpatorisch, sich als den einzigen rechtmäßigen Erben ausgegeben. Cav. Veratti hat das Unsinnige auch dieser Behauptungen schlagend nachgewiesen. Weiter auf die Sache einzugehen, wäre Zeitverlust. Uns erinnert sie an die genealogischen Forschungen weiland des Czaren Ivan des Grausamen, der von allen Dynastien der Erde abzustammen behauptete, dem aber der heldemüthige Polenkönig Stefan Bathory erwiderte, er könne eben so gut behaupten vom Teufel und dessen Großmutter abzustammen als von Julius Cäsar und den bairischen Herzogen. Das Hübscheste ist aber, daß auch die Domäne Chanel, welche angeblich 300 Jahre lang im Besitze des Hauses gewesen sei, nachdem sie K. Stefan demselben erkaufte, gar nicht existirt (S. 70); der vermeintliche Prinz von Croy (Crouy — Chanel) von einer bürgerlichen Familie aus Grenoble abstammt und der Ähnlichkeit des Namens wegen schon vor der französischen Revolution eine Verwandtschaft mit den Fürsten von Croy prätendirte, welche jedoch auf das Entschiedenste zurückgewiesen wurde. Nachdem dieses Manöver nicht gelungen, wurde es in den napoleonischen Zeiten erneut und tauchte auf einmal ein Abkömmling der Chanel von Grenoble — 1450 nach im Verzeichnisse der *taillables* stehend — am Hofe K. Napoleons I., welcher sich mit Trägern alter Namen zu umgeben pflegte, als Sprößling der alten Herzoge von Croy auf, wurde

kaiserlicher Kummerherr, Graf, und erlangte in seinem Wappen die bekannten ungarischen Streifen. Das Haus Croh protestirte gegen die Usurpation, gegen die angebliche Abstammung aus Ungarn, ja überhaupt gegen den Adel der Chamel und den Gebrauch des Namens Croh. Die ganze Geschichte reducirte sich so auf eine erbärmliche Schwinderei, welche, nachdem sie in Frankreich banterott gemacht, in Ungarn und Italien ausgebeutet werden sollte. Aber wer bezahlt dann die Federn, welche bisher zur Vertheidigung eines handgreiflichen Betruges in Bewegung gesetzt wurden? Herr Graf v. Croh mit seinen 3000 Franken napoleonischer Unterstützung? Dann darf er nach der Weise der alten Arpaden von Rossmilch leben!

12. Von Maurer, Georg Ludwig, Geschichte der Fronhöfe, der Bauernhöfe an der Hofverfassung in Deutschland. Bd. IV. Erlangen. Verlag von Ferd. Enke. 1863.

Es kann nicht unsere Absicht sein, ein Werk von specifisch deutschem Inhalte, welches von der Geschichte der Deutschen in slavischen Ländern abstrahirt, weitläufig zu besprechen. Wohl aber halten wir es für unsere Pflicht, unsere Leser mit den Ergebnissen von Forschungen bekannt zu machen, die für die Geschichte der deutschen Colonisation von großer Wichtigkeit sind. „In die Kategorie der Zeit und Erbpachtgüter, sagt der gelehrte Verfasser III. S. 472, gehören insbesondere auch die Verleihungen von Hofländereien zu freiem Zinsrechte an freie Colonen. Solche Zinsleihen kommen frühe schon in den Rechtsspiegeln vor. Es gehören dahin namentlich die weit verbreiteten Meiergüter und Meierhöfe, welche von den alten durch Maier oder Kellner verwalteten Hofgütern wesentlich verschieden sind. Die alten Meier oder villici waren nämlich wie die Kellner und Schulzen herrschaftliche Beamte, die Meier sind bloße persönliche freie Pächter gewesen. Neben diesen neuen Meiergutsbesitzern sind nun zwar in vielen alten Fronhöfen auch noch hörige Mansenbesitzer geblieben. Und es haben sich sodann die Meier, wenn sie in der Minderzahl waren, öfters unter den Hörigen verloren und sich mit denselben zu einer gemeinschaftlichen hörigen Genossenschaft verschmolzen. Noch häufiger ward jedoch die Hörigkeit durch das freie Meierverhältniß gänzlich verdrängt (S. 423). Wenn nun eine ganze Villication nebst dem Fronhofe zersplittert und an freie

Meier hingegeben und dadurch alle Hörigkeit gänzlich abgelöst worden war, so dauerte die alte Villication, wenn sie beisammen und in Markgemeinschaft blieb, demnach als freie Dorfgemeinde fort. Der landesherrliche Fronhof ging nach und nach in ein landesherrliches Amt, in ein Land- oder Pfliggericht u. s. w. und die landesherrliche Fronhofverfassung in eine landesherrliche Ämterverfassung über (S. 478). Die späteren Grundherrschaften und Rittergüter sind nichts als eine Fortsetzung der alten unveräußerten Villicationen, nur in einer etwas verschiedenen Form. Die fremden Ansiedlern zugestandene Freiheit blieb aber auch für die einheimischen Unfreien und Hörigen nicht ohne Folgen. Denn in die Länge konnte ihnen doch nicht versagt werden, was selbst den Fremden zugestanden worden war. Nicht wenige Unfreie und Hörige erhielten daher die ehemaligen Hofgüter nun gleichfalls als freie Pächter oder Meier S. 403. Als nun aber das römische Recht aufkam, wurden alle genossenschaftlichen Elemente nach und nach gänzlich untergraben, die grundherrlichen und die ländlichen ganz neu unter dem Einflusse des fremden (römischen, canonischen, longobardischen) Rechtes gestaltet. Die rechtliche Natur der eigenen und hörigen Leute so wie der deutschen Landgüter wurden völlig mißkannt und durch Anwendung des römischen Rechtes wesentlich verändert (S. 485). Denn es wurden nicht bloß die römischen Emphyteusen auch in Deutschland eingeführt, sondern auch viele nicht deutsche Bauerngüter als römische Emphyteusen behandelt, die hörigen Leute wurden als Leibeigene behandelt, den Leibeigenen jedoch das Recht der Freigelassenen zugestanden, die Theorie vom dominium utili ward auf die Bauerngüter, zuweilen sogar auf die nicht erblichen Besitzrechte angewendet. Die mit dem Hofverbande und mit der Familiengenossenschaft zusammenhängende Untheilbarkeit der deutschen Bauerngüter hat sich in manchen Territorien mit der Fronhof- und Familiengenossenschaft ebenfalls verloren. Seit dem XV. Jahrhundert, mehr aber noch seit dem XVI. entstand eine mildere Leibeigenschaft, welche die Hörigkeit selbst nach und nach verdrängte und zu der sehr verbreiteten irrigen Ansicht geführt hat, als sei die Leibeigenschaft erst seit dem XVI. Jahrhunderte entstanden S. 500.“ — Damit muß man nun vergleichen, was in slavischen Ländern geschah, wo die Leibeigenschaft gerade in dem Jahrhunderte zunahm,

in welchem der Einfluß der Deutschen notorisch so viel als aufgehört hatte; als sie dort in ihrer Blüthe war, hörte sie in den deutschen Ländern mehr und mehr auf. *

B. Czechische Literatur.

Palacky's Archiv.

(Fortsetzung. *)

Am 6. November brach Georg in der That auf, nachdem er Tags zuvor dem Johann von Rosenberg geschrieben, er möge ihm zum 11. November nach Znaim nachkommen, da er das königliche Aufgebot durch eine zufällige Verspätung des Boten erst am 8. November erhalten hatte und daher noch nicht gerüstet und marschfertig war (Czech. Arch. Nr. 30 und 31 pag. 288 und 289). Am 5. November hat der mit 2000 Mann vorausgeeilte Prinz Viktorin die Stadt Krems an der Donau erreicht, darauf den Fluß überseht und bei Fischament sein Lager aufgeschlagen. Am 14. Novemb. stand auch schon König Georg mit der Hauptmassa des Entsatz-Heeres in Korneuburg. Trotz eines glücklich abgeschlagenen Sturmes, den Prinz Viktorin von Gumpendorf aus unternommen, mußte Erzherzog Albrecht, der sich an die Spitze der Aufständischen gestellt hatte, in Folge der von Georg den Wienern abgeschnittenen Zufuhr von Lebensmitteln an einen gütlichen Vergleich mit seinem kaiserlichen Bruder Friedrich denken. Durch Georg's Vermittlung kam zwischen beiden ein schriftliches Übereinkommen zu Stande, kraft dessen Albrecht alle Gefangenen freigeben und alle dem kaiserlichen Bruder abgenommenen Schlösser zurückstellen, dagegen die Regierung der niederösterreichischen Lande auf die nächsten 8 Jahre übernehmen, dafür aber dem Kaiser jährlich 4000 Dukaten zahlen sollte. Wie hoch Friedrich die ihm von Georg geleistete Hilfe anschlug, läßt sich an den reichlichen Verweisen von Erleutlichkeit, welche nicht allein dem böhmischen Könige und seinen Söhnen, sondern auch vielen böhmischen Baronen, Städten, ja selbst einzelnen Kriegern zu Theil geworden, am besten ermessen. Abgesehen davon, daß der Kaiser alle Verschreibungen über den vor etwa 100 Jahren zwischen Böhmen und Oesterreich gestifteten Erbtrag an Georg herausgab, setzte er z. B. die

Beisteuer, welche Böhmen zu den Romfahrten der deutschen Kaiser zu leisten hatte, von 300 Mann oder 300 Mark Silber auf die Hälfte herab; ferner bestimmte er, daß der Köron Böhmen in Zukunft nur auf solchen Reichstagen, die zu Nürnberg oder Bamberg gehalten wurden, zu erscheinen brauche und daß bei der Belehnung der böhmischen Könige die Paniere nicht zerrissen werden sollen. Er beschenkte Georg's Gemahlin, Johanna, mit einem goldenen Diadem und die zwei jüngeren böhmischen Prinzen Heinrich und Sines mit dem Reichsfürstenstand; den Pragerern ertheilte er, weil sie sich an Georg's Zügen Wien sehr zahlreich betheilig hatten, das Vorrecht der Zollfreiheit nicht bloß in Wien, sondern im ganzen römischen Reich. Neben diesen und mehren andern Begünstigungen Böhmens versprach Friedrich, sich beim Papste für Georg zu verwenden.

Mittlerweile waren nemlich zwischen Rom und dem ultraquistischen Böhmenkönig, so wie dieser vorausgesehen, folgenschwere Mißheiligkeiten ausgebrochen. Georg war zu scharfblickend, um im Papste nicht sein Fatum zu erkennen: allein bezohngeachtet blieb er fest entschlossen, für die Kompaktaten einzustehen, nicht aus konfessioneller Befangenheit, auch nicht aus eigensinnigem Widerspruchsgeist sondern in der Ueberzeugung, daß ein Angriff auf die Kompaktaten für die Ultraquisten, die in Böhmen den überwiegenden Theil der Bevölkerung bildeten, das Signal sein würde, zum Schutze des vom Basler Concil ihnen zugestandenen Kelches das Schwert zu ziehen und die Schrecknisse des Hussitenkrieges von neuem über Böhmen heraufzubeschwören.

Aeneas Sylvius Piccolomini, der als Papst (1458—1464) den Namen Pius II trug, war vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl ein entschiedener Anhänger des Baseler Concils und seiner Beschlüsse, folglich billigte er auch die von diesem Concil mit den Hussiten abgeschlossenen Kompaktaten. Sobald aber die Tiara sein Haupt schmückte, änderten sich seine Ansichten: quod Aeneas probavit, Pius damnavit. Durch die Kompaktaten wurden die Hussiten äußerlich mit der katholischen Kirche versöhnt und hörten, da der Gebrauch des Kelches gegen kein katholisches

*) Sieh: Literarische Beilage zu den Mittheilungen des Vereins für Gesch. d. Deutschen in Böhm. Nr. 4. pag. 30.—32.

Grunddogma verstieß, folgerichtig auf, für „Ketzer“ zu gelten. Doch Pius II. verhehlte nicht, daß das überwiegend utraquistische Böhmen in seinen Augen ein „Ketzerland“ und Georg ein „Ketzersfürst“ sei. Als er z. B. erfuhr, daß Georg dem Kaiser Friedrich gegen die aufständischen Wiener beigestanden, schrieb er dem letzteren einen Brief, worin er ihm keineswegs zur seiner Rettung gratulirt, sondern vielmehr vorwurfsvoll ausruft: „Unseliges Zeitalter, in dem wir leben! Darum Deutschland, beklagenswerthe Christenheit, deren Kaiser nicht anders gerettet werden kann als durch einen ketzerischen König!“ Zwar hat Georg vor seiner Krönung gleich jedem andern christlichen Regenten dem Papste Gehorsam, Einheit mit dem orthodoxen Glauben und Schutz der katholischen Kirche eidlich angelobt, allein diese Angelobung befriedigte in Rom nicht; denn hier faßte man den „Gehorsam gegen den Papst“ und die „Einheit mit dem orthodoxen Glauben“ natürlich so auf, daß der Böhmenkönig nicht nur für seine Person den Kelch aufgeben, sondern auch seine utraquistischen Unterthanen zu demselben Schritte vermögen solle, während Georg unter Hinweis auf die Kompaktaten behauptete, der Utraquismus befinde sich in Einheit mit der Kirche und hindere nicht die Verehrung des Papstes als des kirchlichen Oberhauptes. In diesem Sinne hat sich Georg zu wiederholtenmalen ausgesprochen. Als zu Anfang des Jahres 1462 eine böhmische Gesandtschaft an den römischen Hof kam, durch welche Georg den Papst seines Gehorsams versichern und um die Bestätigung der Kompaktaten bitten ließ: erklärte Pius II. die Kompaktaten für ungiltig und nahm den Gehorsam des Böhmenkönigs nur unter der Bedingung an, daß dieser der Kommunion unter beiderlei Gestalten entsage und auch sein Volk zu der in der römischen Kirche üblichen Art, das Altarsakrament zu genießen, zurückführe. Wir wollen uns jeder Reflexion über diese Antwort enthalten und lediglich darauf hindeuten, daß Pius II. dem Böhmenkönig die Lösung einer Aufgabe zumuthete, mit der alle Kreuzheere Kaiser Sigismunds, des deutschen Reiches und des Papstes Julian nicht fertig werden konnten. Nach der Rückkehr der böhmischen Gesandtschaft aus Rom veranstaltete Georg in seiner Burg (die beiläufig gesagt,

nicht auf dem Hradschin, sondern zwischen der Jakobskirche und dem Pulverthurm in der Gegend der heutigen Königshofer Kaserne lag) einen feierlichen Posttag, um die Antwort des Papstes und zugleich den päpstlichen Legaten Fantinus de Valle zu hören, welcher mit der böhmischen Gesandtschaft aus Rom eingetroffen und vom päpstlichen Hofe beauftragt war, der von der Gesandtschaft überbrachten Antwort Sr. Heiligkeit den nöthigen Nachdruck zu geben. Nachdem Georg in feierlicher Sitzung den Gesandtschaftsbericht entgegengenommen, drückte er sein Befremden über den Widerruf der Kompaktaten aus, die doch das einzige Mittel waren, Böhmen zu pacificiren. „Die Kirchenversammlung zu Basel, — so fuhr er fort — welche aus den gelehrtesten Männern von ganz Europa bestanden, hat die Kompaktaten gutgeheißen, der Papst Eugen IV. hat sie bestätigt, sie enthalten keine Ketzerei und kommen mit den Sätzen des apostolischen Stuhles überein. Kann Pius zurücknehmen, was seine Vorgänger gewährt haben?“ — Hierauf suchte er sich gegen den Vorwurf, daß er das vor seiner Krönung dem Papst geleistete Angelöbniß gebrochen, zu vertheidigen. Allein der päpstliche Legat stellte in der nächsten Sitzung den Satz auf, das Baseler Concil habe nur den damaligen Utraquisten bis zu ihrem Ableben den Genuß des Abendmahles unter beider Gestalten erlaubt, seitdem aber hätten die Kompaktaten keine Geltung mehr. Dann zog er die Folgerungen aus diesem Satze, indem er dem Könige zurief: „O König, Dein ganzes Angelöbniß, Dein ganzer Gehorsam sind nichts als eitel Worte! Im Namen und Auftrag des heiligen Vaters befehl' ich Dir, Deinen Eid zu erfüllen, allen Irrlehen zu entsagen und dieselben in Deinem Reiche auszurotten. Du sollst mit der Königin und Deinem gesammten Hause von nun an das h. Abendmahl nur bei St. Wenzel auf dem Prager Schlosse empfangen, alle Irrlehrer vom Hofe jagen und dem Administrator des Prager Erzbisthums zur Bestrafung überliefern!“ Die Kühnheit des Legaten rief eine Aufregung hervor, die sich von der Königsburg rasch über die ganze Hauptstadt verbreitete. Da Fantinus de Valle in Rom das Amt eines königlich-böhmischen Geschäftsträgers versehen, so ließ ihn Georg unter dem Vorgeben, er habe die Angelegenheiten des Königs bei der päpstlichen Curie nicht nur schlecht vertreten, sondern sogar gegen ihn agi-

tirt, verhaftet und nach **Bodiebrad** abführen. Etwa 10 Wochen hindurch war der päpstliche Legat ein Gefangener; erst nach seiner Rückkehr von der inzwischen ins Werk gesetzten und vollbrachten Kriegsfahrt gegen die Wiener gab ihm **Georg** die Freiheit zurück und entschuldigte beim Papste seine gegen den Legaten gebrauchte Strenge. Allein der erbitterte Papst stellte die Stadt **Breslau**, die abermals vom „**Reherfürsten**“ sich losgesagt, durch eine Bulle vom 29. März 1463 gleichsam als herrenlos unter den Schutz und die Verwaltung des apostolischen Stuhles, nachdem er sie schon vor Erlassung dieser Bulle ihres Eides gegen König **Georg** entbunden hatte. Von nun an verbitterte sich das Verhältniß **Georg's** zu **Pius II.** mit jedem Tage. Als Kaiser **Friedrich** dem Papste Vorstellungen dagegen machte daß er die Unterthanen gegen **Georg** aufrege, erwiederte der heilige Vater: **Georg**, der sich einen König von Böhmen nenne, habe sowohl die Krone als auch die Gemeinschaft mit der Kirche selbstwillig verwirkt, er dürfe daher keinen Gehorsam fordern, ihm gegenüber seien alle Verbindlichkeiten aus Verträgen, Zusagen und Angelobnissen erloschen. — Mit der hier ausgesprochenen Erledigung des böhmischen Thrones war es dem Papste voller Ernst; er arbeitete insgeheim an einer Liga der katholischen Fürsten gegen **Georg** und bot Einzelnen derselben auch die Krone Böhmens an; dagegen suchte **Georg** wieder eine Art Coalition der weltlichen Mächte gegen die Politik des römischen Hofes zu Stande zu bringen. Keiner von beiden erreichte sein Ziel. Ein letzter Schritt **Pius II.** gegen **Georg** bestand in der Citation des letzteren vor den Richterstuhl des sichtbaren Oberhauptes der Kirche in Rom. Hätte auch Kaiser **Friedrich** die Vorladungsbulle (vom 15. Juni 1464) nicht zurückgehalten, so wäre sie doch vor der Hand ohne Ergebnis geblieben, da **Pius II.** am 15. August 1464 zu **Ancona** starb.

Unter seinem Nachfolger **Paul II.** wurde **Georg's** Stellung zu Rom und zu seinen Unterthanen noch bedenklicher. Die von **Pius II.** und seinen geistlichen Organen gepredigte Lehre, daß **Georg** ein „**Reher**“, und als solcher des Anspruchs auf die Treue seiner Unterthanen verlustig sei, hatte in Böhmen, Mähren und Schlesien gar viele offene Herzen gefunden. Unter den Baronen war **Hynek** **Kruschina** von **Lichtenburg** der Erste,

welcher die Fahne der Empörung (und zwar noch bei **Pius II.** Lebzeiten) aufgepflanzt. Seine in Mähren gelegenen Burgen wurden daher belagert. Das **Czechische Archiv** enthält (sub. Nro. 32. pag. 290.) ein Aktenstück, welches auf den gegen **Hynek** geführten Kampf Bezug nimmt. König **Georg** theilt unter dem 15. August 1464 dem Herrn **Johann** von **Rosenberg** mit, daß die **Beste Kaufsenbruck** bereits genommen und **Zornstein** eingeschlossen, **Hynek** selbst aus seiner Burg **Böttau** (in Oesterreich) ausgewiesen, und sein Helfershelfer, der Kreuzherr von **Mailberg**, gleich einem zweiten Genossen seiner Empörung **Stahrenberger**, vor des Kaisers Rath citirt sei. Während der Belagerung **Zornstein's** kam **Hynek** nach Rom, flehte als „**verfolgter Katholik**“ um den Schutz des Papstes und brachte es dahin, daß **Paul II.** unter dem 21. Jänner 1465 allen Katholiken in Böhmen und Mähren verbot, sich an der Belagerung **Zornstein's** zu betheiligen. Auf diesem Verbote bestand **Paul II.** auch dann, als ihm sowohl von Kaiser **Friedrich** als auch von dem katholischen Bischof von **Olmütz** über **Hynek** die Augen geöffnet worden waren; der **Olmützer Bischof** erklärte dem päpstlichen Legaten mit dürrer Worten, bei **Hynek** sei die Religion nur Nebensache, ihn treibe vielmehr ein alter, tief eingewurzelter Privathaß gegen **Georg**, der um des Glaubens willen Niemanden verfolge. Trotz des päpstlichen Verbotes wurde die Belagerung fortgesetzt und **Zornstein** eingenommen (9. Juni 1465).

Um die Zeit als **Hynek** in Rom weilte, wollte **Georg** einen Versuch machen, ob er die religiöse Erregung der Gemüther, welche namentlich bei den Katholiken täglich wuchs und von auswärts eifrig gepflegt wurde, nicht durch Vermittlung eines Vergleiches zwischen den religiösen Parteien besänftigen könnte. Er ordnete daher auf den 2. Febr. 1465 einen allgemeinen Landtag in der Hauptstadt an, zu dem er die Repräsentanten des hohen Klerus, des Herren- und Ritterstandes, so wie auch der Städte berief. Um das Gelingen seines Versuches besorgt, schrieb er (sieh. **Czech. Archiv** N. 34. S. 291) an **Johann** von **Rosenberg**, er möge „im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt“ an dem angeordneten Landtag theilnehmen und denselben ja nicht verabsäumen. **Georg's** gute Absicht schei-

terte. Unter den Laien, die im Landtag saßen, wäre vielleicht eine Verständigung erzielt worden, allein die geistlichen Führer der religiösen Parteien, Rokycana und Hilarius, verbitterten durch ihre theologische Polemik die allgemeine Stimmung so gründlich, daß Georg, von der Unmöglichkeit eines Erfolges der Unterhandlungen überzeugt, den Landtag schloß.

Die Thatsache der innern Spaltung trat jetzt um so stärker hervor. Unter den Auspicien des Benedikt von Sternberg und des Breslauer Bischofes Jost von Rosenberg bildete sich ein Herrenbund oder — ohne Euphemismus gesprochen — ein Komplott böhmischer Barone, welche den König Georg vielfacher Eingriffe in ihre Rechte und verschiedentlich Mängel in der Verwaltung nicht allein vor dem böhmischen Landtage, sondern auch am römischen Hofe anklagen und den Papst bitten ließen, ihnen einen anderen König zu geben. Seit der Einnahme von Bornstein höchlich gereizt, erneuerte Paul II. durch Edikt vom 2. Aug. 1465 die von seinem Vorgänger erlassene Vorladung Georg's nach Rom, wo diesem wegen Ketzerei, Rückfall, Meineid, Kirchenraub, Gotteslästerung und ähnlicher Verbrechen der Proceß gemacht werden sollte. Wenige Tage später sprach Paul II. die Unterthanen Georg's vom Eid der Treue los und bedrohte alle, die ihm gegen dieselben Hilfe leisten würden, mit dem Banne; zugleich beschickte er den König Mathias Corvinus von Ungarn, so wie auch die mächtigsten deutschen Fürsten, um sie gegen Georg zu stimmen. In Deutschland brachten die Bemühungen des Papstes nicht die erwartete Wirkung hervor: um so bereitwilliger ging der ehrgeizige Mathias Corvinus, dem der Glanz der böhmischen Krone gar lockend in die Augen stach, auf die Absichten des heiligen Vaters ein und erklärte ihm in einem eigenhändigen Schreiben: gelte es gegen Böhmen, gelte es gegen die Türken zu ziehen, Mathias und die Ungarn seien jederzeit bereit. Die Alternative: „Türken oder Böhmen“ macht im Munde des Mathias, dem einst Georg die Pforten des Gefängnisses eröffnet, und 1463 die Rücksichten eines Eidams auferlegt hatte, einen eigenthümlichen Eindruck.

Durch die Ergebenheit eines so mächtigen Türken- und Ketzereifreundes in seinem Bewußtsein gehoben, schritt Paul II. gegen Georg noch

energischer ein. Er wiederholte das vor 3 Monaten veröffentlichte Dekret in verschärfter Form, indem er durch eine am 8. Dezemb. 1465 feierlich kundgemachte Bulle der gesammten Adel, alle Städte, Märkte, Burgen und Dörfer in Böhmen, Mähren und Schlesien für so lange, als dem Königreiche nicht ein christlicher Monarch gesetzt sein würde, unter Androhung des göttlichen Gerichtes verpflichtete, „jenem ketzerischen Menschen“ Gehorsam, Treue und Steuern zu verweigern. Nun säumte auch Georg nicht länger zu reden. Zwei berühmte deutsche Publizisten, Dr. Martin Mayr und Dr. Gregor von Haimburg, welche zwischen Jenem, dessen Reich nicht von dieser Welt war und zwischen seinen Nachfolgern eben nicht die sprechendste Aehnlichkeit finden wollten, liehen ihrem gemeinschaftlichen Gönner, König Georg, ihre gewandte Feder und ihre schlagende Logik zu einer Reihe von Rechtfertigungsschriften, die nicht allein an den Papst, sondern an fast alle christlichen Könige und Fürsten Europa's übermittelt wurden. Der Haupt-Adressat, der heilige Vater, wies jedoch die Apologie in einer mehr als barschen Weise zurück, so daß Georg auf fernere Zuschriften an die Curie verzichten mußte, wenn er seine Würde nicht in seinen eigenen Augen einbüßen wollte. Doch wünschte er, um keinen friedlichen Weg unversucht zu lassen, daß andere Fürsten beim Papste zu seinen Gunsten intervenirten. Er ließ daher von Dr. Gregor von Haimburg ein zu diesem Zwecke dienliches Brief-Formular entwerfen und stellte den Entwurf seinen fürstlichen Freunden zur Verfügung. Den drei rheinischen Kurfürsten ließ er das Formular durch Dr. Martin Mayr übergeben, überließ es jedoch der Einsicht dieses klugen Publizisten und Diplomaten, ob er die Uebergabe als einen im Auftrage Georg's oder auf eigene Faust unternommenen Schritt an den drei Höfen darstellen wolle. (Sich. Czech. Archiv Nr. 37, pag. 293, wo wir einen Brief Georg's an Dr. Martin Mayr lesen, dem eben jenes Formular beige-schlossen war.)

Eben so gemäßigt wie gegen den Papst verfuhr Georg gegen den Herrenbund. Er ließ sich herbei, auf seine Anschuldigungen zu antworten, mit ihm förmlich zu unterhandeln und auf den Landtagen seine Hand zur Versöhnung darzureichen. Unter dem 22. August 1466 richtete er an Johann von Rosenberg (Czech. Arch. Nr. 36, pag. 292) folgende Zeilen:

„Hochgeborener lieber Getreuer! Dir ist — Wir zweifeln nicht daran — nicht unbekannt, wie Einige aus dem Herren- und Ritterstande unter dem Vorwand, als würden sie die Rechte und Freiheiten des Landes vertheidigen, ihre Macht gegen Uns eingesetzt haben. Wir haben, wie es Uns, euerem König und Herrn, zukömmt, ihr Verlangen entgegengenommen und haben zum Vorhinein bereitwillig erklärt, daß Wir nie einen andern Zweck verfolgten, verfolgen und in Zukunft anstreben werden, als den: jedermann in unserem Reiche seine Rechte, Freiheiten und Befugnisse zu bewahren; wie ich ferner nicht zweifle, so hast Du und jeder zu Genüge erkannt, daß Wir erbötig waren und sind, für den Fall, als es etwas geben sollte, was Wir verbessern sollten auch gern zu verbessern; eben so wollen Wir, daß wenn jemand anderer gegen das Recht verstoßen, er den Verstoß gut mache. Aber Unser Anerbieten ist bisher nicht angenommen, sondern es fallen Unordnungen, Raubthaten und Widerrechtlichkeiten vor, worüber Wir tiefes Leid empfinden. Dies kann nicht so bleiben. Wir haben vielmehr unter dem Beistande des Himmels den Entschluß gefaßt, solchem Unrecht, so viel an Uns ist, mit deiner Hilfe und mit anderen Uns treu ergebene Unterthanen, welche die öffentliche Wohlfahrt lieben, Einhalt zu thun. Daher fordern Wir Dich mit allem Nachdruck auf und beauftragen dich, daß Du um keinen Preis zögerst, dich auf dem allgemeinen Reichstag zu Martini einzufinden und Uns zu rathen, wie Wir es am zweckmäßigsten anfangen, daß Friede, Recht, Ordnung und Freiheiten geschützt werden; denn es ist hohe Zeit und berührt jeden Einzelnen.“ Kann das Gebahren des Herrenbundes schonender und milder behandelt werden, als in diesen Zeilen? Die schonungsvolle, versöhnliche Art des Schreibers streift beinahe an Unentschlossenheit.

Aber alle Milde, alle Nachgiebigkeit Georg's waren fruchtlos. Auf dem Gipfelpunkte der Spannung angelangt, konnten jetzt die Dinge eben nicht anderes, als dem ihnen inwohnenden Geiste der Schwerkraft folgen, welche sie auf abschüssiger Bahn vom Gipfel abwärts trieb.

Auf dem Martini Reichstag zu Niruberg trat der schwankende Kaiser Fried-

rich, von Fantinus de Valle gewonnen, plötzlich von Georg's Partei auf die Seite des Papstes über. Neben Mathias Corvinus stand also auch der deutsche Kaiser im römischen Lager! War dieser Umbau Friedrich's vielleicht eine Vergeltung dafür, daß Georg vor einigen Jahren mit dem Gedanken an die deutsche Kaiserwürde sich getragen? Doch noch eines anderen Zuwachses erfreute sich die der römischen Curie dienstbare Streitmacht. Der Herrenbund hatte nemlich inzwischen starke Propaganda gemacht und ging der Umwandlung in eine katholische Liga rasch entgegen. Durfte Rom die entscheidende Aktion gegen Georg noch länger aufschieben?

Die von vielen Fürsten des Martini Reichstags abbeordneten Gesandten, die in Rom zu Gunsten Georg's wirken sollten, hatten kaum die Reise angetreten, als Paul II. am 23. Dezemb. 1466 den Bannfluch gegen Georg schleuderte. Der Blitz des Vatikans war die Signalflamme, welche den bevorstehenden Ausbruch des Kampfes verkündete. Zdenek von Sternberg wies alle Vergleichs- anerbietungen Georg's, der nicht müde wurde, für die Erhaltung des Friedens Anstrengungen zu machen, von der Hand und versammelte, vom Papste zum obersten Feldhauptmann der Katholiken ernannt, den Herrenbund am 14. April 1467 zu Grünberg, wo nachfolgender Beschluß gefaßt wurde: Da Christi Statthalter auf Erden dem Georg von Böhmen die Macht und Rechte eines Königs abgesprochen, so dürfe und wolle ihn der Bund nicht als Herrn erkennen sondern seinen Gehorsam demjenigen zuwenden, der aus päpstlicher Machtvollkommenheit — jedoch unbeschadet aller Rechte und Freiheiten des Herrenstandes — als rechter König von Böhmen eingesetzt würde. Diesen Beschluß beantwortete Georg am 20. April 1467 mit einem Fehdebrief an Zdenek von Sternberg, wie man aus einem, zwei Tage später, an Johann von Rosenberg abgeschickten Schreiben Georg's ersieht (Czech. Arch. N. 40. pag. 295). Den Wortlaut des Fehdebriefes hat Palacky schon im IV. Bande seines Archivs mitgetheilt. Unter dem 11. Mai 1467 fordert Georg auch den Johann von Rosenberg dringlichst auf, seinen Fehdebrief dem Zdenek zuzuschicken (Czech. Arch. N. 41. pag. 295). (Fortf. folgt).

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von E. Höfler.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

6.

D. Deutsche Geschichte.

13. Codex diplomaticus Saxoniae. Im Auftrage der k. Sächsischen Staatsregierung herausgegeben von E. G. Gersdorf. Zweiter Haupttheil. I. Bd. Leipzig. Giesecke und W. Devrient. 1864.

Urkundenbuch des Hochstifts Meissen. Im Auftrage der k. Sächsischen Staatsregierung herausgegeben von E. G. Gersdorf. I. Band. Mit zwei Tafeln. Leipzig. Giesecke u. W. Devrient. 1864.

Mit großer Freude begrüßen wir den zur schönen That gewordenen Beschluß der k. Sächsischen Regierung und des Staatsministers von Falkenstein insbesondere, für die Geschichte des jetzigen Königreiches Sachsen einen Codex diplomaticus herauszugeben. Die Ausführung des schwierigen Werkes wurde in die Hände des gelehrten Herausgebers gelegt, dem damit auch die ehrenvolle Mission zu Theil wurde, den Plan des ganzen Unternehmens zu entwerfen. Es soll aus 3 Haupttheilen bestehen: Geschichte des regierenden Hauses und der von ihm beherrschten Lande, Urkunden zur Geschichte einzelner geistlicher Stiftungen und Städte, Urkunden zur Geschichte kleinerer Städte, Marktflecken, Dörfer. Als Endpunkt der Urkundensammlung ist die Landestheilung v. J. 1485 (zwischen den Herzogen Ernst und Albrecht) angenommen. Sämmtliche Urkunden bis gegen das Ende des XIII. Jahrhunderts sollen vollständig abgedruckt, von da an Regesten gegeben werden. Der Text wird so gehalten, daß bei deutschen Urkunden die buchstäbliche Übereinstimmung des Abdruckes mit den Originalen angestrebt, bei lateinischen slavisch genaue Beibehaltung der Orthographie verworfen wird. Der gegenwärtig vorliegende Band enthält 452 Urkunden (vom 12. Febr. 972 — 1356) wovon 313 bisher ungedruckte. Jeder Urkunde ist das Datum und ein kleiner Auszug vorangestellt, das Ganze mit einer äußerst interessanten historischen Einleitung (XIV. — XLIV.) versehen,

die den historischen Gewinn nach den verschiedensten Seiten beleuchtet.

Das Werk selbst ist von nicht gewöhnlichem Interesse. Es beginnt mit jenen Urkunden, in welchen sich die Sorge unserer großen Kaiser ausspricht, das Christenthum unter den Slaven zu befestigen und somit eine Mission zu vollziehen, für welche sie zwar heutigen Tages wenig Dank ernten, die aber eben nur beweist, um wie viel größer sie als das kleine Geschlecht waren, daß ihnen die Bahnen seiner Engherzigkeit aufzwingen möchte. Fröh treten dann die Beziehungen des Meißner Landes und Bisthums zu Böhmen ein, namentlich unter Herzog und König Bratislaw, dem K. Heinrich IV. die Verwaltung der Mark Meissen übertrug. Bei dieser Gelegenheit wird (Nr. 35) auch die in Erbens Regesta Bohemiae et Moraviae I. n. 171 im Auszuge abgedruckte Urkunde P. Clemens III. an Bratislaw, gleichfalls im Auszuge mitgetheilt. Beide Auszüge sind aber in der Weise gehalten, daß erst in dem Satze: novo quidam sigillo erkannt wird, es handle sich hier um eine und dieselbe Urkunde. Die Ächtheit der für die Kenntniß slavischen Götterwesens so wichtigen Urkunde Erzb. Adelgots v. 1107/1108 wird behauptet, wenigstens die Zulässigkeit derselben verfochten. N. 42 v. 27 Febr. 1170 bespricht die Schenkungen eines freien Mannes, Bor, natione Slavus, in provincia Nisanen. Später erscheint dann ein Fridericus de Bor, bereits germanisirt. Schon 1154 ist von der Einwanderung von Flammändern in Koryu (jetzt Kühren) die Rede. Die Urkunde K. Wladislaus v. 13 Juli (?) n. 57 scheint Erben nicht gekannt zu haben. Auch die vom Aug. 1232 (n. 113) dem Könige Wladislaus zugeschriebene Urkunde fehlt bei Erben; statt Wladislaus wird es aber doch wohl in der Überschrift (S. 101.): Wenzel (Wazlav, Wadizlaus) heißen müssen.

Von Wenzel I. an werden für einige Zeit die urkundlichen Beziehungen des Stiftes Meissen

seltenen und die zu den Markgrafen immer bedeutender. Wir wollen hier einige anführen. N. 298, betrifft die Kreuzherren in Prag. 1298 erfolgte die Einverleibung Pirna's mit Böhmen (n. 328/334); K. Wenzel II. tritt als königlicher Generalvicar im Meißner Lande auf 1299 (n. 331/340). Es folgt die Erwerbung Dresdens für Böhmen 1300 (n. 335). 1378 tritt P. Johann XXII gegen nicht näher bezeichnete Häresien in Böhmen und Polen auf (n. 366). K. Johann verpfändet 1336 Pirna an Hr. Rudolf (n. 418, 419). Karl IV. bestätigt dem Kapitel 1350 alle seine Privilegien (n. 453). Vier Jahre später ist von bischöflichen Insignien die Rede, welche K. Ottokar geschenkt hatte. — „Slavischen Herren, sagt der Herausgeber in dem äußerst schätzenswerthen Commentar, die sich unterwarfen, waren ihre Besitzungen belassen, deutschen aus dem Heerbanne des Kaisers Güter und Grundstücke verliehen worden mit der Verpflichtung zunächst innerhalb des engen Burgwartbezirkes Wacht zu halten und dann die Marken unter Führung des Markgrafen gegen äußere Feinde zu schützen. Die Bewohner des Meißnerlandes selbst waren nach Unterwerfung desselben theils Slaven theils Deutsche; später kamen Einwanderer aus Franken und Flandern hinzu. Ursprünglich in einzelne Dorfschaften von einander geschieden beseitigte jedoch frühzeitig das Christenthum und der Parochialverband nahe bei einander gelegener Orte den Unterschied zwischen Slaven und Deutschen; die allgemeine Landessprache war die deutsche. Über diesen Vorgang, der aus dem Bedürfnisse der Menschen entsprungen binnen weniger Menschenalter zum Abschluß kam, fehlen uns alle Nachrichten, was wahrscheinlich nicht der Fall sein würde, wenn äußere Zwangsmittel, wie behauptet worden, angewendet worden wären. Die Mark Meissen, als Vorhut gegen Einfälle in das Land dießseits der Mulde und Saale errichtet, hatte nächstdem die Aufgabe mit der Ausrottung heidnischen Unwesens Civilisation zu verbreiten und durch das gemeinsame Band der Sprache die weiter nach Osten und Nordosten gelegenen Lande mit den rückwärts liegenden Reichsländern mehr zu verknüpfen. Daß am rechten Elbeufer, wo die Bevölkerung weniger gemischt und vorwiegend slavisch war, dieser Prozeß langsamer von Statten gegangen, mag wohl zugestanden,

dabei jedoch nicht übersehen werden, daß z. B. schon 1245 von einer Getreideabgabe, welche einige Dörfer für Göda zu leisten hatten, ausdrücklich gesagt wird, man nenne sie gewöhnlich (*vulgariter*) wascorn oder wastcorn. *Vulgaris lingua* wurde die deutsche Sprache genannt, deutsch würde *vulgariter* in Urkunden bezeichnet. Schon in den ältesten Urkunden für das Bisthum kommen die altsächsischen Worte *overcoupunga et talunga*, *uberchoufunga*, *uvarcophunga et talunga*, *uvarcapunga et talunga* für Kauf und Zahlung vor. Einzelne slavische Worte namentlich für Gegenstände des häuslichen und Geschäftslebens gingen in die deutsche Sprache über und sind zum Theile in derselben eingebürgert. Die älteste deutsche Urkunde im K. Hauptstaatsarchive zu Dresden ist vom 24. Jan. 1274; im vorliegenden Bande beginnen sie mit dem J. 1305.“ S. XXV.

Zur geschmackvollen und schönen Ausstattung des Werkes, das eine Zierde unserer Quellen-sammlungen ist und endlich den lange verhaltenen Schatz zu Meissen dem öffentlichen Gebrauche anheim giebt, gehören noch 2 Tafeln Siegelabdrücke. Index ist mit diesem Bande noch keiner vorhanden. Was ich als sehr wünschenswerth betrachte, ist, wenn es möglich ist, eine Karte der alten Archidiaconate, die so ziemlich mit einer Gaukarte zusammenfallen dürfte, mit Anführung der alten Ortschaften, so weit sie in den Urkunden hervortreten.

Der gelehrte Herausgeber hat sich noch ein besonderes Verdienst erworben, indem er zu den einzelnen Urkunden erläuternde Bemerkungen hinzusetzte. Gerne hätten wir jedoch bei diesen die Hinweisung auf Hajek vermißt, dessen Autorität zu tief gesunken ist, als daß er noch würdig befunden werden könnte, hier erwähnt zu werden. Allen denjenigen, welche die Herausgabe dieses Codex ermöglichten, wird gewiß der wärmste Dank des Forschers nicht ermangeln. Ein bedeutendes Stück deutscher Geschichte tritt damit auf festem urkundlichem Boden hervor; wer kann der Fortsetzung anders als mit gerechter Hoffnung vieler und langge-wünschter Aufschlüsse entgegensehen?! Mögen keinem nachfolgenden Bande die treue Gewissenhaftigkeit, der Fleiß und die Ausdauer fehlen, die bei dem gegenwärtigen dem Herausgeber so viele Ehre machen.

14. Baldwin v. Lützelburg, Erzbischof und Kurfürst von Trier, ein Zeitbild aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. Verfaßt von M. Dominicus, Direktor des königlichen Gymnasiums zu Coblenz.

Eine von der historischen Commission bei der königlichen bayerischen Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift. Coblenz. Verlag von J. Hölcher 1862. 606 S. 8°.

Seit dem Untergange der Zähringer, Babenberger, Thüringer, Merane, Hohenstaufen, die alle im XIII. Jahrhunderte ausstarben, tritt in der deutschen Geschichte eine neue Reihe von Dynastengeschlechtern auf, die durch das Königthum zu dauernder Macht und Herrlichkeit zu gelangen trachten und in der That von diesem hohen Standpunkte aus dazu gelangen. Es sind die Habsburger, deren Ahnherr, ohne Kurfürst gewesen zu sein, König wird und seinem Geschlechte eine hervorragende Stellung im Osten Deutschlands verschafft, und nach dem unglücklichen Versuche des Nassauschen Grafen, Ähnliches für sein Haus durch das Königthum zu gewinnen, das luxemburgische, welches einerseits das habsburgische, andererseits das wittelsbachische Haus vom Königthume ausschließt, Böhmen und Brandenburg erlangt, viermal die deutsche Krone gewinnt, 95 Jahre lang — wenn gleich nicht ohne Unterbrechung diese behauptet. Der Gründer der Größe dieses Hauses war Baldwin, dritter Sohn des Grafen Heinrich III. von Lützelburg und Bruder des durch ihn auf den deutschen Thron erhobenen Heinrich des Siebenten, wie wir ihn nennen, gleich als hätten wie Heinrich (Friedrichs II. Sohn) und Heinrich Raspe nicht zu zählen.

Baldwin, welcher etwa 3 Jahre alt seinen Vater in der Schlacht von Worringen 1298 verlor, erlangte bereits 1307 das Erzbisthum Trier, das er bis zu seinem Tode am 21. Jänner 1354 bekleidete, 46 schwere gewaltige Jahre, in welchen Heinrich VII, Friedrich von Habsburg, Ludwig von Baiern, Karl IV, Eduard von England, Günther von Schwarzburg zu deutschen Königen gewählt wurden. Zwei Mal ward er Erzbischof von Mainz, verwaltete er Speier und Worms und wurde er schon dadurch eine der einflussreichsten Persönlichkeiten im Reiche. In noch viel höherem Grade aber war dieses der Fall dadurch, daß er die Königswahl

seines Bruders Heinrich, dann nach dessen Tode (1313), als er seinen Neffen K. Johann von Böhmen nicht zum deutschen Kaiser erheben konnte, die Wahl Ludwigs und zuletzt gegen diesen die Wahl seines Großneffen Karl von Mähren durchsetzte. Ganz abgesehen von demjenigen, was Baldwin als Erzbischof und Trierer Reichsfürst war und that, verknüpft sich in dieser Weise die Geschichte des deutschen Königthums in der Zeit von dessen größten Wehen mit der Person des Trierer Kurfürsten, der überall, wo es sich einerseits um den Vortheil des Hauses Luxemburg, andererseits aber auch um die Ehre und das Recht des Reiches handelte, maßvoll, kräftig und würdevoll eintritt. Es ist ein reiches großes Leben, das der Verfasser an der Hand der auf Befehl Baldewins selbst aufgezeichneten Urkunden vorführt, und erst wenn man dasselbe genau erforscht, schließt sich die so wirre deutsche Geschichte jener Tage ab, fühlt man wie die bisher vorhandene Lücke sich ausfüllt und die frühere Kenntniß über diese Periode durch die Hunderte von größeren und kleineren Momenten aus Baldwin's Leben sich abrundet. Es ist eine schwere Sache über die Zeit von 1314 — 1347 ins Klare zu kommen und der Gewinn, welchen man in dieser Beziehung, durch die Kenntniß einer Persönlichkeit erlangt, die so lange als möglich die Interessen des Reiches mit denen der Kirche auszugleichen sucht und den wittelsbachischen König trägt und hegt, bis er selbst alles Maß überschreitet, ein nicht geringer zu nennen. Freilich sind auch damit noch nicht alle Lücken ausgefüllt und bleibt der Zukunft noch ein tüchtiges Stück vorbehalten. Was aber Baldwin selbst betrifft, so hat der Verfasser in einfacher Darstellung, ruhiger umsichtiger urkundlicher Forschung, die kein anderes Ziel kennt als die Wahrheit, sich ein großes Verdienst erworben und den warmen Dank aller derjenigen verdient, die sich mit der Geschichte unserer Vorfürsiffe, mit der Katastrophe des deutschen Königthums beschäftigen und sich an Männern erfreuen, an welche der Lärm der Parteien wohl von allen Seiten herandrängt, die aber, so hoch die Wogen gehen, denn doch ihr Haupt über den Fluthen zu erhalten wissen und andern zum Rathgeber, zur Hülfe und zum Troste werden. Was wäre aus Deutschland im XIV. Jahrhunderte ohne Baldwin von Lützelburg geworden?

A. Oesterreichische Geschichte.

15. Briefe aus Rom von Dr. Alois Flir, weiland Rector der deutschen Nationalkirche S. Maria dell' anima in Rom, päpstlicher Hausprälat, Uditore della Rota Romana etc.

Mit einem kurzem Lebensumriß des Verfassers. Herausgegeben von Ludwig Kapp, Redacteur der katholischen Blätter aus Tirol. Innsbruck. Verlag der Wagnerischen Universitäts-Buchhandlung 184. 1566. S.

Sollen wir es eine Indiscretion nennen, Briefe eines am 7. März 1859 in Rom verstorbenen Oesterreichers an seine seitdem gleichfalls gestorbenen Freunde, Prof. Dr. Schenach und Dr. Kapp, trauliche Herzensergießungen über Personen und Zustände schon jetzt der Veröffentlichung zu übergeben? Ich bin nicht unparteiisch genug diese Frage zu beantworten; die richtige Antwort kann nur von Seite derer erfolgen, welche darin entweder geradezu genannt oder doch sehr erkenntlich dargestellt werden. Sei dieß wie immer, für die Zeitgeschichte, die Unterhandlungen Oesterreichs mit Rom, die römischen Zustände, die Verurtheilung der Güntherschen Philosophie und das Benehmen der Vertreter derselben, über die in Rom herrschenden Anschauungen über das Verhältniß von Glauben und Wissen bieten sie ungemein lehrreiche Aufschlüsse. Da ferner Flir zu mancherlei geheimen Geschäften verwendet wurde, wie er denn auch einmal mit einer Mission an die Universität Prag beauftragt worden war, so geben diese Briefe auch Winke über Dinge, die wir hier nicht zu finden glaubten. So heißt es z. B. S. 65: „den Jesuiten erwirkte oder veranlaßte ich in Wien die Emancipation von den Schulrathen, die der General (der Jesuiten) schon als Directoren der Maturitätsprüfungen anerkannt hatte. Ich erklärte dies als eine Unklugheit: Überwachung allein sei genug, die Jesuiten sollten nur mit dem Ministerium correspondiren und verhandeln.“ Auch an geschichtlichen Anekdoten ist kein Mangel. Von vielen nur diejenige, deren Wahrheit auch Referenten bekannt ist, über den Besuch des Czaren Nicolaus bei P. Gregor XVI. „Nicolaus nahm die ganze Wucht des äußeren Anstandes zusammen, um im Vatican alles zu erdrücken. Er würdigte die beiden Cardinäle (welche ihn bei dem Papste einzuführen hatten) keines Blickes. In dem Augenblicke, wo er in den Audienzsaal eintrat,

öffneten sich die Thürrügel und P. Gregor trat ohne alle Steifheit und Ceremonie, heiter und traulich, wie zu einem guten Bekannten auf Nicolaus heran und umarmte ihn mit den Worten: „Willkommen Majestät. Es ist mir ein großes Vergnügen, Sie zu sehen. Wie war die Reise, wie befinden Sie sich?“ Diese Unbefangenheit überraschte den Czaren und er fühlte sich gezwungen seine starre Grandezza fallen zu lassen. Sie discurrirten nun freundlich, Gregor lenkte das Gespräch auf die religiösen Zustände und endlich auf die Behandlung d. h. Verfolgung der Katholiken in Rußland. Nicolaus läugnete Alles rundum ab. Da fuhr Gregor mit der Hand in den Busen und zog einige Papiere unter der weißen Soutane hervor und entfaltete sie vor den Augen des Kaisers. Da erschrock der Czar und verlor die Fassung. Es waren seine Akte: der Papst hatte sie über Odeffa erhalten. Nicolaus stammelte wohl noch einige Ausflüchte und versprach genaue Untersuchung. P. Gregor appellirte an das Gericht Gottes: „ich werde bald vor demselben erscheinen. Ew. Majestät werden folgen. Gott wird über uns das Urtheil fällen.“ Beim Abschiede küßte der Czar dem Papste die Hand. Beide Cardinäle waren bei der Audienz zugegen.“ Ich kann hinzufügen, daß nach dem Berichte von Augenzeugen, der Kaiser entlarvt wie er war, seine Fassung auch auf der Treppe nicht mehr gewann und nach seinem Wagen rufend den Umstehenden den Eindruck eines Mannes machte, welcher innerlich gebrochen herabstieg, wo er kurz vorher in stolzer Zuversicht eines Kaiserpapstes hinangestiegen war. Ächter Tiroler wie Flir war, und mit ganzer Seele an seinem Vaterlande hängend, fühlte er doch sehr wohl, daß die frühere Ausnahmestellung Tirol's sich in die Länge nicht behaupten lasse und das Land gegenwärtig in einem Übergangsstadium befindlich, einer Krise unausbleiblich entgegengehe. Möge diese zum Heile werden. Ein tiefes Verständniß für Kunst und Wissenschaft, für alle höheren Richtungen des Lebens, machen die Briefe, in welchen Flir sein reiches Innere seinen Freunden öffnet, unendlich angenehm. Philosoph und Schwärmer zugleich weiß er in dem lebendigsten Gefühle für alles Schöne die beiden Gegensätze seines Innern in eine Harmonie zu bringen, welche auf den Leser freundlich und erhebend einwirkt und den Briefen einen Reiz verleiht, der uns alle Indiscretion vergessen machte.

B. Czechische Literatur.

Palacky's Archiv.

(Fortsetzung.)

Die Herren-Liga bekam bald an einigen Städten, besonders Pilsen und Breslau treue Kampfgenossen. Aber selbst jetzt, wo die Waffen entscheiden sollten, verschmähte Georg nicht, mit dem Schwerte des Wortes für seine Sache zu kämpfen. Er schickte an die auf dem Nürburger Reichstage vom 8. Juli 1467 versammelten deutschen Fürsten ein Memoire, worin er die Uebergriffe des Papstes und zugleich die Nothwendigkeit eines ökumenischen Concils darlegt, mit der Bitte, sie mögen die Einberufung eines solchen Concils zur Schlichtung der religiösen Wirren beim Papste bevorzugen (sich Czech. Archiv N. 42. pag. 296, und pag. 297). Aber auf Betreiben des Herzogs Ludwig von Bayern, der sich jetzt gleichfalls gegen Georg und für den Kaiser erklärte, gingen die Kurfürsten auf die Idee Georg's nicht ein, sondern wollten ihm bloß beim Papste öffentliches Gehör verschaffen, wenn er sich in geistlichen Angelegenheiten den Anordnungen des päpstlichen Legaten unbedingt unterwerfen würde. Diese Klausel lehnte Georg ab und so fiel der ganze Vorschlag. Indessen wogte in Böhmen und Mähren das Kriegsgetümmel. Georg leitete den Kampf in Böhmen und Schlesien, Prinz Viktorin nahm den Kaiser Friedrich auf sich. Das Palacky'sche Archiv bietet mehre Altentstücke, welche theils kriegerische Dispositionen Georg's, theils einzelne Ereignisse vom Kriegsschauplatze zum Gegenstande haben (z. B. Nro. 44. 45. 46. 47. 48. cc. cc. pag. 298. ff.) Wir können hier den Wechselfällen des Kampfes nicht ins Detail folgen und beschränken uns auf die allgemeinsten Umriffe.

Georg belagerte und stürmte die Burgen der Herren-Liga, während diese die Besitzungen Georg's und seiner Anhänger mit Mord, Brand und Plünderung heimsuchte, bis zwischen beiden Theilen durch Einschreiten des Königs von Polen Kazimir ein Waffenstillstand, gültig vom 30. Novemb. 1467 bis 25. Jänner 1468, zu Stande kam. Die Zeit des Waffenstillstandes benützte Georg zur Organisation eines Einfalles nach Oesterreich, den Prinz

Viktorin nach Absendung eines Fehdebriefes an Kaiser Friedrich ausführte. Da rief Friedrich den Ungarkönig Mathias zu Hilfe. Dieser nahm den Titel eines „Beschützers der Katholiken in Böhmen“ an und führte ein wohl ausgerüstetes Heer gegen Viktorin. Neben Mathias erschien auch der Papst auf dem Kampfplatze, zwar nicht mit einer Armee, dafür aber mit 2 Bullen (vom 20. April 1468), von denen die erste die Streitkräfte Georg's schwächen, die zweite jene seiner Gegner steigern sollte; denn die erste belegte jeden wie immer gearteten Verkehr mit Georg mit dem Bannfluch; die zweite gewährte allen jenen, welche von ihrem Vermögen eine Beisteuer zum Kriege gegen Georg darbringen würden, einen 7-jährigen Ablass, und demjenigen, welcher persönlich in den Kampf gegen Georg ziehen und 1/2 Jahr im Felde ausharren oder statt seines einen Zweiten für denselben Zeitraum stellen würde, volle Absolution auch von den schwersten Sünden. So bildeten sich Rotten von „Kreuzfahrern“, welche in Böhmen, wo sie trotz der erlittenen Züchtigungen wiederholt einfielen, furchtbare Greuel verübten.

Da König Mathias gegen Mähren rückte, zog sich Viktorin auf Znaim zurück, wo er sich mit seinem, ihm zu Hilfe herbeigeeilten Vater Georg vereinigte. Mathias ließ sich nur auf kleinere Gefechte ein, einer entscheidenden Schlacht wich er aber aus; daher kehrte Georg nach Böhmen zurück und beauftragte den Prinzen Viktorin, in der Stadt Trebitsch eine feste und zugleich beobachtende Stellung zu nehmen. Kaum war dies geschehen, als Mathias die Stadt Trebitsch mit 10.000 Mann einschloß, in Brand steckte und den Prinzen Viktorin zwang, sich in das nahe und befestigte Benediktinerkloster zu werfen. Rasch zog nun Mathias seine gesammelte Streitmacht zusammen, umzingelte das Kloster und legte überdies ringsherum Bastionen an. Auf die Kunde von dem Falle der Stadt Trebitsch schickte Georg den jüngeren Prinzen Heinrich dem bedrängten Bruder zu Hilfe, allein Heinrich's Angriff auf das wohlbefestigte ungarische Lager wurde zurückgeschlagen, so daß Georg selbst Hilfsstruppen nach Mähren führen mußte; als diese in die

*) Sieh: Literarische Beilage zu den Mittheilungen des Vereins für Gesch. v. Deutschen in Böhmen. Nr. 4. pag. 30—32 und Nr. 5, pag. 36—40.

Nähe des Trebitscher Klosters vorgebrungen, schlug sich Prinz Viktorin in der Nacht vom 5. auf den 6. Juni 1468 an der Spitze der mit ihm eingeschlossenen böhmischen Ritter mitten durch das feindliche Lager durch und wurde in die, unweit davon aufgestellte, böhmische Wagenburg aufgenommen. Für die bei Trebitsch erlittene Ungunst des Kriegsglückes wurde Georg durch den bedeutenden Erfolg entschädigt, den seine Feldherren in Böhmen bei Turnau gegen die seit Ablauf des Waffenstillstandes wieder thätige Herren-Liga errungen (Juni 1468).

Von Trebitsch wandte sich Mathias gegen Brünn, dann nach Olmütz und brachte die wichtigsten Orte Mährens in seine Gewalt; nur die Festung Spielberg und das besetzte Kloster Sradisch nebst der gleichnamigen Stadt ließen es auf eine längere Belagerung ankommen. Als sich das Kloster Sradisch und später auch der Spielberg, ergeben hatten, zog Mathias nach Böhmen, wurde aber von Georg bei Wilemowso in die Enge getrieben, daß er seinem Gegner Friedensanträge machen ließ. Es wurde ein vorläufiger Waffenstillstand vom 27. Febr. bis 3. April 1469 und für den 24. März eine Zusammenkunft beider Könige in Olmütz verabredet, wo ein definitiver Friede geschlossen werden sollte. Doch das einzige positive Ergebnis der Verhandlungen zwischen Mathias und Georg in Olmütz war die Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum Neujahr 1470. Neben den öffentlichen Unterhandlungen der beiden Könige in Olmütz liefen auch geheime Berathungen her, und zwar zwischen den dort anwesenden Häuptern der Herren-Liga und dem päpstlichen Legaten, die damit endeten, daß Zdenek von Sternberg im Namen der böhmischen Stände dem Mathias die Krone Böhmens antrug. Der Ungarkönig wußte den Triumph, der seinem Ehrgeize bereitet worden, so wenig zu masquieren, daß er schon die nächsten Tage nach Georg's Abreise in der Domkirche zu Olmütz sich feierlich zum König von Böhmen ausrufen ließ (3. Mai 1469).

Jetzt wurde selbst blöden Augen klar, daß es dem „Besitzer der Katholiken in Böhmen“ um etwas ganz anderes zu thun gewesen als um den — Katholizismus. Georg war nichts weniger als überrascht, sondern über Mathias Hintergedanken schon damals im

Keinen, als der Ungarkönig sich zum Kampfgesossen Friedrich's mit so ostensiblen Glaubenseifer aufgeworfen. Schon damals reiste in Georg die Ueberzeugung, daß seiner Dynastie in Böhmen keine Zukunft blühe. Um aber auch des ehr- und läundersüchtigen Mathias schlaue Absichten auf Böhmen zu durchkreuzen, suchte er dem Prinzen Wladislaw, ältestem Sohn des Polenkönigs Kazimir IV., das Thronfolgerecht in Böhmen zu sichern. In der That wurde Wladislaw, unbeschadet seiner Erbrechte in Polen, von Seite der ultrakristlichen Stände zu Prag (19. Juli 1469) zu Georg's Nachfolger bestimmt. Doch nicht allein durch diesen politischen Schachzug, sondern auch mit dem Schwerte in der Hand wollte Georg den Mathias züchtigen. Des Ungarkönigs Olmützer Staatsstreich, der zugleich ein Bruch des Waffenstillstandes war, äußerte in Böhmen auf das sittliche Gefühl der Massen die Wirkung eines empörenden Verraths und fachte die vorhandenen Sympathien für Georg, zugleich aber auch den Unwillen gegen Mathias so mächtig an, daß Georg, Dank der ihm von allen Seiten rasch dargebotenen Hilfe, noch im Juli 1469 den Kampf von neuem aufnehmen konnte. Er selbst blieb wieder in Böhmen und bewies den Genossen der Herren-Liga mit Feuer und Schwert, daß ihm Mathias noch bei weitem nicht alle Macht aus der Hand gewunden; Viktorin brach mit starkem Heeresgefolge in Mähren ein, erhielt dort reichlichen Zuzug von Seite der seinem Vater treu gebliebenen Dynasten, griff die Parteigänger des Ungarkönigs an und that ihnen gewaltigen Schaden. Aber plötzlich erfaßte ihn sein böses Geschick: er ward gefangen, nicht im ehrlichen Kampfe, sondern durch Ueberfall aus einem Hinterhalt. Als er nemlich das Städtchen Wesseli, welches er zu Kriegszwecken von dessen Besitzer Heinrich von Lipa sich abtreten lassen wollte, in Gesellschaft des letzteren besuchte, stand der Ort mit Einem Schlag auf allen Seiten in Flammen und aus dem Schlosse des Städtchens stürzten ungarische Heerhaufen hervor und strömten nach den Ausgängen der Stadt. Viktorin hieb sich zwar mit seinem schwachen Gefolge aus dem Städtchen heraus, erlag aber auf freiem Feld der Uebermacht des Feindes. Ein Gefangener seines Schwagers ward Viktorin nach Ungarn abgeführt. Ob an dem ihm gespielten Verrathe Heinrich

von Lipa, der mit Matthias in gutem Einvernehmen stand, eine Mitschuld trage, ist zweifelhaft; aber zweifellos ist es, daß Viktorin seine Gefangenschaft selber mitverschuldet hat; denn gewohnt, auch inmitten der größten Gefahren, auf sein Schwert zu vertrauen und nur dem Ungestüm seines Kampfmuthes zu folgen, ließ er meist alle Winke der Vorsicht außer Acht und büßte dafür zu wiederholtenmalen, aber niemals härter als jetzt. Georg schickte an Viktorin's Stelle den jüngeren Prinzen Heinrich nach Mähren. Bei der Stadt Gradisch, die noch immer für ihren alten König Georg die Leiden der Belagerung ertrug, warf sich Heinrich auf die dort vereinigte Streitmacht des Matthias, schlug sie aufs Haupt und jagte die flüchtigen Heereshaufen bis nach Ungarisch-Brod zurück (Anfangs November 1469). Der von Matthias angesuchte Waffenstillstand kam nicht zu Stande weil man Matthias die Bedingung stellte, dem Titel eines „Königs von Böhmen“ zu entsagen und alle ungarischen Besatzungen aus Mähren und Schlessien zurückzuziehen; allein wozu die Unterhandlungen nicht führten, das erzwangen die Elemente: denn es trat eine so grimmige und so anhaltende Kälte ein, daß mehre Monate hindurch an keine Kriegsunternehmung zu denken war.

Erst nach Ostern des Jahres 1470 erneuerte sich der Kampf; doch kam es nur zu kleineren Treffen, worin Matthias anfangs einige Vortheile errang, während er gegen förmliche Feldschlachten die frühere Abneigung bekundete. Im Juli 1470 lagerte er bei Brünn unter dem Schutze des Spielberges; das böhmische Herr, diesmal unter der Führung Georg's stand anfangs bei Raigern, rückte aber über Kremstier gegen Gradisch. Um dem langen Blutvergießen ein Ziel zu setzen, schickte Georg dem Matthias eine Herausforderung zum Zweikampf innerhalb engezogener Schranken oder zu einer offenen Feldschlacht binnen 4 Tagen. In seiner, nicht an Georg sondern an die Überbringer der (schriftlichen) Herausforderung gerichteten Antwort nahm zwar Matthias den Zweikampf an, lehnte aber die engezogenen Schranken ab, mit den Worten: „Wir wollen uns, so Gott will, auf ritterliche Weise schlagen, an geeignenden Orten, wie ein christlicher König in Harnisch nach ritterlicher Gewohnheit. Und was ihr am Ende hoffärtig von einer Schlacht

im offenen Felde schreibt, so hat euer Herr schon vormals uns gesehen, wo er vor uns zurückwich und floh; wenn die Zeit kommt, wird er uns wieder sehen und fliehen wie zuvor, wosfern es ihm nur möglich sein wird.“ Seltsam, daß Matthias die „geeigneten Orte“, an denen der Zweikampf Statt finden sollte, gar nicht bezeichnet; noch seltsamer, daß er neben formeller Annahme des Zweikampfes noch von den bevorstehenden Feldschlachten spricht, in denen Georg die Flucht eben so sicher ergreifen werde als er es bereits früher gethan habe. Georg, dem indeß die Erstürmung aller von Matthias rings um Gradisch erbauten Belagerungswerke und Bastionen gelungen war, mußte von Matthias Worten tief verletzt werden. Er richtete daher aus seinem gegenwärtigen Feldlager bei Kunowitz nicht an Matthias, sondern an dessen vornehmste Unterfeldherren unter dem 30. Juli 1470 einen offenen Brief, worin er (siehe Czsch. Archiv Nr. 60. pag. 307) unter andern sagt: „Euer Gebieter gibt Unseren Räten eine Antwort, aus der sich klar erkennen läßt, daß er den Frieden verschmäht, Uns Recht und Billigkeit nicht angebeihen lassen will und nicht einmal den Muth hat, zur rascheren Erzielung des Friedens entweder mit Uns selbst sich zu schlagen oder für einen bestimmten Tag eine Schlacht zu liefern Aus seiner Antwort läßt sich vielmehr ersehen, daß er in dem, an Uns und Unserer Krone verübtem Unrecht beharren will. Denn er spricht, daß Wir ein Ketzer sind; allein damit behauptet er und jeder, wer Uns solches nachredet, etwas Schiefes und tritt Uns nah, und so Gott will, wird es mit der Zeit aus Tageslicht kommen, daß Wir nicht ein Ketzer, sondern ein christlicher König waren, sind, und so Gott will, immer sein werden. Und in den Besitz des böhmischen Königthums kamen Wir geziemend und gebühlich nach den Rechten und Gewohnheiten der berühmten böhmischen Krone, nicht wie euer Herr, der sich widerrechtlich eindrängt und „König von Böhmen“ schreibt, da er es doch weder ist, noch auch, so Gott will, jemals sein wird. Euer Herr schreibt auch, Wir seien vor ihm geflohn, da es doch zunächst Gott und dann im Allgemeinen der Welt bekannt ist, daß Wir niemals weder vor ihm noch vor seiner Macht geflohn und gewichen sind. Hier irrt er sich wohl mit Folgendem: Als er gegen meinen erlauchten und lieben Sohn, den Fürsten Viktorin, wie auch gegen Uns zog,

da hatten wir keinen Respekt vor ihm, sondern machten, als wir seinen Anmarsch gewahr wurden, Front gegen ihn, um den Kampf mit ihm aufzunehmen: er aber getraute sich nicht, mit uns den Kampf zu bestehen sondern lagerte sich hart bei der Stadt L a a, wobei er sich rings durch Berhaue und Gräben schützte. Da wir sahen, daß ihm der Muth fehle, uns Stand zuhalten, verließen wir die Gegend, wo wir uns mit ihm im Kampfe messen wollten: und er verließ seinerseits seine Berhaue und zog aus zur Verheerung unserer Markgrafschaft Mähren. Sobald wir solches erfahren hatten, zogen wir abermal flugs gegen ihn, er aber entbehrte des Muths, den Kampf mit uns aufzunehmen, wich vor uns gegen Z n a i m und verschanzte sich abermal bei der Stadt hinter Gräben. Bekannt ist es auch, ob er bei W i l e m o w den Muth hatte, sich mit uns in einen Kampf einzulassen; er machte uns damals angesichts seiner Noth so große Versprechungen, daß Wir ihn und sein Heer auf diese Versprechungen hin gleichsam aus unserer Faust fahren ließen. Nach der Hand hat er uns aber nichts von dem gehalten, was er uns versprochen. Doch das ist eine bekannte Sache, daß Er vor dem durchlauchten H e i n r i c h, meinem lieben Sohn und Fürsten, und vor unserem Heere von H r a d i s c h bis nach U n g a r i s c h - B r o d, ja bis jenseits U n g a r i s c h - B r o d gestochen ist. — Euer Herr schreibt

uns noch allerlei andere verkehrte Dinge und verlegt uns widerrechtlich, obschon wir nicht für gut finden, darauf jetzt zu antworten. Doch Wir hoffen zu Gott, daß wir es erleben, daß Wir seinerzeit mit ihm darüber reden werden, ob er uns Genugthuung leiste. Euch aber bitten wir, nicht zu vergessen, daß nicht durch uns, sondern durch ihn, eueren Herrn, so viel Verderben und Unbill unschuldigen Leuten widerfährt, gegen Gott und Recht, gegen alle hohen Bande und Freundschaftsversicherungen, welche zwischen uns unangetastet hätten bestehen und dauern sollen.“ — — —

Nachdem er seine in heldenmüthiger Treue ihm zugethane, seit mehr als 2 Jahren von den Ungarn berannte Stadt H r a d i s c h entsetzt, suchte G e o r g den M a t h i a s aus seiner Stellung bei B r ü n n ins offene Feld zu locken, aber vergebens; er zog daher nordwärts, als hätte er es auf Schlesien abgesehen. M a t h i a s folgte ihm vom Weiten bis O l m ü t z, machte hier plötzlich eine Schwendung nach links und eilte nach Böhmen, wo er sengend und verwüstend bis gegen K u t t e n b e r g und K o l i n vordrang (25. August 1470), jedoch auf die Kunde, daß G e o r g's Gemalin, J o h a n n a, ein Heer von P r a g ihm entgegenführe, eiligst den Rückzug antrat, um nicht, da auch G e o r g von Mähren her nähete, von zwei Seiten eingeschlossen zu werden.

(Schluß folgt.)

➤ Mehrfach gehegtem Wunsche entsprechend benachrichtigen wir unsere Leser, daß wir, sobald die gehörigen Einsendungen erfolgten, sehr gerne eine regelmäßige Uebersicht der in Böhmen erscheinenden deutschen Literatur geben werden, wie sie bisher über die čzechische Literatur von kundiger Hand erfolgte.

Die Redaktion.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von E. Höfler.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

7.

A. Oesterreichische Geschichte.

16. **Geschichte der Vereinigung Tirols mit Oesterreich und der vorbereitenden Ereignisse.** Von Dr. Alfons Huber, o. ö. Professor an der k. k. Universität zu Innsbruck. Innsbruck. Verlag der Wagner'schen Universitäts Buchhandlung. 1864. 276 S. davon 119 Seiten Text.

Die deutsche Geschichte schien im XIV. Jahrhunderte seit die Churfürsten des Reiches nach R. Rudolfs und R. Albrechts Tode von dem früheren Grundsatz abgewichen waren, dem Reiche einen König aus dem Hause seines Vorgängers zu geben, in einen großen Streit mächtiger Geschlechter auszuarten, welcher nothwendig in dem Maße, als er mehrere Generationen umfaßte, das Reich von Verfolgung seiner eigenen Endzwecke abziehen mußte, Macht und Größe nicht in dem Reich oder durch das Reich sondern in und durch übermächtige Familien zu erblicken lehrte. Das Emporkommen des Hauses Luxemburg, welches sich in den Besitz des einen Theiles der früheren Herrschaft Premysl Ottokars II. zu setzen wußte, wie das Haus Habsburg sich den andern Theil derselben erworben hatte, bezeichnen diesen Umschwung der Dinge. Als der Einfluß Baldwins von Trier Grafen von Luxemburg die Söhne R. Albrechts von der deutschen Krone ausschloß und Luxemburg Böhmen erwarb, geschah nach R. Heinrichs VII. Tode seinem Hause, wie es selbst mit den Habsburgern gehandelt; es wurde gleichfalls von der Nachfolge im deutschen Königthum ausgeschlossen 1314. Nun aber trat das Haus Wittelsbach, dessen Weigerung die Krone anzunehmen Rudolf von Habsburg den Weg zum Königthum bereitet hatte, mit seiner Bewerbung um dasselbe hervor und erfolgte die zwiespältige Wahl Ludwigs von Baiern und Friedrichs von Oesterreich, welche 16 Jahre hindurch dem Reiche

so schwere Zeiten bereitete. Damals stellte sich der Sohn R. Heinrichs VII., Johann von Böhmen auf die Seite des wittelsbachischen Königes und bekämpfte mit großem Nachdrucke und Erfolge den Sohn R. Albrechts, Friedrich den Schönen. Aber nicht bloß im Kaiserthume, welches in Folge der zwiespältigen Wahl im J. 1314 für die Habsburger bis 1438, für die Wittelsbacher (seit Ludwigs Tode 1347) ganz verloren ging, begegneten sich die feindlichen Bestrebungen der drei großen deutschen Königshäuser. Der nächste und hartnäckigste Kampf bezog sich auf Kärnthen und Tirol und da wußte das Haus Habsburg von Glück oder Unglück seiner Gegner gleich sehr Vortheil zu ziehen, so daß, was das eine Haus über das andere erworben, was Luxemburg und Wittelsbach bereits für sich eingestrichen, zuletzt denn doch dem Hause Habsburg zukam, als sich dasselbe klug von der Bewerbung um die deutschen Krone zurückgezogen hatte und den Streit darüber den Häusern Luxemburg und Wittelsbach anzusehen überließ — früher Freunde, so lang es gegen Habsburg ging, erklärte Feinde, als es sich aufs Neue — und diesmal ohne Habsburg um das Kaiserthum handelte. Diese merkwürdige Wendung der Dinge wird nun, in wie ferne die Erwerbung Tirols der Knotenpunkt aller Pläne der drei Häuser ward, von dem Verf. mit Hilfe neuer Documente mit höchst anerkennungswerthem Fleiße erörtert.

„Kam Tirol an die Wittelsbacher, fügt der Verf. S. 118 hinzu, so wurde Oesterreich in vieler Beziehung vollständig von Baiern abhängig. Die Verbindung der östlichen Herzogthümer, wo der Schwerpunkt der habsburgischen Macht lag, mit den Besitzungen in den Vorlanden konnte jeden Augenblick unterbrochen werden und Oesterreich würde wohl noch weniger im Stande gewesen sein, dem Geiste der staatlichen Unabhängigkeit, welcher von den Waldstätten ausgehend, immer weiter um sich

griff und besonders die habsburgischen Gebiete südlich vom Rhein bedrohte, längere Zeit Widerstand zu leisten und von seinen dortigen Besitzungen wenigstens so viel zu behaupten, als nothwendig war sich seinen Einfluß auf die Verhältnisse im südwestlichen Deutschland zu wahren. Bloss auf den Südosten Deutschlands beschränkt, wären die Habsburger vielleicht ganz in die Verhältnisse der Reiche Böhmen und Ungarn, die sie von zwei Seiten umschloßen, hineingezogen, Deutschland und seinen Interessen mehr und mehr entfremdet worden. Es gab kein besseres Mittel gegen diese Gefahr, als die durch den Besitz von Tirol ermöglichte Verbindung mit Schwaben und den Rheinlanden.“

(Schluß folgt.)

17. Der Römerzug Karls IV. nach Johannes dictus porta de Avonlaco.

Zum ersten Male herausgegeben von Dr. G. Höfler. 1864.

Die Geschichte Karls IV. als deutschen Kaisers ist noch nicht geschrieben. Pelzel hat einen sehr lobenswerthen Anfang gemacht und Karls Wirken sowohl als König von Böhmen, wie als römischer Kaiser mit Berücksichtigung zahlreicher bis dahin unbekannter Urkunden beschrieben. Allein das Werk genügt weder in stilistischer Beziehung noch in Betreff der Anforderungen, welche man jetzt an die Reichsgeschichte stellt, den so sehr gesteigerten Ansprüchen. Palacký hat in seiner böhmischen Geschichte Karls Wirken als böhmischer König und seine großen Verdienste als solcher dargestellt; begreiflich aber sich nicht auf jenen Standpunkte gestellt, den der deutsche Forscher bei der Kaisergeschichte einnimmt. Einen schätzenswerthen Beitrag zur früheren Geschichte Karls enthält das Leben des Großheims K. Karls, Balduin's von Trier, von Dominicus. Auch meine Concilia Pragensia habe dazu beigetragen, eine Seite, die geistige Bewegung jener Tage, zu beleuchten. Im Ganzen aber kann man weder sagen, daß die Forschung abgeschlossen sei noch daß die Ansichten über Karl im Vergleich zu früher wesentlich sich verändert haben.

In Betreff der ersteren ist die von Stälin benützte Chronik Heinrichs Truchseß von Dissenhofen in der Münchner Bibliothek von Böhmer nicht herausgegeben worden und haben Andere aus Pietät gegen diesen Gelehrten ihre Veröffentlichung bisher unterlassen. Die cancellaria Caroli IV., ein prächtiger Pergamentfoliant der Prager Domcapitelbibliothek, die

Ausfertigungen Johannes von Neumarkt enthaltend, ist trotz Pelzels Fleiße nicht vollständig edirt. Auch in dem Codex Nostizianus, gegenwärtig im Besitze Sr. Excellenz des früheren Herrn Oberstlandmarschalls Albert Grafen von Nostitz befinden sich viele ungedruckte Urkunden. Endlich herrt in dem Dresdener Archiv die ganze Ausfertigung K. Karls vom Jahre 1360 (357 Urkundenauszüge) auf Veröffentlichung. Zu den Quellen, welche für Karls Geschichte von Wichtigkeit sind und bisher nicht benützt wurden, ja wie aus Potthast sich ergibt, nicht gekannt waren, gehört nun die nachfolgende Relation über Karls Krönung zum Kaiser 1355. Sie gehört nicht der eigentlichen Machtperiode Karls, sondern jener Zeit an, in welcher er durch die Kraft seiner in Avignon geleisteten Versprechungen verstrickt und festgehalten, sich in Abhängigkeit von dem römischen Stuhle und somit auf einem Parteistandpunkte befand, welchen er nur allmählig mit einem freieren und wahrhaft kaiserlichen vertauschte. Denn das ist ja doch die Thatsache, auf welche es bei einer gerechten Beurtheilung Karls vor Allem ankommt, daß er, obwohl durch die Geistlichen gehoben und anfänglich ein Geschöpf des avignonesischen Stuhles, sich aus der unterwürfigen Stellung eines „Pfaffenkönigs“ zu der eines Kaisers im wahren Sinne emporarbeitete. Das sollte man denn doch nicht so gering anschlagen noch glauben, daß, wenn ein Forscher sich mit aller Mühe und redlichem Fleiße in eine schwer zu bewältigende Persönlichkeit hineinarbeitete und natürlich zu andern Resultaten kam, als diejenigen, die es nicht thaten, er mit der banalen Phrase: er urtheile wie ein Eche abgefertigt werden dürfe. Auch das Kind Apuliens, der Sicilianer Friedrich II. begann als Pfaffenkönig, wie der von einer slavischen Mutter auf slavischem Boden geborene Wenzel (Karl IV.). Während aber ersterer alle Vortheile zog, welche ihm seine großen Verbindungen mit den Päpsten gewährten, um dann die Welt in Betreff seiner Undankbarkeit staunen zu machen und abgesetzt und gebannt zu werden, suchte Karl IV. ohne Streit mit den Päpsten das Kaiserthum aus dem Verfall herauszureißen, in welchen es seit dem Tode K. Heinrichs VII. 1313 gerathen war. Wohin man auf dem entgegengesetzten Wege gelange, hatte die Regierung Ludwig des Baiern 1314 — 1347 gezeigt, der gegenüber sich Karl IV. in einer ähnlichen Lage befand, wie Friedrich II. der Otto's IV.

gegenüber, von welcher er sagte: er fühle sich gedrungen das Benehmen Otto's zu meiden, das diesen vor Gott und den Menschen verhaßt gemacht habe. Während aber Friedrich II. seinen Vorgänger bald in dem noch übertraf, was er anfänglich an ihm so sehr ausgestellt hatte, so arbeitete Karl IV, consequent daran, erst das Königthum der Deutschen dem gebieterischen Einflusse der Päpste zu entreißen und, als ihm dieses gelungen war, auch dem Kaiserthume eine andere Stellung zu geben. Diese erlangte auch dasselbe wirklich, als der Kaiser 1368 den Papst, den verlorenen Sohn Rom's, von Avignon nach Rom zurückführte und dem Einflusse der französischen Krone auf das Papstthum, welcher sich in Betreff der deutschen Verhältnisse nicht minder unheilvoll erwiesen hatte, als in Bezug auf die Italiens, ein Ende zu machen suchte. Die Rückkehr des Papstes von Avignon nach Rom ist eine Thatsache, deren Bedeutung man an dem Jubel bemessen kann, in welchen alle besseren Zeitgenossen ausbrachen. Sie steht aber mit Karl IV. in innigster Verbindung und wäre noch einflußreicher geworden, wenn nicht die französischen Cardinäle, die nach P. Gregor's XI. Tode das Schisma freventlich bewerkstelligten, einen guten Theil ihrer Tragweite paralytirt hätten. Das aber geschah erst 1378 und hat mit demjenigen was 1368 (und 1377) geschah, nichts zu thun, nimmt wenigstens der Thatsache selbst nichts in Betreff ihres inneren Werthes.

Es fällt mir nicht ein, in den gewöhnlichen Fehler von Biographen fallen zu wollen, welche die Liebe zu ihrem Gegenstande so weit treiben, daß sie an demselben nichts Menschliches, d. h. kein Gebrechen lassen. Ich weiß sehr wohl, welche politische Acte Karls Tadel verdienen. Man darf aber die Abneigung auch nicht so weit treiben, blind gegen seine Vorzüge zu werden und damit die Haltung zu übersehen, welche er seinem Jahrhunderte zwischen der Anarchie in den Tagen Ludwigs und den heillosen Zuständen in den Tagen R. Wenzels verlieh. Man hat deutscher Seits eine Verpflichtung Karl IV. gerecht zu werden, so gut diese Ludwig von Baiern gegenüber vorhanden ist, der in psychologischer Beziehung ein noch schwierigeres Problem ist als sein Nachfolger. Beiden kann man aber nicht gerecht werden, so lange man nicht Stadien unterscheidet, die sie selbst in ihrer politischen und geistigen Entwicklung durchmachten. Das aber ist nicht Jedermanns Sache,

sondern nur das Resultat schwerer Mühe und Nachdenkens. Wer letzteres scheut, sollte sich unserer Meinung nach bescheiden, nicht aber absprechend urtheilen.

Unsere Quelle gehört nun der ersten Periode Karls IV. an und enthält die Beschreibung der Romfahrt Karls, in wieweit sie mit demjenigen Cardinal zusammenhing, den P. Innocenz VI. beauftragte, den römischen König statt seiner zum Kaiser zu krönen. Der Verf. war als Begleiter des Letztern Augenzeuge der Begebenheiten, die er beschreibt und gehört somit zu den Zeitgenossen Karls und der Personen, welche 1355 nach Rom zogen. Wie er auch in der Erzählung vorzugsweise da verweilt, wo es sich um die Ehre seines Herrn, des Cardinals Petrus de Columbario, Cardinalbischofs von Ostia und Velletri handelt, so bleibt der Codex auch über diejenige Handlung, die Karl auf den Höhepunkt seines Glanzes erhob und ihn gänzlich der in Avignon eingegangenen Verpflichtungen entledigte, schon aus dem Grunde interessant, weil er uns einen tiefen Einblick in das Wesen des avignonesischen Hofes und was derselbe aus dem Kaiserthume gemacht hatte, verleiht. Nicht leicht ist aus einer Quelle mehr ersichtbar, in welcher künstliche und unnatürliche Anschauung, in welcher verschrobene Denkungsweise, welche Unklarheit und Gespreiztheit der Diction, welche inhaltleeren Wortschwall man sich in Avignon hineingearbeitet hatte. Ganz abgesehen von dem eigentlich historischen Inhalte, der nichts weniger als unbedeutend zu nennen ist, verdiente diese Quelle schon in der erwähnten Beziehung eine besondere Beachtung. Ich hatte sie eben deshalb für den neuen Band der *scriptores rerum husiticarum* bestimmt, da sie ein zu wichtiges Denkmal der Gesinnung jener Tage ist, aus welcher die husitische Bewegung, alle Factoren untereinander werfend, die Welt befreite, und am klarsten zeigt, wie in diesen irdischen Göttern, welche über Papstthum und Kaiserthum verfügten, der Gedanke entstehen konnte, nachdem ihnen R. Karl das letztere sachte aus den Händen entwunden, nun mit dem Papstthum zu spielen, 1378, wie jene Kriegsknechte, die die Würfel über den Leibrock des Herrn entscheiden ließen. Es behagte jedoch den Mitgliederu der historischen Commission in Wien, welche in erster und letzter Instanz über die Publicationen entscheiden, nicht, die Quelle, welche ich für wichtig fand, dem zweiten Bande der *scriptores rerum husiticarum* einzuverleiben und somit erscheint der

Reisebericht, welcher in dem einzigen bisher aufgefundenen Exemplar unmittelbar auf die Autobiographie K. Karls folgt, als zweite Quellenpublication unseres Vereines. Da K. Karl die Lehrjahre seines Lebens in der geistigen Atmosphäre Avignons zubrachte, dem einen Theile seines Wesens nach mehr geistlich als weltlich war, Predigten concipirte, Reliquien sammelte, als hoher Begünstiger des Clerus bei diesem in besonderem Ansehen stand und dessen Bildung sich in hohem Grade eigen machte, muß eine Quelle, welche so recht die Denk-, Sprech- und Handlungsweise des avignonesischen Hofes darlegt, meinem Gefühle nach schon deshalb für den Kenner der Geschichte des XIV. Jahrhunderts eine willkommene Gabe sein.

Nun aber zu dem Manuscripte selbst. Der Codex, in welchem ich diese ausgedehnte Relation fand, ist ein Papierfoliant aus dem XV. Jahrh., welcher außer dieser noch eine große Anzahl von Urkunden und Schriftstücken enthält, die sich auf die böhmische Geschichte beziehen. Die Schrift ist dem Anscheine nach sehr gleichartig, enthält aber bei näherer Untersuchung die größten Ungleichheiten oder Willkürlichkeiten in der Schreibart. Der Copist des XV. Jahrhunderts hat das vor ihm liegende Original an vielen, sehr vielen Stellen nicht verstanden und in Folge deß mehrmals baaren Unsinn niedergeschrieben. Er kümmerte sich gar nicht um die Ungleichheit im Niederschreiben der eigenen Namen, setzte regelmäßig *vos* statt *nos*, *vestrum* statt *nostrum* und umgekehrt. *Candela* statt *cautela*, *olivae urbis* statt *almae urbis*, *remittentibus* statt *renitentibus*, *uni* statt *viro*, *minus* statt *minis*, statt *non* — *jam*; statt *quasque ipsi* — *quae se ipsas*; *respondit* statt *exponit*, *morsi* statt *mersi*, zu setzen, macht ihm kein Bedenken. Es handelt sich aber um ganze Sätze, welche entstellt sind, wie *Coronam vero impedit Papa*, statt *coronam vero imperatori Papa dat* und eine Fülle ähnlicher Dinge. Daß wie S. 39 nach *brevius* ein ganzer Satz ausblieb, kümmert ihn gleichfalls nicht. Kurz es handelte sich an sehr vielen Stellen um nichts Geringeres als geradezu den sinnlosen Text verständlich zu machen, nicht um Herausgabe, sondern um Construction des Textes, und da muß ich ganz offen gestehen, daß ich an mehr wie einer Stelle, namentlich wenn ganze Worte zu fehlen schienen, verzweifeln mußte.

Niemals ist mir die Nothwendigkeit, daß ein Zeitalter sich gründlich mit humanistischen

Studien beschäftige, stärker entgegengetreten als bei diesen avignonesischen Schrift- und Stylproben. Die Leute wußten zuletzt nichts mehr einfach, ungeschminkt, ohne Schuörkel, unnöthige Zierrath und Umschreibung zu sagen. Man legte allen Nachdruck in die Worte, das Wesen in die Form, überlud dieß alles, bis die Form Hauptsache wurde und, um was es sich eigentlich handelte, die Nebensache. Das war die avignonesische Todsünde, die zum Bruche 1378 führen mußte, den auch K. Karl noch erlebte, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, durch rasches und entscheidendes Eingreifen die Katastrophe abzuhalten.

Die Frage ist nun, wie verhält sich unser Schriftsteller zu den bisher bekannten Quellen des Römerzuges K. Karls? Hier kommt zuerst Matteo Villani, der Fortsetzer Giovanni's in Betracht (*Muratori script. rer. italic. XIV*). Dieser enthält im 5. Buche c. 1. die Beschreibung der Krönung, welche unser Codex viel ausführlicher gibt. C. 15, welches die Zusammenkunft der Legaten mit dem Kaiser in Siena erzählt, verschweigt die wichtig eThatsache, daß Messer Sidio (*Cardinale di Spagna*) obwohl von dem Papste zur Krönung Karls mitbeordert, diese zu verhindern gesucht hatte! Dann enthält Matteo in Betreff der Klagen der Ghibellinen gegen den Kaiser und wie dieser von ihren Rathschlägen nichts wissen will, da sie seinem Großvater verderblich gewesen, einige Züge, die ihm eigenthümlich sind c. 21. Daß der Reisebegleiter des Cardinals c. 58 nichts Näheres von dessen Sendung nach Florenz berichtet (*Matteo c. 23*), ist auffallend. Erst später kommt er in einer Weise darauf zu sprechen, welche auf Unterhandlungen in Betreff *Pucca's* hindeutet, jedoch keinen Aufschluß gibt über das, was Matteo sagt: *Fattigli per la comune ricchi presenti domandatosi per l'ingosa indiscretamente a' Priori ch' e' non gli potieno fare, delle quali iscusatosi honestamenta, non contento di loro per la sua ambizione a di IX Maggio detto mal contento del nostro comune per suo disonesto sdegno se ne ritorni a Pisa.* Gerade weil unser Gewährsmann, der Alles anführt, was zum Lobe seines Herrn dient, ein so beredtes Stillschweigen über die florentinische Mission beobachtet, darf man sie als gescheitert erachten. C. 26 erwähnt dann auch Matteo der Krönung des Dichters *Zanobi* so wie unsere Quelle. Leider kann ich von diesem *Zanobi* in der serie de

testi di lingua (v. Bart. Gamba da Bassano Venezia 1839) nichts finden.

In Betreff der Unruhen in Pisa, Siena und Lucca ist Matteo sehr ausführlich (c. 28 bis 44). Aber auch da enthält unser Gewährsmann Nachrichten, die wir bei dem Florentiner vergeblich suchen. So über die Ermordung Messer Francesco's Castracanis, über die Brandstiftung im Palaste von Pisa, den ein Böhme anzündete, so daß Kaiser und Kaiserin beinahe durch Verrath eines der Ihrigen um das Leben gekommen wären. Die weiteren Berichte über den Aufstand der Gambacorti ergänzen sich gegenseitig. Ist Matteo besser unterrichtet über die Zustände und Parteien von Pisa, so ist unser Johannes ein treuer Gewährsmann, in Bezug auf dasjenige was bei dem Überfalle der Pisaner im kleinen Heere des Kaisers vor sich ging. Merkwürdig ist hierbei, daß Matteo den Geiz des Kaisers anklagt und ihm die Schuld der üblen Wendung der Dinge zuschreibt, während der Kanzler des Kaisers es als Geiz bezeichnet, daß er sich mit den Florentinern in Verbindung gesetzt hatte. Daß Villani die Gambocorti für unschuldig ansieht und den Pisaner Aufstand dem Grafen Vasetta zuschreibt, hat schon Pelzel (Karl IV. Bd. 3. S. 468, n. 1) bemerkt, der auch Villani's Glaubwürdigkeit mit Recht beanstandet. Um so wichtiger ist es über diese Episode eine Quelle zu erlangen, welche ihre Nachrichten durch den Cardinal von Ostia unmittelbar von Karl IV. zog.

Noch muß hier des Benes von Weitmüll¹⁾ und seiner Aufzeichnungen über Karls Römerzug gedacht werden. Sie sind in Betreff der Krönung in so ferne von Wichtigkeit, daß Villani, welcher überhaupt dem Kaiser nicht günstig gesinnt ist, die Krönung durch den Capitän der Stadt, also wie in den Tagen R. Ludwigs durch Layenhand geschehen ließ, was ganz irrig und den Gefühlen Karls ebenso unangemessen ist als seiner Stellung, während Benes das Richtige ausführt. Von dem Berathe des böhmischen Knappen in Pisa²⁾ sagt Benes so wenig, obwohl er den Brand in Pisa ausführt, als von dem Streite der Deutschen mit den Tschechen in Tibur. Hingegen waren es nach ihm die Gambacorti, welche Karl beredeten seine Truppen zu entlassen und sich den Pisanern anzuvertrauen, während doch aus-

drücklich von unserer Quelle hervorgehoben wird, Karl habe ein ganzes Jahr in Italien zubringen wollen, sei aber durch Geldmangel daran verhindert worden, so daß in Siena der Gegenbefehl erlassen wurde. Wahrscheinlich stand auch diese Veränderung seines ursprünglichen Beschlusses in Verbindung mit der Mission des Cardinals von Ostia nach Florenz, welche jedoch scheiterte. Benes nimmt dann eine verhältnißmäßig große Beschreibung des Pisaner Aufstandes in seine Chronik auf; jedoch enthält die unseres Gewährsmannes ungleich mehr Einzelheiten und nur den einen Umstand nicht, daß Heinrich von Neuhaus auch über eine der Arnobrücken drang um dem Kaiser Hilfe zu bringen. Hingegen verschweigt Benes nach der ihm eigenen Gewohnheit die bedeutende Verluste der Kaiserlichen in Pisa und übertreibt die der Pisaner in das Unbegrenzte. (S. 39).

Ich hebe begreiflich hier nur dasjenige hervor, was einen größeren Lesekreise gegenüber die Herausgabe dieser Geschichtsquelle zu rechtfertigen und ihre Bedeutung den bereits vorhandenen gegenüber zu erhärten vermag. Es genügt hinzuzufügen, daß der ganze Bericht des Benes nur eine Seite umfaßt, somit enge genug begränzt ist. Dem böhmischen Gewährsmann, welcher, wie wir sehen, verschweigt, was ihm nicht taugt, tritt ein Welscher zur Seite, welcher ihn wesentlich ergänzt; dem welschen Villani, der alles vom florentinischen Standpunkte aus betrachtet, ein andere Welscher, welcher auf einem höheren Standpunkte stehend, den Dingen einen ihnen angemessenen Maßstabe anlegt. Das bedeutendste Ereigniß der ersten Regierungszeit R. Karl IV. gewinnt hiedurch eine eigene Darstellung und was bisher fast nur als untergeordnetes Moment erschien, wird jetzt um so mehr Bedeutung haben, als sich herausstellt, daß es in Avignon eine Faction gab, welche nicht einmal um den Preis der von Karl IV. eingegangenen Verpflichtungen eine Wiederherstellung des Kaiserthums wollte. Wahrscheinlich fürchtete sie, es möchte doch die Anwesenheit des Kaisers in Rom zu Scenen führen, welche die Herrschaft der Päpste daselbst aufs Neue in Frage stellen könnten. Und daß man in dieser Beziehung von Seiten der Römer Hoffnungen auf R. Karl setzte, gibt eine vielsagende Stelle in unserem Gewährsmanne hinlänglich zu erkennen.

(Schluß folgt.)

1) Chron. Benessii Krabice de Waitmille ap. Dobner momum. T. IV.

2) Iniqui homines sagt er, während unser Gewährsmann ausdrücklich einen Böhmen nennt.

C. Czechische Literatur.

Palach's Archiv.

(Schluß.*)

Der so unrühmlich abgelaufene Einfall in Böhmen hat nicht allein dem Mathias, sondern auch der Welt bewiesen, daß ein Königtitel sich schneller antizipiren als ein Königreich erobern lasse.***) In den Augen seiner Anhänger gewann dadurch Mathias keineswegs an Ansehen. Als er aber den Rest seines in Böhmen ziemlich hergenommenen Heeres theils in mährische Garnisonen verlegte, theils entließ und im Oktober 1470 nach Ungarn heimreiste, um dort den Winter zuzubringen; da brach unter seinen Anhängern, die sich jetzt gegen Georg's täglich wachsende Macht selber schützen sollten, Mißmuth und Unzufriedenheit aus. Sogar die Breslauer ergriff Neue über ihren Abfall von dem alten Könige und auch Zdenek von Sternberg fing an einzusehen, daß das Glück, wozu er durch die Wahl des Mathias seinem Vaterland behilflich sein wollte, ein Häkchen habe. Nicht mächtig genug, um sich die in der Burg Karlstein verwahrte, von Georg's Schwert gehaltete St. Wenzelskrone zu holen, bat Mathias den Papst, ihm eine neue böhmische Krone zu schicken. Der Papst entschuldigte sich jedoch damit, daß Mathias' Wahl ohne sein Wissen geschehen sei und schickte statt der böhmischen Krone eine geweihte — Mütze. Doch nicht bloß mit seinem böhmischen Königthum, sondern auch nach einer andern Seite hin machte Mathias Fiasko. Er ließ nämlich

seine Absichten auf die deutsche Kaiserwürde so deutlich merken, daß Friedrich III mit ihm brach und ein geheimes Trutzbündniß gegen ihn einleitete.

So sah denn Georg nach langen Widerwärtigkeiten einen seiner Sache günstigen Umschwung der Verhältnisse sich vorbereiten. Selbst in Rom, wo der heftigste Gegner der Ultraquisten, Cardinal Carvajal, 1470 gestorben war, gelang es den Bemühungen des Herzogs von Sachsen, die Stimmung gegen Georg so weit zu besänftigen, daß eine Suspension des über ihn verhängten Bannes zu hoffen war. Indes, bevor diese Hoffnung in Erfüllung gegangen, sank Georg, der Vielgeprüfte, dem der hussitische Keld ein bitterer Leidensfeld gewesen, am 22. März 1471 in's Grab. Die erledigte St. Wenzelskrone fiel dem Wladislaw zu, wenn auch nicht ohne einen bewaffneten Protest des ungarischen Prälaten. — — —

Bedenken wir jetzt noch den zweiten Korrespondenzkreis im 23. Bande des Palach'schen Archiv's mit einem flüchtigen Blicke. Die Briefe, denen wir hier begegnen, erregen unser Interesse schon durch die Persönlichkeit ihrer Aussteller, denn unter diesen finden wir: Georg's Witwe, die in Melnik residirende Königin Johanna; ihren Sohn, den Prinzen Heinrich; das Haupt der vormaligen Herren-Liga, Zdenek von Sternberg der sich jetzt: „Er. Ungarisch-böhmischen Majestät oberster Hauptmann aller Lande des Königreichs Böhmen“ schreibt; den Wylschehrader Probst Johann von Rabstein; den Vo-

*) Sieh: Literarische Beilage zu den Mittheilungen des Vereins für Gesch. d. Deutschen in Böhmen. Nr. 4. pag. 30—32. Nr. 5, pag. 36—40 und Nr. 6 pag. 45—48.

**) Dennoch suchte Mathias den Schein, als ob er faktisch über Böhmen herrschte, wenigstens dadurch zu retten, daß er sich als Besitzer des böhmischen Münzregals geberdete und böhmische Münzen schlagen ließ. Unter den von ihm emittirten Geldsorten haben die sogenannten Raben-Dukaten eine eigenthümliche Berühmtheit erlangt. In der ungarischen Frauenwelt kam nemlich aus schwer zu erklärenden Anlässen der Aberglaube auf, daß die Raben-Dukaten bei Schweregeburten ausgezeichnete Dienste leisten; sie wurden daher im Interesse der Familienmütter eifrig gesucht und den Kreißenden an der Kniekehle befestigt. Man seh darüber: Dr. Gottfried Heinrich Burghart in der von ihm besorgten Ausgabe des Jacobus a Mellis (Series Regum Hungariae e Nummis Aureis. Breslau und Leipzig 1750. 4^o pag. 94). — Der Name „Raben-Dukaten“ enthielt keine despektirlichen Auspielungen, sondern deutete auf das Gepräge hin. Die Stirnseite (oder der Avers) dieser Dukaten zeigte nemlich ein quadriertes d. h. in vier Felder getheiltes Schild, dessen drittes Feld das Corvinsche Familienwappen einschloß. Dies Wappen besteht aber in einem Raben, der auf einem Ast sitzt und im Schnabel einen Ring hält. Im 2. Feld sah man den böhmischen Löwen mit dem gedoppelten und in einander geflochtenen Schweife. Das 1. Feld war von vier wagrechten Querstreifen durchschnitten, welche man gewöhnlich für die Symbole der 4 vornehmsten ungarischen Flüsse: Donau, Theiß, Drave und Save, ansieht. Im 4. Feld erblickte man das ungarische Patriarchenkreuz. Die Rehrseite (oder der Revers) enthielt das Bild des h. Ladislaus.

huslaw von Schwamberg; den Johann von Kolowrat; den Wilhelm von Riesenburg etc. etc. Aber noch lebhafter wird unser Antheil bei einem Einblick in den Inhalt dieser Schriftstücke, welche die politische Physiognomie Böhmens in den ersten 4 Jahren nach König Georg's Tode wie ein treuer Spiegel für unser Auge fixiren. Das Spiegelbild ist allerdings kein erfreuliches. Parteinungen für Wladislaw und Mathias, Fehden zwischen den Städten und dem Adel, Unsicherheit und Gesichtslosigkeit werfen ihre tiefen Schatten auf das öffentliche und Privatleben jener Zeit. Gewinnreich wird für uns die Geschichte Böhmens unter Wladislaw, so wie auch unter Georg, lediglich durch die eindringliche Warnung vor der Feodal-Aristokratie, zu welcher unter den modernen Politikern Böhmens leider gerade Jene ammeisten hinneigen, die besser als irgend jemand anderer das verderbliche Treiben dieser herrschsüchtigen Kaste in früheren Jahrhunderten zusehen in der Lage sind.

Die letzte Abtheilung des 23. Bandes des Palach'schen Archiv's enthält außer einigen nachträglich aufgefundenen Urkunden zu den Jahren 1466 — 1490 Landtags- und andere öffentliche Verhandlungen vom J. 1466 — 1500, welche eine Fortsetzung der im IV. Theile des Archiv's (pag. 99. ff. und 413 ff.) mitgetheilten Aktenstücke bilden.

2. Gindely's „Monumenta historiae bohemica.“

Voriges Jahr lenkte H. Prof. Gindely durch Veröffentlichung eines Prospektes die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt auf ein von ihm beabsichtigtes literarisches Unternehmen, welches in einer Sammlung geschichtlicher Quellschriften bestehen und unter dem obigen Titel folgende Hauptrubriken umfassen sollte: 1) Bisher unedirte Chronisten und Geschichtschreiber (in czech. Sprache). — 2) Alle Verhandlungen und Beschlüsse des böhmischen Landtags bis zum Jahr 1648. — 3) Die den Flammen entrissenen Überreste des Urkundenschatzes der alten böhmischen Landtafel. — 4) Ein böhmisches

Diplomatar. — 5) Den amtlichen Schriftenwechsel des katholischen und utoquistischen Konfistoriums zu Prag. — 6) Die Schriften der böhmischen Brüder.

Seuer hat Prof. Gindely mit der Verwirklichung seiner Absicht den Anfang gemacht, nachdem es ihm geglückt ist, seinem kostspieligen Unternehmen die Gunst eines großen Theiles der böhmischen Aristokratie zu gewinnen, und zwar: Sr. Eminenz, des Cardinals Friedrich Fürsten Schwarzenberg, des Fürsten Vincenz Auersperg, des Grafen Eugen Cerin, des Grafen Heinrich Lam-Martinič, des Grafen Albert Kaunič, des Grafen Hanusch Kolowrat-Krakowitz, der Fürsten Ferdinand, Georg und Moriz von Lobkowitz, der Grafen Erwein, Joseph und Adalbert Mostiz, des Fürsten Karl Ottingen, des Fürsten Hugo Salm der Fürsten Friedrich, Adolph und Karl Schwarzenberg, des Grafen Erwein Schönborn, des Grafen Franz Thun (sen.) des Grafen Theodor Thun-Hohenstein, und des Grafen Karl Wollenstein.

Unter den Auspizien so zahlreicher Mäzene sind im Laufe dieses Jahres die ersten 3 Hefte der Monumenta (zu 5 Bogen Groß-Oktav) erschienen und in zweimonatlichen Fristen sollen auch die ferneren Publikationen erfolgen.

Professor Gindely stellt an die Spitze seiner Quellsammlung die „Beschlüsse der Brüderunität“, nicht gerade um ihrer inhaltlichen Wichtigkeit willen, sondern weil die in der Prager Musealbibliothek aufbewahrte Handschrift des Originals bei ihrer Sauberkeit und Deutlichkeit eine sehr rasche Kopirung und Drucklegung ermöglichte*). Anstatt der „Beschlüsse der Brüderunität“, die sich nicht auf allgemeine Volksangelegenheiten, sondern auf die Organisation und die inneren Zustände eines kirchlich abgesonderten und abgeschlissenen Lebenskreises beziehen, hätte wohl ein böhmisches Diplomatar ein größeres Anrecht auf die Ehre des Vortrittes gehabt; allein trotz der 3000 Urkunden, von denen Prof. Gindely voriges Jahr in heimischen

*) Daß beim Kopiren die alte Orthographie modernisirt worden, wird zwar manchem Leser bequemer und praktischer scheinen, dürfte aber nichts desto weniger gerade vom geschichtlichen Standpunkte nicht allgemeine Billigung finden. In der Physiognomie vergangener Jahrhunderte müssen selbst die leisesten Züge geschont und gegen moderne Uebertünchung geschützt werden. Einem altfranzösischen Epos die Voltairesche Schreibung aufnöthigen, hieße gegen die Eigenart des Mittelalters eben so entschieden verstoßen als wenn man z. B. die Pariser Kathedrale Notre-Dame mit Jaune de Cologne anstreichen wollte. Am wenigsten dürfen geschichtliche Urkunden in ihrer materiellen oder auch nur formalen Integrität alterirt werden.

und auswärtigen Archiven Abschriften nehmen ließ, dürften noch Jahre vergehen, bevor an die Herausgabe eines böhmischen Diplomatars zu denken sein wird. Sobald das Publikum die „Beschlüsse der Brüderunität“ vollständig in Händen hat, kommt die Reihe an die Denkwürdigkeiten des (defenestrirten) Wilhelm Grafen Slavata und die Kirchengeschichte des böhmischen Exulanten Skála; diese bereitet der Realschullehrer Tieftrunk, jene der Ministerialsekr. Jos. Fizek zum Drucke vor; ferner wird der Bruder des letztgenannten, Hermenegild J., alle Quellen des alten böhmischen Rechtslebens bis zum 14. Jahrhundert herab, Prof. Gindely die von der Polyzena Lobkowitz zu Gunsten ihres bei Kaiser Rudolph II. in Ungnade gefallenen und verhafteten Vaters bekannt gemachte Apologie, endlich Th. D. Borowj die amtliche Korrespondenz des katholischen und utraquistischen Konsistoriums für die „Monumenta“ ediren. Darüber hinaus kann Prof. Gindely hinsichtlich der Reihenfolge der Publikationen vorderhand nichts näheres bestimmen. Zudem wir nun diesen mit Spannung entgegen sehen, wollen wir diesmal uns einige allgemeine Bemerkungen erlauben und die Besprechung der einzelnen Partien uns für die Folge aufsparen.

Gindely's Sammelwerk führt außer dem obigen lateinischen, einen czechischen Titel: Staré paměti dějin českých d. h. Alte Denkmale der böhmischen Geschichte. Keiner von den beiden Titeln ist passend gewählt. Nicht der böhmische: denn in dem Sammelwerk wird laut der gegebenen Spezifikation des Inhalts auch Skála's allgemeine Kirchengeschichte, die vom apostolischen Zeitalter bis zum Jahr 1624 reicht, Platz finden; eine so allgemein gehaltene Kirchengeschichte ist doch kein „altes Denkmal der böhmischen Geschichte.“ Aber auch der lateinische Titel paßt nicht: denn Gindely will in seine Sammlung auch die Apologie der Polyzena Lobkowitz aufnehmen: aber die Urschrift der Apologie ward in lateinischer Sprache abgefaßt, daneben wohl freilich ins Deutsche und Böhmisches übergetragen; die Apologie ist somit kein „Monumentum historiae bohemicum.“ Die Wahl des Titels entscheidet nun keinesfalls über den Werth oder

Unwerth eines Werkes, darf aber dennoch nicht als etwas ganz nebensächliches behandelt werden, da der Titel die in ein Schlagwort zusammengedrückte Substanz des gesammten Werkes darzustellen hat.

Das Programm der Gindely'schen Sammlung stellt uns eine Series von Publikationen in Aussicht, welche — wie es kaum anders sein kann — hinsichtlich ihrer Wichtigkeit nicht auf gleicher Höhe stehen. Für das bedeutendste Glied der Sammlung, ja geradezu für ihren Schwerpunkt sehen wir das böhmische Diplomatar an; gelingt es dem Herausgeber die Idee dieses Diplomatars nach allen Seiten hin sach- und zweckgemäß durchzuführen, dann wird er sich um die Geschichte Böhmens ein unvergängliches Verdienst erworben haben. Die Ueberreste der alten böhmischen Landtafel ließen sich vielleicht diesem Diplomatar als besondere Abtheilung einfügen. In geringerem Grade regen die übrigen Zusagen des Programms unsere Erwartung an. Die „Beschlüsse der Brüderunität“ gehen — wie schon angedeutet worden — mehr das Innenleben einer konfessionellen Genossenschaft als die Geschichte Böhmens an; reichere Ausbeute für die allgemeinen Religionsverhältnisse Böhmens dürfte die Correspondenz der beiden Konsistorien gewähren; doch wird der amtliche Schriftentausch dieser zwei geistlichen Behörden in Verbindung mit den „Beschlüssen der Brüderunität,“ den Schriften der böhmischen Brüder und der nicht weniger als 10 Folianten umfassenden Kirchengeschichte des Skála einen so hervorragenden Theil der Sammlung bilden, daß er der letzteren leicht eine vorwiegend kirchliche Färbung mittheilen kann. Wir bemerken dieses nur, weil es uns äußerst wünschenswerth erscheint, daß eine Sammlung von Quellen der böhmischen Geschichte das urkundliche Material zur Erkenntniß aller Zustände und Seiten des Volkslebens zusammentrage. Am wenigsten können wir uns für den ebenfalls ins Programm aufgenommenen Wilhelm Grafen Slavata erwärmen. Durch die Veröffentlichung seiner Memorabilien dürfte weder die geschichtliche Wahrheit eine Bereicherung noch sein Charakter ein Relief gewinnen. Ein bloßer Auszug würde vielleicht beiden besser dienen. —

A...Z...F.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von E. Höfler.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

8.

A. Oesterreichische Geschichte.

16 A. Huber, Geschichte der Vereinigung Tirols mit Oesterreich.

(Schluß).

Die Erlangung Böhmens von Seiten der Luxemburger schloß einerseits die Habsburger von dem Throne der Přemysliden aus, welcher ihnen vertragsmäßig gehörte, andererseits den Herzog Heinrich von Kärnthen, Gemahl der Anna Přemysl, welcher bereits von den Böhmen als König anerkannt worden war. Nichts desto weniger gelang es König Johann von Luxemburg, den aus Böhmen verjagten König Heinrich zu bewegen, seine Zustimmung zu einer Heirath zwischen seiner zweiten Tochter Margaretha und dem Knaben Johann von Luxemburg zu geben. Die Ehe wurde auch vollzogen, nachdem K. Ludwig dem Herren von Kärnthen und Tirol, K. Heinrich, die königliche Zustimmung zur Verleihung seiner großen Reichslehen an seine Töchter gewährt hatte. Die Aussicht auf eine so bedeutende Vermehrung des Luxemburgischen Besitztumes führte aber den Anschluß der Herzoge von Oesterreich an K. Ludwig herbei. Letzterer schloß unbekümmert um die K. Heinrich erteilten Bewilligungen einen Theilungsvertrag in Bezug auf Kärnthen und Tirol mit den Habsburgern ab, während K. Johann Oberitalien für sich zu gewinnen suchte, 1330. Als aber letzterer nach Deutschland zurückkehrte, gewann er wieder den deutschen König für sich und scheint ein Vertrag zu Stande gekommen zu sein, welcher Baiern den Erwerb von Kärnthen und Tirol, dem König Johann aber den der Mark Brandenburg in Aussicht stellte. Da zerriß der Tod K. Heinrichs 2. April 1335 alle diese Gewebe.

Das Interesse der Häuser Habsburg und Wittelsbach führte nicht bloß eine Annäherung beider herbei, sondern auch einen neuen Theilungsvertrag über die Heinrichschen Länder, demzufolge K. Ludwig die Herzoge von Oesterreich mit Kärnthen belehnte, für sich aber Nordtirol in Anspruch nahm. In der That ging

dem auch Kärnthen für die Princessin Margaretha und deren luxemburgischen Gemahl verloren, jedoch nicht Tirol, an dessen Erwerbung freilich K. Ludwig seitdem um so mehr arbeitete, je mehr seine Politik nur das Haus Habsburg groß zu machen schien. Dieses brachte durch den Eunsfervertrag 9. Oct. 1336 Kärnthen in Sicherheit; Ludwig aber suchte nun durch den Widerwillen Margarethens gegen ihren spätentwickelten Gemahl zu erreichen, was er durch den Theilungsvertrag nicht erlangen konnte. Ludwig bewog seinen widerstrebenden Sohn nach Vertreibung des luxemburgischen Gemahls die Gräfin Margaretha zur Frau zu nehmen; die luxemburgische Herrschaft in Tirol hörte 1341 auf. 22 Jahre lang dauerte die baierische; sie kam in ähnlicher Art zu Ende, wie sie der luxemburgischen den Untergang bereitet hatte. Die Erwerbung Tirols ward für den Kaiser selbst, der sie so sehr betrieben, die Wendung der eigenen Angelegenheiten. Nicht die Erhebung seines Gegenpapstes stürzte ihn, wohl aber die Vermählung Margarethens mit seinem Sohne und die Erwerbung Tirols. Der Verfasser spricht sich übrigens dafür aus, daß die Ehe Margarethens mit ihrem ersten Gemahle durch K. Ludwig nicht gelöst worden sei. Als aber das Wittelsbachische Haus durch Karl IV. vom deutschen Königthume ausgeschlossen wurde, verlor es Tirol, doch nicht an die Luxemburger, vielmehr mußte Karl den Sohn und Enkel K. Ludwigs im Besitze von Tirol anerkennen, wohl aber an die Habsburger, die seit Langem alle Anstalten getroffen hatten, Tirol zu gewinnen, sobald der baierische Gemahl und der Sohn Margarethens das Zeitliche gesegnet hätten. Schon Prof. Ficker hat aufmerksam gemacht, daß diese definitive Erwerbung Tirols nicht, wie man sich dieselbe in Baiern vorstellt, ein Werk der Überrumpelung Margarethens durch H. Rudolf war, sondern durch eine Reihe vorausgegangener Verträge seit Langem angebahnt worden sei. Der Verf. dieses Werkes führte diesen Gedanken weiter aus und belegt ihn mit

urkundlichen Demeisen. Am 13. Jänner 1363 war Graf Meinhard von Wittelsbach gestorben, am 26. Jänner übergab seine Mutter ihr Land den Herzogen von Österreich; am 29. September dankte sie ab, am 10. Febr. 1364 erkannte K. Karl die Anrechte der Herzoge auf Tirol an. Ein Theil der Wittelsbacher, nur zu häufig uneinig wo es sich um ihre theuersten Interessen handelte, stellte sich auf Seite des Kaisers und vermachte diesem für seinen Sohn K. Wenzel auch noch die Mark Brandenburg. H. Rudolf sorgte dann dafür, daß der entscheidende Schritt nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte, und zwar ebensowohl den bairischen Herzogen als Margarethen gegenüber. Erst am 29. Septb. 1369 verzichtete das Haus Wittelsbach auf Tirol.

Der höchst fleißigen und lehrreichen Abhandlung hat der Verf. Excurse, Regesten und Urkunden beigegeben, welche die Seitenzahl des Textes (119 S.) um 57 S. (119—276) übersteigen und für den Forscher sehr beachtenswerthes Material enthalten. Der Verf. hat eigentlich gegen die bisherige Auffassung der Sache im bairischen Interesse eine Apologie K. Karls und H. Rudolfs IV. gegeben, welche von den Forschern über bairische Geschichte wohl beachtet zu werden verdient und schwerlich von ihnen wird widerlegt werden können. Leider liegt gerade in dem Lande, aus dessen Schooße so große Unternehmungen in Bezug auf Geschichtsforschung in neuester Zeit hervorgingen, die vaterländische Geschichte beinahe brach, erscheint derjenige Zweig der Wissenschaft, auf welchen die Baiern früher mit Recht stolz sein konnten, an den Universitäten so viel als geknickt, bei der Akademie aber nach ihren Sitzungsberichten zu schließen völlig in Stillstand gerathen zu sein. Irren wir uns nicht, so geschieht von den in Österreich lebenden Forschern, die keine Unterstützung aus königlichen Mitteln beziehen, für bairische Geschichte aus Liebe zur Wissenschaft jetzt mindestens so viel als in Baiern selbst.

17. Die Krönung Karl IV. nach Joannes dletus porta de Avonniaco.

(Schluß).

Ich glaube mich somit nicht zu täuschen, wenn ich die Ansicht hege, daß der Römerzug Karls durch die Kenntniß und die Berücksichtigung unserer Quelle vielfach in einem andern Lichte erscheinen werde, als bisher, wo man

mehr oder minder Matteo Villani zu folgen verurtheilt war. Immerwährend bleibt es freilich eine schwer zu überwindende Sache, daß Karl, um deutscher König zu werden, sich zu Stipulationen herabgelassen hatte, die das Andenken seines Großvaters beeinträchtigten, obwohl, wie schon Dominicus hervorgehoben hat, seine Verpflichtungen eine Anerkennung des päpstlichen Reichsvicariates nicht in sich schlossen und der Papst das Churfürstenrecht anerkannte, „den zum Kaiser zu befördernden König“ zu wählen. Es muß aber ein eigenes Gefühl in den Zeitgenossen obwaltet haben, als am 22. März 1355 „mehr als 20 große Prälaten Deutschlands und Italiens“, unter ihnen der Ordensgeneral der Prediger, aus welchem Orden angeblich ein Bruder den Kaiser Heinrich vergiftet haben sollte, am Grabe desselben zu Pisa das Anniversar begingen und bei dieser Gelegenheit alle sich der großen Tugenden des für das Reich zu früh verstorbenen Kaisers erinnerten, dessen Enkel jetzt am Grabe des Großvaters stehend, on alles eher dachte, als den König von Neapel vor das Reichsgericht zu ziehen, wie es Heinrich gethan hatte. Karls Dichten und Trachten war, auf dem Wege des Friedens und der diplomatischen Unterhandlungen zu erreichen, was durch das Schwert erworben, vielleicht näher angesehen des Kampfspreises nicht immer werth gewesen wäre. Daß er dadurch alle diejenigen wider sich ausbrachte, welche nun einmal sich einen Kaiser nicht ohne Entfaltung kriegerischer Macht, nicht ohne Belagerung und Schlachten denken konnten, ist begreiflich. Allein Karl durfte sich, nachdem er schon früher in Italien seine kriegerischen Lehrjahre zugebracht hatte, keine Illusionen machen, daß ohne Hauptstadt, ohne Festungen, ohne Kriegskassa und stehendes Heer, dem guten Willen zweifelhafter Verblinder Preis geben und fortwährend bedroht, sein Leben durch Hinterlist und Verrath zu verlieren und einem geistlichen Legaten gegenüber, welcher selbst an der Spitze eines Heeres stand und hinsüßlich zu erkennen gegeben hatte, daß ihm Kaiser und Kaiserkrönung nichts weniger als genehm seien, kein bleibender Vortheil erreicht, so viel wie nichts ausgerichtet werden könne. Da mußte man seine Zeit abwarten und aus späteren Ereignissen Nutzen zu schöpfen suchen. Daran mag nicht gerade viel Großartiges, aber jedenfalls etwas Bernünftiges sein. Die Zeit der Romantik im Kaiserthume und Kaiserreiche war, wenn sie jemals vorhanden gewesen ist, damals schon vorüber.

18. Beiträge zur Geschichte K. Karl's V. Briefe Joachim Imhofs an seine Vetter zu Nürnberg, aus den Feldzügen 1543, 1544 und 1547. Mitgetheilt von J. K. F. Knaake, Diaconus an der evangelischen St. Martinskirche zu Heiligenstadt. Stendal, Franzen und Grofe. 1864. 62 S.

Der Herausgeber macht nur 16 Briefe über die Feldzüge K. Karls in den oben erwähnten Jahren bekannt, welche ein Nürnberger Rathsherr an seine vorsichtigen erbaren und weisen Herren Andreas und Gabriel Imhof sandte. Nur die 6 letztern sind aus dem Jahre 1547 und enthalten über den Feldzug Karls gegen den Churfürsten von Sachsen vom 27. April, 24. Mai, 3., 5., 21., 23. Juni, 3. August sehr interessante Aufschlüsse. Namentlich gilt dieß von der Unterwerfung des Landgrafen Philipp von Hessen. Nach Imhof war es eine ausgemachte Sache, daß letzterer in das Gefängniß wandern müßte, als am 19. Juni 1547 der Kaiser nach ihm sandte, damit sich Philipp vor ihm demüthige. Was Ranke nicht angibt, erzählt in dieser Beziehung unser Berichtersteller. 3 Male sandte K. Karl nach dem Landgrafen, ohne daß derselbe erschienen wäre. Er „hott sich nitt vinden lassen und hott Sich verloren,“ so daß die Thore der Stadt gesperrt wurden. Als er sich endlich fand, „ganz einmuettig und draurigh“, stand er „mit seinem Leib auf Guad und Ungnade: „der landgraff ist nitt lang auff der erden gelegen, dan zuvor durch den Churfürsten herzog moritz als abgetragen worden isth, aber der gefendnuß halben darff er nitt gedenken, muß ettlich jar erstrecken, wie langh oder was gestalt, ist noch unwissend, gedenkh wie gehortt hab, hott er Herzog Hainerich von Braunschweig (den der Landgraf zuerst widerrechtlich gefangen gehalten und den unmittelbar vor des Landgrafen Unterwerfung der Kaiser gefragt hatte, „wie er in der gefendnuß gehalten worden sei,“ er — der Landgraf — wer vielleicht bei der kaiserlichen Majestät auch der maß gehalten, das wirth gewißlich geschehen,) woll gehalten, wer es jm auch zu guttem kommen“.

Der letzte Brief ist aus Prag geschrieben. Es heißt in demselben, „die großen Landherren und vom Adel, so die rechten schmalkaldischen Decker (Thäter, Urheber) gewesen,“ hätten sich davon gemacht, hingegen sei am 29. Juli Caspar Pflueg, v e r m a i n t e r k u n i g h, i n B e h a m verurtheilt worden. *

D. Deutsche Geschichte.

13. Zur Geschichte des Mittelalters. Drei Vorträge von F. W. Kampffschulte. Bonn. Verlag von Max Cohen Sohn. 1864.

Der Verfasser veröffentlicht hiemit Vorträge, welche von ihm bei festlichen Anlässen an der Bonner Universität gehalten wurden: über Charakter und Entwicklungsgang der Kreuzzüge; die Kaiserkrönung Karls des Großen und das christliche Universalreich des Mittelalters; die westphälische Fehme.

Was die Kreuzzüge betrifft, so hat bekanntlich Wilken mit seinem großen Werke die Bahn gebrochen; Michaud und Poujoulat schlossen vorzüglich die Kenntniß orientalischer Quellen auf; Sybel behandelte den ersten, Junkmann den sogenannten fünften Kreuzzug, während Fauriel für den albigensischen Kreuzzug die werthvollen einheimischen Quellen veröffentlichte. Es ist nach diesen und so vielen anderen Ausarbeitungen über das Mittelalter nicht mehr erlaubt, sich mit banalen Phrasen über Werth oder Unwerth der Kreuzzüge zu begnügen oder gar sie als das Bild eines düstern Fanatismus und bloßer Schwärmerei aufzufassen; es ist eben so wenig erlaubt, sie gleichsam unter einander zu werfen und eine mehrhundertjährige Periode, in welcher so ganz verschiedene Auffassungen und Einflüsse sich geltend machten, nach ein und der selben Chablone zu behandeln. Auch Prof. Kampffschulte hat es sich nicht zur unmittelbaren Aufgabe gestellt, das Wesen der Kreuzzüge zu erörtern, noch sein Auditorium aufmerksam zu machen, daß man die ganze Anschauung, als habe man unter Kreuzzügen nur die seit 1096 begonnenen Züge zur Befreiung des heiligen Landes zu verstehen, unerbittlich aufgeben müsse, da die Kreuzzüge nicht bloß viel früher beginnen, sondern auch von Anfang an eine ganz andere Tendenz haben und sich nicht mit der gewöhnlichen Aufzählung abthun lassen. Man kann nicht oft und nicht stark genug behaupten, daß die Kreuzzüge ihrem Wesen nach nichts anderes sind als der natürliche Rückschlag des christlichen Abendlandes gegen das moslemische Morgenland — eigentlich Asien = Afrika, das seit dem Aufkommen des Islams das christliche Europa von der byzantinisch-griechischen, italisch-lateinischen, spanisch-germanischen Seite angriff, sich in den Besitz der byzantinischen Vorlande in Asien und Afrika, der italischen Inseln und Küsten, des Westgothenreiches in

Spanien gesetzt hatte und schon gegen die Mitte des VIII. Jahrhunderts seine glaubenseifrigen Schaaren an Poire und Rhone sandte, im IX. die Angriffe auf Rom machte, im X. vom Garigliano aus auf die Herrschaft Italiens speculirte, in die Schweizerberge drang und von Spanien aus bereit stand, den heidnischen Magyaren zur Vernichtung der deutschen und französischen Herrschaft die Hände zu reichen. Freilich wenn diese Thatsachen nicht existiren, wenn es unwahr ist, daß der Islam unter seinen verschiedenen nationalen Phasen, geführt von der edleren arabischen Race, von den Berbervölkern Afrika's, von den zahlreichen türkischen Stämmen Asiens und selbst in einem der wichtigsten Momente seines Kampfes mit den Byzantinern von den Slawen unterstützt, vom ersten Tage seines Bestehens an auf den Untergang des christlichen Europa's rastlos hinarbeitete, dann haben unsere modernen Geschichtsjohisten mit ihrem stets fertigen Verdammungsurtheile über Dinge, die sie nicht verstehen, Recht, wenn sie die Kreuzzüge als unbegreiflich und sinnlos darzustellen sich bemühen. Wer sich aber die Mühe gibt, die Sachen näher zu erforschen, wird bemerken, daß ein sehr natürliches Vorgehen stattgefunden hat. Ehe P. Sylvester II. im Jahre 1000 den berühmten Aufruf an die abendländischen Völker erließ, sich zur Befreiung des Orientes zu bewaffnen, hatten Otto II. die Moslim aus Unteritalien zu verdrängen gesucht, — Nikephorus und Johannes Zimisles, Cilicien und Cyprus ihnen entrisen und in Syrien wieder festen Fuß gefaßt. Mochte dieser Aufschwung der Dinge im christlichen Oriente wieder nachlassen und die Seldschukenmacht sich bis an die Gestade der Propontis ausdehnen, der Occident blieb hinter dem Oriente nicht zurück. Die Stadt Pisa und P. Benedict VIII. gaben dazu das Signal; es erfolgte die Eroberung von Sardinien, von Corsica, von Sicilien, die Befreiung des italischen (tyrrhenischen) Meeres, schon 1035 ein Zug der Pisaner nach Afrika und während dieses in der Mitte der christlichen Schlachtordnung theils geschah, theils vorbereitet wurde, P. Gregor VII. einen großen Kreuzzug in den Orient beabsichtigte, erfolgte bereits auf dem rechten Flügel gleichfalls eine siegreiche Bewegung gegen die Moslim. R. Alfons VI., der Begründer von Neucastilien, eroberte am Todestage P. Gregor's VII. das wichtige Toledo 25. Mai 1085. Da erfolgte für das in den drei südlichen

Halbinseln Europa's ohne höhere Leitung und gemeinsamen Plan kämpfende christliche Heer die Katastrophe. Einerseits das Vordringen der Seldschuken vom Osten her, andererseits der Einbruch der afrikanischen Morabitzen in Spanien — die zweite große Invasion der Moslim in die pyrenäische Halbinsel — und ihr Sieg bei Salaffa 23. October 1086. Allein dennoch hielten sich einerseits Constantinopel, andererseits Arragonien und Castilien; in der Mitte aber erfolgte die Bezwingung Siciliens und die Eroberung Malta's und nahmen jetzt, im entscheidenden Momente, die Bewohner der Binnenländer, vor allen Franzosen an dem Kampfe Antheil, welcher rechts und links, die Flügel, mit Vernichtung bedrohte. Strategisch aufgefaßt, war der erste Kreuzzug nichts anderes als ein gewaltiges Vorrücken des Centrums der Schlachtreihe, welche von Constantinopel bis zum atlantischen Ocean ausgedehnt war und der Asien und Afrika mit Nicäa, Konium, Bagdad, Kairo, Kairvan, Marokko, (und Cordova), gegenüber standen. Je mehr man diesen Stand der Dinge überlegt, desto klarer wird auch das Wesen der Kreuzzüge hervortreten. Nun war es freilich eine ganz eigenthümliche Sache, daß der Aufruf eines Papstes genügte, Hunderttausende zum Aufbruche nach Jerusalem zu bewegen und gerade das wichtigste Ziel, der Knotenpunkt zwischen Asien und Afrika, zugleich die bedeutendste militärische Stellung von dem Enthusiasmus gewonnen wurde, welcher die eigentliche Triebfeder des sog. ersten Kreuzzuges war. Allein es ist dieß nicht eigenthümlicher, als daß gerade dieser Kreuzzug, der erste, welcher auf Befreiung des h. Grabes gerichtet war, auch die größten Resultate gewährte, größere als jeder darauffolgende, obwohl diese successiv immer mehr an Enthusiasmus abnahmen und theils politische theils merkantilische Berechnung an die Stelle der ersten Begeisterung traten. Wenn daher in den Kreuzzügen etwas sinnlos erschien, so lag dieß darin, daß sie nicht in ihrem natürlichen Zusammenhange aufgefaßt wurden. Der Verf. stellte sich nun zur Aufgabe nachzuweisen, wie sie mehr und mehr verweltlichten, indem schon die militärische Nothwendigkeit es mit sich brachte, die Leitung in einer kriegsgewandten Hand und nicht in der eines Priesters zu concentriren. Innocenz III. faßte sodann, als der sogenannte zweite, der dritte und vierte Kreuzzug resultatlos verliefen, wenigstens für den eigentlichen Zweck dieser Züge, die ganze

Angelegenheit in starker Hand zusammen, ohne jedoch bei seinem frühen Tode der Sache eine entscheidende Wendung geben zu können. Leider begnügt sich der Verfasser, wie es eben Neben mit sich bringen, welche das Maß der Zeit ins Auge zu fassen haben, mit einer sehr gedrängten Skizzirung der einzelnen Züge, so daß z. B. der merkantile Charakter des Krenzjuges K. Friedrichs II. nicht hervorgehoben ist.

Die zweite Rede bezieht sich auf die Darlegung der Idee, welche der Begründung des Karolingischen Kaiserthums zu Grunde lag. Der Verf. spricht sich dahin aus, daß die Idee eines imperium mundi seit Konstantin und Justinian mit Konstantinopel verbunden, bei der Schwäche des byzantinischen Kaiserthums unter Irene auf Karl übertragen wurde, es sich somit nicht um eine Wiederherstellung des weströmischen Kaiserthums, noch um eine renovatio imperii, sondern um eine Übertragung des ganzen bis dahin von den Griechen verwalteten imperium mundi gehandelt habe. „Den Zeitgenossen und dem ganzen Mittelalter war die Auffassung (daß es sich hier um eine Erneuerung des weströmischen Kaiserthums gehandelt habe) fremd.“ Hier kann ich dem Verfasser nicht vollkommen beipflichten. Daß das spätere Mittelalter die Sache als *translatio imperii a Graecis ad Francos*, als eine Art freiwilliger Übertragung des Kaiserthums durch die Päpste von den Griechen an die Franken auffaßte, ist sicher. In gleicher Weise wurde dann auch die Erneuerung des Kaiserthums in den Tagen Otto's I. als *translatio imperii a Francis ad Germanos* (wieder durch die Päpste) aufgefaßt. Man darf aber nicht vergessen, daß damit auch die Theorie verbunden wurde, die Päpste seien es gewesen, welche das siebenfache Churfürstencollegium begründet und somit der deutschen Nation das Recht gegeben hätten, ihren König und künftigen Kaiser zu wählen. Es war dieß eine Theorie, deren Anwendung z. B. im Zeitalter P. Johannes XXII. sehr eigenthümlich lautete. Denn haben die Päpste den Deutschen diese Rechte und Vorrechte gegeben, in der Hoffnung, dankbare Gemüther zu finden, so verstand es sich gleichsam von selbst, daß den Undankbaren die Wohlthat wieder entrissen und dankbareren (den Franzosen) übergeben werden konnte! Daß also das spätere Mittelalter in der Krönung Karls einen Act der *translatio* gewährte, beweist nichts für die Sache selbst und wäre nur dann richtig, wenn, wie man lange Zeit die

Sache auffaßte, P. Leo ohne Verabredung mit Karl und gleichsam von hohem Instincte ergriffen die schicksalvolle Krönung vollzogen hätte, während jetzt Jedermann weiß, daß die Sache auf Verabredung zwischen Kaiser und Papst beruhte! Daß eine *renovatio imperii* wirklich statt fand, kann, da Karl's Münzen sie anführen, nicht geläugnet werden und wird, wenn gleich in bedingtem Sinne auch von dem Verf. angenommen. Die Frage kann somit nur sein, dachte man sich das neue Kaiserthum als ein einziges römisches imperium oder als weströmisches? Die Anhänger der ersteren Meinung stützen sich darauf, daß das byzantinische Kaiserthum damals erledigt gewesen sei; somit also Karls Kaiserthum auch dadurch das eine und ungetrennte römische Kaiserthum repräsentirt habe. Bisher hat man jedoch keinen Beweis aufbringen können, daß Karl oder seine Nachfolger sich auch als die natürlichen Herren des römischen Theiles des römischen Erdkreises ansahen und als solche benahmen, wenn sie auch die Theorie vom imperium mundi auf sich anwandten. Auch ist nicht erst jetzt das Kaiserthum ein specifisch christlicher Begriff geworden; das war auch das byzantinische, in welchem alles als heilig gedacht wurde, was mit dem Kaiserthum in Verbindung trat oder stand. Wohl aber schloß sich die abendländische Kirche mit dem neuen Kaiserthum so enge zusammen, daß beide dem Wesen nach dieselben Tendenzen verfolgten und, wie erstere alle Völker unter einer Leitung zu vereinigen trachtete, so auch letzteres in ähnlicher Weise voranging. Ich hätte gewünscht, daß der Verfasser hiebei auf das Schreiben K. Ludwigs II. an den byzantinischen Kaiser (Kaiserthum und Papstthum S. 99) Rücksicht genommen hätte, in welchem die Theorie von dem Einen Kaiserthume abendländischer Seits auf das Entschiedenste verfochten wird. Allein diese wird doch erst in der zweiten Generation nach Karl d. G. aufgestellt! Es ist übrigens das hochherzigste Manifest des neuen Kaiserthums, das sich aber doch factisch nur in den Grenzen des weströmischen Reiches und „der zum Erbe der Römer berechtigten deutschen Völker“ hält und nie dazu kommt, seine Stellung zum byzantinischen dauernd zu regeln. Die Theorie von dem Einen imperium kann nie zur Praxis werden und bleibt deshalb auch nur Theorie.

Die letzte Rede gewährt einen recht interessanten Überblick über die Fehme, ihre Ausartung und ihren Verfall.

14. Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte. Herausgegeben auf Befehl und Kosten Seiner Majestät des Königs Maximilian II. (Quellen zur bayerischen und deutschen Geschichte. Herausgegeben auf Befehl und Kosten Seiner Majestät des Königs Maximilian.) 1856—1864, im Ganzen 9 Bde. (der dritte und neunte mit erster und zweiter Abtheilung.)

Wenn irgend ein Fürst durch Erziehung und eigene Überzeugung ein lebhaftes Gefühl für die Bedeutung der Wissenschaft besaß, sie liebte und ehrte, so war es der verstorbene König von Baiern, unter dessen Auspicien die nun zum Abschlusse gekommene Sammlung entstand, welche mit ihrem mannigfaltigen Inhalte vor uns liegt. Je reiner die Absichten des Monarchen waren, desto schwerer wird aber begreiflich auch die Aufgabe derjenigen, welche den ehrenvollen Auftrag erhielten sie in's Leben zu führen. In das Publicum nicht bloß Baierns sondern Deutschlands hat eine gewisse Verpflichtung, jetzt wo die Hand des Todes den Monarchen auf der Höhe seiner Wirksamkeit unerwartet berührte, zu fragen, in welcher Weise hat man dem ehrenvollen Vertrauen entsprochen, das der Monarch in die Männer seiner Wahl setzte? welchen wirklichen Gewinn hat die Wissenschaft von den großen Opfern gezogen, die der Monarch für sie brachte? in wie ferne ist das Programm erfüllt worden, welches mit dem ersten Bande veröffentlicht wurde? in wie ferne entsprach dieses selbst wissenschaftlichen Bedürfnissen? Indem wir uns der Beantwortung dieser Fragen in Betreff der Quellen und Erörterungen unterziehen, müssen wir vor Allem erklären, daß wir allen persönlichen Beziehungen in Betreff dieser Fragen völlig fremd bleiben. So lange Se. Majestät lebte, hielt ein ehrfurchtvolles Schweigen unsere Feder auch dann zurück, wo im Interesse der Wissenschaft offene Rede vielleicht am Platze gewesen wäre. Obwohl dasjenige, was wir selbst in schweren, und für die Wissenschaft ungünstigen Zeiten für bayerische Geschichte gethan, uns vielleicht ein unbedingtes Recht gewährt hätte, zu sprechen, hielten wir es für unsere Pflicht auch den Schein zu vermeiden, als fände irgend ein persönlicher Beweggrund in Betreff der wissenschaftlichen Kritik statt, die nur zu oft hätte eintreten sollen und, wenn wir nicht irren, von einem jüngeren Manne bereits unbarmherzig und ohne Billigkeit geübt worden ist.

Das Recht aber glaube ich hier zu haben offen auszusprechen, daß, wenn für bayerische (oder deutsche) Geschichte etwas Nachhaltiges geschehen sollte, die Sache anders angegriffen werden mußte, als auf demjenigen Wege, welcher ohne Berücksichtigung bestehender Verhältnisse und ohne einen eigentlichen wissenschaftlichen Plan eingeschlagen wurde. Seit den Tagen K. Ludwigs I. bestehen in den einzelnen Kreisen Baierns die historischen Vereine, zum Theile, wie in Bamberg und Baireuth selbst zwei in einem Kreise. Es steht Jedermann frei über ihre Wirksamkeit und Zweckmäßigkeit zu urtheilen wie er mag. Thatsache ist, daß, was der Oberbayerische Verein bei Gelegenheit seines Jubiläums durch seinen Präsidenten Grafen von Hundt und durch Dr. L. Rodinger (zur äußeren Geschichte von Kaiser Ludwigs oberbayerischem Land- und Stadtrecht 1863) publicirte, jedenfalls ein bedeutendes Leben nachweist. Der Bamberger Verein aber hat unter meinem Präsidium die Quellensammlung für fränkische Geschichte in 5 Bänden unternommen, welche, um das Mindeste zu sagen, einen nachhaltigen Impuls für die fränkische sowie für die bis dahin so stiefmütterlich behandelte Geschichte des XV. Jahrhunderts zumal gab. In ähnlicher Weise wirkten andere Vereine. War es nun den Männern, welche der verstorbene Monarch mit seinem Vertrauen beehrte, wirklich darum zu thun, geschichtliche Wissenschaft zu fördern und dieselbe in die verschiedenen Regionen des bayerischen Volkes zu tragen; war es ihnen nicht um ehrgeizige Nebenzwecke, um Ausschließung unliebsamer Persönlichkeiten, um Übung von Patrocinauzen u. dgl. zu thun, so waren die Elemente zu einer gedeihlichen Wirksamkeit vorhanden und der für alles Gute empfängliche Monarch durfte nur aufmerksam gemacht werden, wie die bisher zerstreute, nach keinem gemeinsamen Plane arbeitende Thätigkeit der verschiedenen Vereine *organisirt*, vereinigt, unter gemeinsamen Aufgaben zu einem gemeinsamen Zwecke gelenkt werden könne und müsse. Man hätte dadurch an die bestehenden Verhältnisse angeknüpft, denjenigen Vereinen, in welchen bereits Leben war, die Mittel zu größerer Thätigkeit gewähren, in anderen Wetteifer entzünden, eine gemeinsame Methode feststellen und zugleich in acht Kreisen eine gemeinsame Arbeit beginnen können. Die Männer wären vorhanden gewesen, wenn man sie nur nicht geradezu ignoriren wollte. Statt dessen behandelte man, was Sache freier Thätigkeit sein sollte, und nur so dem Endzwecke der

Wissenschaft und damit des Monarchen entsprechen konnte, bürokratisch exclusiv. Man abstrahirte vollständig von einer Cooperation der historischen Vereine und beeinflusste den Monarchen eine Commission von acht Personen zu ernennen, von welchen mindestens drei sich niemals mit bairischer Geschichte beschäftigen, mindestens vier andere sich niemals mit deutscher Geschichte abgegeben hatten. Die Commission, welche zum Theile aus Preußen, zum Theile aus Baiern zusammengesetzt war und sich unter dem Präsidium des Reichsarchivdirectors Rudhart constituirte, der selbst die bairische Geschichte nicht über das Jahr 788 hinausgeführt hatte, zwanzig Jahre die Schwelle der karolingischen Zeit nicht zu überschreiten wagte, ging auch in anderen Dingen ihren eigenen Weg. Statt sich mit Männern zu berathen, welche in der bairischen Geschichte gearbeitet hatten und mit den Resultaten ihrer Forschungen unmittelbar hätten eintreten können, schloß man sich einerseits in Selbstgenügsamkeit ab; es werde zwar, hieß es im Programme, die Hilfe erprobter sachkundiger Mitarbeiter in Anspruch genommen werden. Man hat sich jedoch nicht die Mühe gegeben, auch nur das Programm getreu in Ausführung zu bringen. Andererseits zeigte sich wieder das Gegentheil von demjenigen, was man sonst zu thun pflegt. Forscher von Beruf, wie Pöhlmer u. a. geben Quellen erst dann heraus, wenn sie solche aufgefunden und zum Drucke vorbereitet haben; bei ihnen geht die jahrelange Mühe der Forschung voraus und folgen dann die glücklichen Resultate ihr nach. Die Commission befand sich den noch nicht gehobenen Schätzen des k. b. Reichsarchives gegenüber; die unbekanntem Maße genügte ihr nicht. Sie erklärte, es sich angelegen sein zu lassen, die in sämmtlichen Archiven und Bibliotheken des Staates verwahrten Quellschriften in einer Reihe von Bänden den Forschern und Freunden der Geschichte vorzulegen! Wer selbst Vorstand eines bedeutenden Archives in Baiern war, und weiß, welche Schätze z. B. nur in Bamberg verborgen sind, traut seinen Augen nicht, wenn sie dieser hochtönenden Phrase begegnen.

Nach welchem Plane sollte denn dieser ungeheure Stoff bewältigt, ein- und mitgetheilt werden? Da hieß es: „Jedermann begreift, daß bei der großen Reichhaltigkeit des zur Verfügung stehenden Stoffes es nicht möglich sei, jetzt schon alle jene Quellen näher zu bezeichnen?“ (Vorwort Seite VII.) Aber Niemand begriff andererseits,

warum im Angesichte so großer Schätze mit den Schenkungsbriefen des Klosters St. Emmeran begonnen, mit denen der Propstei Berchtesgaden fortgeföhren werden sollte; warum, damit ja alles sich ausnehme wie wenn Kraut und Rüben untereinander geworfen werden, die *annales Schefflarienses* aus dem XIII. Jahrhunderte nachfolgen sollten, dann ein Kirchengebet für das Wohl des Kaisers und des Reiches aus dem Anfange des IX. Jahrhunderts, dann die zum Theile längst bekannten Akten des Erfurter und Dingolfinger Concils von 932, hierauf wieder aus dem XIII. Jahrhunderte die Pfründeordnung des Klosters Geisenfeld, endlich historische Notizen aus einem Rechnungsbuch des Klosters Albersbach den ersten Band schließen sollten. Wir sagen nichts von dem Wirrwar dieser Anordnung, nichts von der Enttäuschung des Lesers über die Geringsfügigkeit des Ganzen im Angesichte so großer angeklindigter Schätze. Planlos ist uns nicht bald ein Unternehmen vorgekommen; nicht leicht etwas unwissenschaftlicher als dieser Durcheinander heterogener Dinge, Akten und Annalen, Rechnungsbücher und Concilien, St. Emmeran, Berchtesgaden und Geisenfeld! Diese „Traditionen“ konnte man getrost den historischen Vereinen von Regensburg, Ober- und Niederbaiern zum Drucke überlassen.

Wie wir vorher bemerkten, es fehlte an der gehörigen Leitung. Man mußte sich mit den historischen Vereinen benehmen und ihnen sagen, was man ihnen für ihre Zwecke überlassen wolle, was man für sich im leitenden Centrum vorbehalte. Von all dem geschah nichts. Wir müssen selbst, weil wir einmal bei diesem Gegenstande verweilen, noch etwas erwähnen. Baiern besitzt eine so große Menge von Historiographen der älteren Zeit, daß eine Geschichte der Historiographie vor Aventin geschrieben werden könnte. Warum hat man nicht mit der Bekanntmachung der wichtigsten unter diesen begonnen? Doch nicht, weil man sich überzeugt hätte, daß Freimuth und Unbefangenheit im XV. Jahrhunderte größer waren als im XIX.? Man durfte sich hiebei fast nur an die Aufzeichnungen des älteren Freiherrn von Aretin halten und hatte dann einen bereits gebahnten Weg vor sich. Man konnte sich und andere überzeugen, mit welcher Liebe in alten Tagen die Baiern an ihrer Geschichte gehangen, welches offenes Urtheil ihre Fürsten ertrugen. Man hätte damit auch die beste Grundlage zu einer planvollen Behandlung der bairischen Gesamtgeschichte er-

halten. An diese Ausarbeitungen der Gesamtgeschichte hätten sich die kleineren Annalen naturgemäß angeschlossen. Eine eigene Serie hätten die unvermeidlichen Schenkungsbriefe, eine andere die eigentlichen Rechtsquellen mit den Salbüchern 2c. geboten. Das Ganze hätte sich gegliedert und keine unförmliche Masse geboten, welche an die Operation des Matrazenstopfens unwillkürlich erinnert. Auch hievon scheint keine Rede, nicht eine entfernte Ahnung geherrscht zu haben, obwohl man zuletzt nur den Plan der Wiener Akademie zu copiren brauchte! Allein das ist nun einmal das Loos bureaukratisch zusammengesetzter Commissionen; sie tragen an allen Enden und Ecken den Stempel desjenigen, welchem sie zur Leitung übergeben wurden. Ist dieß ein fähiger Kopf, so werden sie gut geleitet werden; ist er unfähig, exclusiv, willkürlich, so wird die beste Sache, die in seine Hände niedergelegt wird, um so sicherer zu Grunde gerichtet, als bei ihm auch noch das Ansehen jener Stellung mitwirkt, die er einnimmt und die stark genug ist, die Majorität in der Commission zu gewinnen. Nun lautete ferner das Programm der Commission dahin: „Keine Quellenchrift, von welcher Art sie immer sein mag, wird ohne entsprechende Erläuterung hinaus (heraus) gegeben, diese jedoch zumeist nach dem Bedürfnisse derer berechnet sein, welche erst zu dem Quellenstudium hinzutreten!! Sie soll ihnen die Arbeit nicht bloß erleichtern, sondern sie auch zu derselben ermuntern. Es läßt sich kaum in Abrede stellen, daß die nackten Texte der Quellenchriften, wie sie gewöhnlich bekannt gemacht werden, mehr geeignet sind, vor ihrem Studium zurückzuschrecken, als dazu einzuladen.“ Hiertüber ließe sich vieles sagen. Gerade in Baiern sind gewöhnlich nicht die nackten Texte bekannt gemacht worden, wie eben die Quellensammlung für fränkische Geschichte, deren aber nicht mit einer Sylbe erwähnt wurde, hinlänglich Zeugniß gibt. Dann ist es lächerlich, eine Quellensammlung, welche alle archivalischen und bibliothekarischen Schätze Baierns in Anspruch nahm, für Anfänger und nicht für Gelehrte von Fach einrichten zu wollen, die sich vor Allem nach Resultaten sehnen und nicht Zeit haben, die traditiones aller bayerischen Klöster zu durchjagen. Aber lassen wir das Programm bei seinem Werthe und sehen wir, in welcher Art es in Ausführung gebracht wurde. Offenbar muß der Forscher bei Traditionsur-

kunden, welche in monotoner Einförmigkeit stets denselben Inhalt haben, soviel man ihrer auch entdecken mag, auf dasjenige aufmerksam gemacht werden, was sich vom Gewöhnlichen unterscheidet. Sollten daher diese Quellen einen Gewinn ergeben, so mußten auch wirkliche Erörterungen beigegeben werden. Dieser Aufgabe ist der Herausgeber bei Gelegenheit der Traditionen von St. Emmeran und Obermünster, durch Noten meist geographischen Inhalts nachgekommen; einer Zusammenstellung aber, die dem Leser den historischen Gewinn dieser Publicationen übersichtlich vorgelegt hätte, entschlug man sich schon im ersten Bande. Noch drückender war dieses bei Gelegenheit der Schäftlarischen Annalen, die namentlich für die Zeit Ludwigs II. von Bedeutung, ohne Rücksicht auf gleichzeitige Berichte mitgetheilt werden. Wie interessant wäre es nicht gewesen, wenn bei dieser Gelegenheit die Frage erörtert worden wäre, ob die zahlreichen annalistischen Aufzeichnungen bayerischer Klöster aus späteren Jahrhunderten nicht auf älteren resp. gleichzeitigen Annalen beruhen; eine Untersuchung, welche sich vor Allem für einen Reichsarchivdirector geziemt hätte! In Betreff des Kirchengebetes, welches angeblich in das J. 817 fällt, war zu bemerken, daß es damals kein regnum Francorum mehr gab, sondern seit 800 ein imperium, somit die Datirung einen auffallenden Irrthum an der Spitze trägt. Ward aber das Versprechen des Programms im ersten Bande ungenügend gelöst, so ward es bei den darauffolgenden Bänden, was doch wirklich in keiner Art und Weise zu billigen war, gar nicht gehalten. Der zweite Band, welcher des Mathias von Kemnat Chronik des Pfälzer Churfürsten Friedrichs I. enthält, gibt diese nude et crude; ebenso Eckhart Arzts Chronik von Weissenburg. (Von den erst 1863 dazu gekommenen Regesten zur Geschichte Friedrichs I. von Dr. Menzel werden wir später reden. Sie sind eine spätere Zugabe, welche die offene Verletzung des Programms verdecken sollte). Der dritte Band; Michel Behaims Reichchronik und Eckhart Arzt vom Weissenburger Krieg, enthält nicht eine Zeile Bemerkung, Erörterung, Vorwort, Nachwort oder Note! Erst 1863 erschien ein Heft Lesearten, Verbesserungen und Index. So geht es fort! Wir fragen, ist dieses recht und durfte man so mit den wohlwollenden Intentionen eines Monarchen, dem man zu hohem Danke verpflichtet ist, umspringen? (Schluß folgt.)

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von E. Höfler.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins
für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

9.

An unsere Leser.

Wir unterbrechen die in der letzten Nummer unvollendete Anzeige, um unsern Lesern mitzutheilen, daß zwei neue Vereinschriften eben die Presse verlassen haben. Die erste ist die von Hrn. Dr. **Josef Virgil Grohmann** unter dem Titel: **Uberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren** veranstaltete Sammlung deutscher und slavischer Sagen und Sitten. Es ist wohl die vollständigste Sammlung von Gebräuchen zweier Völker, welche bisher erschienen ist, und zu dem Ende veranstaltet, durch dasjenige, was beiden gemeinsam ist, wie durch den Gegensatz beider ebenso das Alterthum wie die Gegenwart zu erklären. Es versteht sich von selbst, daß, wie bei allen bisherigen Publicationen, so auch hier in Betreff der Sammlung wie der Erklärungsweise der Verein dem kenntnißreichen Verfasser die vollste wissenschaftliche Freiheit bereitwilligst zugestand, und sich nur vorbehielt, ein Werk in das Dasein zu rufen, welches seinem Inhalte nach in den verschiedensten Kreisen Anklang finden dürfte, und dessen Werth an Nichts verliert, wenn dasselbe veranlassen sollte, daß, was etwa den großen Mühen des Verfassers entgangen wäre, nachträglich durch freundliche Ergänzung hinzugesügt würde. Das zweite Werk ist: **Die Kaiserburg zu Eger und die an dieses Bauwerk sich anschließenden Denkmale**. Aufgenommen und beschrieben von **Bernhard Grueber**. Mit 19 lithographirten Abbildungen. Wenn irgend Jemand berufen war, über die Egerer Bauwerke sich zu verbreiten, so war es der schon durch seine Charakteristik der Baudenkmale Böhmens als Archäolog wohlbekannte Verfasser, der mit der gelehrten Bildung die Technik, diesen unentbehrlichen Schlüssel zur richtigen Würdigung von Baudenkmalen, in so hohem Grade verbindet. Der Verein zögerte denn auch nicht die sehr beträchtlichen Kosten dieses Werkes zu decken, um sein Erscheinen in unserm engeren Vaterlande möglich zu machen und glaubt auch hiemit einen nicht unerwünschten Beweis der Thätigkeit seiner Mitglieder und der richtigen Verwendung der Vereinsmittel geliefert zu haben. Von einer dritten Publication wird in unserer nächsten Nummer die Rede sein.

Prag, 24. Nov. 1864.

Die Redaction.

D. Deutsche Geschichte.

15. Städtebuch des Landes Posen. Von Heinrich Wuttke. Leipzig. Auf Kosten des Verfassers. In Commission bei Hermann und Fries. 1864. 472 S. 4.

Das vorliegende Werk, welches wir unbedingt als eine der gründlichsten und lehrreichsten Publicationen der neueren Zeit mit hoher Freude begrüßen, zerfällt in einen Codex diplomaticus, Urkunden von 1065—1775 enthaltend, und dann in eine Geschichte der Städte im Lande Posen. Letztere umfaßt die heidnische Zeit bis in die zweite Hälfte des X. Jahrhunderts, das allmälige Hervortreten deutscher Städte, die Ausbreitung des deutschen Städtewesens von der Mitte des XIII Jahrhunderts bis in die letzten Jahrzehnte des XIV, den Stillstand und allmäligen Rückgang des deutschen Städtewesens unter den Targellonen bis

zum Eindringen der Kirchereformation, das Verkommen der Städte, endlich die Theilung Polens bis zu den sehr ausführlich und lehrreich erzählten Bewegungen unserer Tage.

Geschichtliche Nachrichten von den einzelnen Städten alphabetisch geordnet schließen das Ganze in höchst willkommener Weise ab. Das Werk selbst muß, was Quellenliteratur, erschöpfende Behandlung des Stoffes, saubere gründliche Ausarbeitung des Einzelnen betrifft, als musterhaft bezeichnet, ich möchte geradezu sagen, als ein Kunstwerk in seiner Art betrachtet werden. Die schöne Ausstattung dient noch dazu diesen Ausspruch zu bestätigen. Es ist damit ein tiefer und gewaltiger Einschnitt in den Urwald slavischer Geschichte geschehen und ein reiches Gebiet gewonnen worden, so daß das Werk namentlich jüngeren Männern zur Grundlage und zum Ausgangspunkte ihrer Studien über slavische Geschichte dringend zu empfehlen

ist, während ältere und mit diesen Studien mehr vertraute sich an der Rundung des Ganzen, an dem reichen Inhalte erfreuen, und mit Vergnügen sehen werden, wie durch den Bienenfleiß des Verfassers Leben und Zusammenhang in das Einzelne gelangt. Ja, hoffen wir, daß das Beispiel des Verfassers zünde und für Böhmen ein ähnliches Werk entstehe, welches von dem unsäglichen Fleiße unserer Vorfahren eben so Kunde gebe, wie dieses. Der Weg ist gebahnt; die Ähnlichkeit altpolnischer und altezedischer Verhältnisse, der Einwanderung und Ansiedelung in Polen und Böhmen so groß, daß für Böhmen selbst die Arbeit auf die Hälfte reducirt ist, indem überall die festen Anhaltspunkte schon gegeben sind. Die Ärndte ist groß, wenn es nur an Schnittern nicht fehlt. Ein allgemeiner Drang zur Auswanderung, wie jetzt nach dem Westen über den Ocean, so nach dem Osten hatte Jahrhunderte lang die deutschen Völker erfaßt. Voran gingen die Geistlichen, namentlich die Klostergründungen und unter diesen besonders Cistercienser (wie in Böhmen). Hierauf wurden deutsche Dörfer begründet, dann deutsche Städte, endlich nahmen auch slawische Bevölkerungen deutsches Recht als ihr Ortsrecht an, jedoch erst in später Zeit, nachdem in Polen die Vorstellung gangbar geworden war, daß deutsches Recht so viel bedeute als Städteverfassung. Es wiederholte sich jetzt im Osten von Europa, was Jahrhunderte früher im Westen, im fränkischen Reiche stattgefunden hatte, wo im VI. und VII. Jahrhunderte im Rhone- und Saonethale 80 Klöster, von den Pyrenäen zur Loire 94, von der Loire zu den Vogesen 54, vom Gebirge der Alpen bis zum Rheinthale 10 gestiftet wurden. Die priesterliche Colonisation ging voraus, die weltliche (Dörferansiedelung) folgte nach. Der Verfasser erörtert nun in sehr lehrreicher Weise die Gründe dieser zahlreichen Auswanderungen nach dem Osten und kommt hiebei zu Resultaten, die mit denen übereinstimmen, welche ich vor nicht zu langer Zeit in einem hier sehr angefeindeten, aber nicht widerlegten Buche aussprach. Während Lesewel in sehr kühner aber nicht historischer Weise den Satz aussprach, daß der Abschaum der Deutschen nach Polen gekommen sei, um sich niederzulassen und sein Glück zu machen, weist der Verfasser nach, daß es der Mittelstand (der kleinere und mittlere Mann) war, welcher zu Hause um seine Freiheit bedroht, um nicht in Dienstverhältnisse sich begeben zu müssen, auswanderte, keine bloßen Abenteuerer,

sondern Männer vom Kerne des Volkes, und die um die Freiheit zu erhalten ausziehend, am wenigsten gewillt waren, instrumenta servitutis zu werden. Wie in Böhmen war auch in Polen Grundbedingung ihrer Ansiedlung die Erlangung einer Ausnahmstellung. Wie jene nicht Czechen werden wollten, wollten diese nicht Polen werden; da und dort wollten sie Deutsche bleiben und der böhmische wie der polnische Herrscher, welcher sie berief, mußte ihnen ihr Deutschthum garantiren. Man kann in unseren Tagen nicht genug auf diese Rechtsverhältnisse hinweisen, so unangenehm es auch denjenigen sein mag, welche absolut die Weltenuhr auf das XV. Jahrhundert zurückrüden wollen, was noch mehr ist als Josua that, der doch nur einige Stunden die Sonne stille stehen ließ, um dem auserwählten Volke den Sieg über die gottverfluchten Kanaaniter zu verschaffen! Der Verfasser geht nun nicht bloß in die Begründung der deutschen Niederlassungen im Allgemeinen ein, sondern schildert auch die schweren Kämpfe, welche darüber entstanden und die Scheidung, die unter den Städten selbst eintrat, den Unterschied zwischen Stadt und Burg. Unter letzterer verstand man im XIV. und XV. Jahrhunderte eine Stadt polnischen Rechtes, d. h. eine größere Menschenansammlung ohne Gemeinderecht und Freiheit. Es ist hiebei von Interesse zu erfahren, daß bei deutschen Städteanlagen der Markt nicht einen Kreis (Ring), sondern ein Viereck bildete, in dessen Mitte an einer Seite das Rathhaus errichtet wurde.

Derjenige Raum, welcher uns zugemessen ist, erlaubt uns leider nicht, auch nur dem Buche in seinem Entwicklungsgange zu folgen, geschweige auf das Einzelne aufmerksam zu machen. Die Absicht dieser Zeilen ist ja auch nur die Bedeutung des Werkes hervorzuheben und unsere Leser zum eifrigen Studium desselben anzuregen. Höchst interessant führt der Verfasser an, wie der allgemeine Wendepunkt in der Slawenwelt, die Mitte des XV. Jahrhunderts, auch in Polen nachtheilig auf den Fortgang der deutschen Ansiedelungen einwirkte. Während nun in Schlesien durch den Einfluß der Städte auch das Loos des Bauernstandes sich besserte, verschlimmerte sich an der Warthe eher das Loos desselben.

Die Städte, welche unter Grundherren standen, und anfänglich das deutsche Recht erhalten hatten, waren die ersten, welche desselben ver-

Instig gingen. K. Casimir verfügte sodann 1347, daß sich solche Städte des deutschen Rechtes nicht mehr bedienen dürften. 1356 oder 1365 erfolgte das Verbot der Rechtseinholung von Magdeburg. Seitdem geht es rückwärts. Schon 1386 ist die slavische Adels Herrschaft entschieden. Damals erklärte der König, daß alle geistlichen und weltlichen Ämter und Würden nur dem eingebornen Adel zukommen sollten. Kein deutsches Land kennt eine derartige Bestimmung. Man mußte sich gefaßt machen, daß auch in anderen slavischen Ländern der Adel gleich exorbitante Forderungen stellen und erlangen würde; wir wissen, was kurz darauf in Böhmen geschah, wo der Adel den König beherrschte, und mittelst desselben erst die Deutschen vertrieb, denn die Kirche säcularisirte. Was aber in Polen das Städtewesen zu Grunden richtete, war, daß nun die Herren eine Anzahl von Städten gründeten, um recht viele zahlende Bürger zu haben. Die Deutschen polonisirten sich, sie nahmen die polnische Wirthschaft, welche sie ringsum sahen, zuletzt selbst an. „Sobald überhaupt das Gefühl für Freiheit und Recht, welches die deutschen Ansiedler mitgebracht hatten, in ihren Nachkommen gesunken war, mußte auch das Städtelieben verkommen. Nirgends gewahren wir sie mit festerem Willen, mit starkem Arme eingreifen.“

(Schluß folgt.)

D. Czechische Literatur.

Safařík's kleinere historische Aufsätze:

Gegen Parrot. — Die Boiker. — Vlneta. — Ethnographisch-Onomastisches.

Safařík's Werke erscheinen — wie wir schon im 1. Hefte des II. Jahrganges dieser Zeitschrift mitgetheilt haben — bei Fr. Tempshy unter dem Titel: „S's Gesammelte Schriften“ in einer neuen, von A. Jireček besorgten Ausgabe. Die ersten 20 Lieferungen, umfassend die „Slawischen Alterthümer“ nebst neu angefertigten Orts-, Personen- und Sachregistern, sind bereits seit mehreren Monaten in den Händen des Publikums; die neue, vor uns liegende, 21. Lieferung bringt vier kürzere historische Arbeiten, welche — gleich dem eben berührten Hauptwerke — die Vorliebe dieses Gelehrten für die Primordien der slawischen Geschichte bezeugen. In der ersten Abhandlung: „Ideen über das Alter der Slawen in Europa“ stellt er sich die Auf-

gabe, gegen Parrot, Benelin, Liebusch, Halling und Andere nachzuweisen, daß die Slawen weder aus einer Mischung anderer Racen hervorgegangen, noch auch angeblich erst seit dem 5. Jahrhundert nach Ch. G. in Europa einheimisch seien. Ein Mischvolk sind sie nicht, weil ja dann auch ihre Sprache ein Mischling sein müßte, da sie doch durch den ausgeprägten Charakter der Ursprünglichkeit Selbständigkeit und organischer Einheitlichkeit hervorsteicht. Europa beherbergt die Slawen auch nicht erst seit dem 5. Jahrhundert nach Ch. G.; denn Jornandes, Prokopius, Agathias, Menander, Johann von Bicklaro, Kaiser Mauritius, Theophylaktus und mehrere andere Chronisten des 6. Jahrhunderts, welche die ältesten Nachrichten über die slawischen Stämme liefern, lassen nirgends auch nur die leiseste Andeutung fallen, daß die Slawen erst um jene Zeit aus Asien nach Europa übersiedelt seien, und behandeln sie an keiner einzigen Stelle als Ankömmlinge, sondern sprechen von ihnen durchgehend wie von einer alten, allgemein bekannten Völkerschaft, während sie bei keinem, damals wirklich erst zugewanderten Volk verabsäumen, seine neuliche Einwanderung hervorzuheben und zugleich seines Ursprungs, seiner früheren Wohnsitze, der Richtungen seiner Wanderzüge u. s. w. zu gedenken. Jene asiatischen Völkerschaften, die vom 4. bis zum 12. Jahrhundert auf der Bühne des europäischen Lebens erschienen sind, als: die Hunnen, Sabiren, Avaren, Bulgaren, Kozaren, Magyaren, Petschenzen, Kumanen u. s. w. zählen sämtlich zum finisch-tatarischen Stamme und bilden sowohl durch diese ihre Abkunft als auch durch ihr späteres Auftreten einen Gegensatz zu den, der indo-europäischen Sprachfamilie angehörigen und viel älteren Thrakern, Sclaven, Latavern, Kelten, Germanen, Lithauern und — Slawen. Haben nun auch diese letzteren, gleich allen übrigen indo-europäischen Stammgenossen, ihre Wiege in Asien, so muß doch ihre erste Ankunft und Verbreitung in Europa unter dem nächtigen Dunkel einer jenseits alles Menschengedenkens gelegenen Vorzeit erfolgt sein. Daß die Slawen in einem vorgeschichtlichen Alter in Europa ihre Heimat aufgeschlagen, dafür sprechen auch die vielen gemeinsamen Elemente, welche sich in der ältesten Sprache, den ältesten Sitten, Gewohnheiten, Religionsfor-

men und Rechtsanschauungen der Thraker, Kelten, Germanen, Pittbauer und — Slawen vorfinden: Elemente, deren Gemeinsamkeit lediglich durch einen, schon in der grauesten Vorzeit zwischen allen diesen Stammesgenossen bestandenen Wechselverkehr erklärt werden kann. Dies ungefähr wäre der Weg, den S a f a r i t eingeschlagen, um seine Ideen von dem Alter der Slawen in Europa zu entwickeln und zu rechtfertigen.

Die zweite Abhandlung: „Über das Land der Boiker“ ventilirt eine historische Frage, die ganz geeignet ist, besonders in Böhmen ein lebhafteres Interesse zu erregen. Der griechische Kaiser C o n s t a n t i n P o r p h y r o g e n n e t a ¹⁾ kommt in seiner, für die slawische Welt hochwichtigen Schrift: „Von der Staatsverwaltung“ unter andern auch auf die Wanderzüge der ch o r w a t i s c h e n und s e r b i s c h e n Slawen zu sprechen, wobei er bemerkt: die Serben stammten aus einer im Norden, nächst Franken und Groß- oder Weißchortatien gelegenen Gegend, Namens „Boiki“ (Bóiki), und seien von hier südwärts nach I l l y r i k u m ²⁾ ausgewandert. — Die Ähnlichkeit der Namen Boiker und Bojer fiel auf, besonders den böhmischen Historiographen, und führte viele der letzteren zu

der Annahme, die ältesten bekannten Bewohner Böhmens, die Bojer, seien nichts weiter als die slawischen Boiker des C o n s t a n t i n P o r p h y r o g e n n e t a. Die Anhänger dieser Hypothese machten daher Böhmen, auf welches auch das Merkmal der fränkischen Nachbarschaft zu passen schien, zum Stammlande der Serben und ließen diese von hier aus nach ihrer späteren illyrischen Heimat im Süden der Donau auswandern. So that z. B. selbst der sonst so nüchterne und vorsichtig abwägende Fr. Martin Pelzel in seiner „N o w á K r o n y k a c z e s k á“ (Prag 1791. 8^o I. Theil, S. 84 — 87). Nach dieser Hypothese wäre Groß- oder Weißchortatien, als Grenzland der Boiker, etwa in der Lausitz und in Mähren zu suchen; die Väter jener Chortaten, welche fast gleichzeitig mit den Serben ihre nordischen Stammsitze mit den Süddonau = Gegenden vertauschten (634—636 nach Ch. G.), hätten also ihre Heerden auf den Tristen der Lausitz und den Grasebenen Mährens geweidet! — Sind denn aber die Boiker wirklich Eins mit den Bojern? und die aus dieser Voraussetzung abgeleiteten Folgerungen stichhaltig? S a f a r i t antwortet auf diese Fragen mit einem entschiedenen Nein! In der oben citirten Schrift des

1) Constantinus VI., mit dem Beinamen Porphyrogenitus, saß von 911—959 auf dem Throne des byzantinischen Reiches. So schwach und bedeutungslos er auch als Regent war, so hat er doch durch seinen Eifer für die Hebung des gesunkenen wissenschaftlichen Lebens sich ausgezeichnet, und nicht bloß die Bestrebungen anderer Schriftsteller nachdrücklich unterstützt, sondern auch durch seine eigene Feder zur Bereicherung der byzantinischen Literatur beigetragen. Wir besitzen von ihm folgende Schriften: 1. Eine Biographie seines Großvaters, des Kaisers Basilius. — 2. Unter dem Titel: „Über die Staatsverwaltung“ ein für seinen Sohn Romanus bestimmtes Handbuch der Politik mit vielen interessanten Nachrichten über die verschiedenen Völkerschaften des Ostens und Nordens, mit welchen das byzantinische Reich damals in einer meist feindlichen Berührung stand. — 3. Zwei Bücher über: „das Ceremoniell des byzantinischen Hofes.“ Diese Schrift ist nach seinem Tode vielfach interpolirt worden. — 4. Eine am Schluß defekte Abhandlung: „Über die Thematata“ d. h. über die Dislocation der einzelnen Heeresabtheilungen (θέματα) in den verschiedenen Provinzen des byzantinischen Reiches. — 5. Eine Schrift: „Über Land- und Seetreffen,“ taktischen Inhalts. — 6. Eine Monographie über jenes Bildniß Christi, welches dieser letztere an Angarus, König von Edessa, geschickt haben soll (gewöhnlich das Edessenische Bildniß genannt).

Diese literarische Hinterlassenschaft findet sich theils in den von (dem älteren) Meursius herausgegebenen „Opera Constantini“ (Leyden 1617), theils in dem zu Paris, Venedig und Bonn erschienenen „Corpus Scriptor. histor. Byzant.“, theils in dem „Fasciculus Originum et Antiquitatum Constantinopol.“, welche Combesius zu Paris im J. 1664 veröffentlicht hat. — Näheres sieh in: Fabricii Bibl. Gr. Tom. VIII. p. 1. sqq. — Über den Namen „Porphyrogenitus“ oder „Porphyrogenneta“ sei hier gelegentlich bemerkt, daß er so viel besagt als: der im Purpur d. h. während der aktiven Herrschaft seines Vaters Geborene.

2) Illirikum hat nichts mit dem heutigen Illyrien zu schaffen, sondern ist im antiken Sinne zu nehmen als jenes Küstenland des adriatischen Meeres, welches von Istrien bis an den Fluß Drilon (jetzt Drino nero), dann landeinwärts bis in die Nähe des Savus (jetzt Saur) und des Drinos (jetzt Drino bianco) reichte.

Ann. d. Ref.

Ann. d. Ref.

Constantin Porphyrogenneta erscheinen nämlich die Boiker als eine geschichtlich = neue Völkerschaft, für welche die Griechen nicht einmal noch einen Namen hatten, weshalb ihr Constantin Porphyrogenneta, wie er ausdrücklich hervorhebt, den in ihrer Heimat und in deren Nachbarschaft üblichen, slawischen Namen „Boiki“ beilegt. Die keltischen Bojer dagegen waren bereits seit Jahrhunderten den Griechen und Römern bekannt, können also mit den erst jetzt aufgetauchten, und den Griechen bisher nicht einmal dem Namen nach bekannten Boikern weder thatsächlich noch auch in den Augen des Constantin Porphyrogenneta identisch gewesen sein. Die Boiker lassen sich somit nicht nach Böhmen hineininterpretiren: um so weniger als Böhmen bei den dortigen Slawen niemals Boiki oder Boikerland geheißen hat. Sasařik verlegt vielmehr die Boiker in das östliche Galizien, wo noch heutzutage ein Zweig der Russinen, genannt „Bojki“ oder „Bojoki“, längs des Dniesters seit Altersher siedelt; Groß- oder Weißchorwathien läßt er etwas weiter gegen Osten in dem heutigen Rothrußland gelegen sein. Diese Ansicht unterstützt er mit einer Reihe plausibler Gründe, von denen wir die drei, unserem Bedünken nach wichtigsten hier kurz berühren wollen. Constantin Porphyrogenneta macht gelegentlich die Bemerkung: zu seiner Zeit seien die Boikerlandschaft und Weißchorwathien noch nicht dem Christenthum gewonnen gewesen. Dies paßt nun nimmermehr auf das slawische Böhmen, welches im 10. Jahrhundert schon ein Märtyrerpaař Ludmilla und Wenzel, aufzuweisen hatte, wohl aber auf die damals noch heidnischen Slawenlande ostwärts von Böhmen und Mähren. — Als zweiter Hauptgrund erscheint die wahrhaft überraschende Verwandtschaft des Dialekts der illyrischen Slawen mit dem Russinischen und Weißrussischen, während die Verwandtschaft mit dem Altcechischen bei weitem loser ist. — Endlich sagt Laonikos Chalkondylas (um 1470 nach Ch. G.) ausdrücklich: die Tri-

baler (d. h. die illyrischen Serben) seien laut älterer Zeugnisse aus dem jenseits der Donau gelegenen Chorwathien, aus den Gegenden der am nördlichen Meer (d. i. Ostsee) wohnenden Preussen, und das Sarmathien, welches auch Russien heiße, nach Illyrien eingewandert. — Gegen Sasařik scheint nur die Nachbarschaft des Franken- und Boikerlandes zu sprechen; aber diese erklärt er für einen Irrthum des Constantin Porphyrogenneta, der von jenen nordischen Völkern und ihren geographischen Verhältnissen nur dunkle, vage und vielfach unrichtige Vorstellungen hatte.

Die dritte Abhandlung gilt der Stadt Bineta (dem heutigen Wolin auf der gleichnamigen Insel), jenem einst berühmten Centralstige des slawischen Handels an der baltischen Küste. Ihre reichste Blüte entfaltete die Bineta im 10. Jahrhundert. Wie weit damals ihre Handelsbeziehungen reichten, davon zeugen die vielen altarabischen Münzen und Schmucksachen, die man in Wolin und dessen Weichbild seit dem 17. Jahrhundert bis heute ausgegraben.³⁾ Jene Münzen rühren aus dem 8., 9. und 10. Jahrhundert her, d. i. aus dem Zeitalter der Abassiden (in Bagdad) und der Samaniden (in Samarkand). Das 11. Jahrhundert bezeichnet für Bineta's Glück und Macht einen Wendepunkt: es begannen die bösen Tage der dänischen Invasionen und Verheerungen. Die erste erfolgte von Seite des Dänenköniges Magnus i. J. 1043. Bineta's Handel, Reichthum und Bedeutung erlitten dadurch einen um so empfindlicheren Stoß als gleichzeitig auch im fernem Osten das Khalifat von Bagdad zerfiel. Die chronologische Reihe der in Wolin aufgefundenen arabischen Münzen geht daher auch nicht über die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts hinaus. Indes erholte sich Bineta im Laufe zweier Decennien wieder und brachte es zu einer schönen Nachblüte; denn Adam von Bremen erzählt (als Zeitgenosse, da er 1072—1076 schrieb) wörtlich von ihr: „Sie ist die größte aller europäischen“⁴⁾ Städte, bewohnt von Slawen und daneben von andern Natio-

3) Die wichtigsten und ergiebigsten Funde von arabischen Münzen und kostbaren Luxusgegenständen fallen in die Jahre 1654—1670—1699—1740—1755—1795—1805—1823—1824. Näheres findet der geneigte Leser in: Leopold von Ledebur. Über die in den baltischen Ländern in der Erde gefundenen Zeugnisse eines Handels-Verkehrs mit dem Orient. Berlin, 1840. — 8.

4) Damit sagt Adam von Bremen wohl etwas zu viel: für ihn, d. h. für seinen geo- und topographischen Horizont mochte Bineta allerdings die größte Stadt gewesen sein, aber

nalitäten theils griechischer, theils barbarischer Zunge; denn auch die Sachsen haben die Erlaubniß erhalten, sich dort niederzulassen, nur dürfen sie, so lange sie dort weilen, das Christenthum nicht zur Schau tragen, da die Einheimischen noch in den Irthümern des Heidenthums befangen sind; doch dieses abgerechnet, kann es kein milderes, gastlicheres und freundlicheres Volk geben als das dortige. Reich an Handelsgütern aller nördlichen Nationen, vereinigt diese Stadt in sich alles Angenehme und Seltene.“ (Buch II., Capit. 12). — Allein dieser Nachblüthe war nur kurze Dauer beschieden; schon im J. 1095 und 1116 wiederholten sich die Einfälle der Dänen, und schlugen dem Verkehre Vineta's die tiefsten Wunden. Als der Bischof Otto von Bamberg im J. 1124 nach dieser Stadt gekommen war, um dort das Evangelium zu predigen, fand er sie bereits ziemlich gesunken und von Stetin überholt. Am furchtbarsten litt aber Vineta durch den vierten und letzten Angriff der Dänen unter König Waldemar im J. 1172; der ohnehin schon geringer Überrest ihrer vormaligen Bedeutung und Herrlichkeit wurde für immer vernichtet. Zur Ohnmacht und Verwahrloshung verurtheilt, ragte sie fortan wie ihr eigener Schatten aus dem herumliegenden Getrümmern, um welches die Sage rasch ihre üppi- gen Ranken flocht. — — — Über Vineta herrscht in unseren Geschichtswerken vielfache Verwirrung. Man verhängt über diese gefallene Größe mancherlei Schicksale, welche sie nie erlebt hat, und streitet sogar darüber, ob es nur Ein Vineta gegeben, oder ob man nicht mehr andere baltische Städte mit Vineta verwechselt und zu Gunsten der letzteren die Existenz der ersteren gleichsam konfiszirt. Diese Verwirrung ist — wie S a f a r i k mit Recht hervorhebt — erst durch spätere Geschichtsschreiber verschuldet worden. Der hamburger Chronikant C r a n z († 1517) ging mit dem schlimmen Beispiele der Unkritik voran; ihm folgten auf dem Wege der Mißverständnisse außer vielen Andern noch neuester Zeit B a r t h o l d in seiner „Geschichte von Rügen und Pommern“ (Hamburg 1839) und Giesebrecht in seinen „Wendischen Geschichten“ (Berlin 1843). Anders verhält es

sich mit den alten Quellen: diese lassen, wofern man sie unbefangen prüft und richtig auf- faßt, weder eine Doppelgängerin Vineta's noch anderweitige Hypothesen aufkommen; sie greifen bis in die erste Hälfte des 10. Jahr- hunderts zurück und reihen sich dem Alter nach in nachstehender Abfolge an einander: den An- fang macht eine vom deutschen König Otto I. im J. 946 ausgestellte Urkunde; ihr zunächst steht die Kirchengeschichte des schon genannten ^{Berner} Domherrn A d a m; hierauf folgen mehre Lebensbeschreibungen des Bamberger Bischofes und Bekehrers Otto aus den Jahren 1139— 1163; an sie schließt sich eine Anzahl pomeranischer Urkunden v. J. 1140—1276; die nächste Stelle nehmen die drei Chronisten Helmold (1160—1170), Sveno Aggeson (1186— 1187) und Saxo Grammatikus (1187— 1208) ein; den Schluß bildet die skandinavische Sage F o m s b i n g a s a g a (um 1200). Die- sen Quellen kann man noch den Mecklenburger Heimchronisten Kirchberg (1378) und allen- falls auch einen Lübecker Anonymus v. J. 1416 beizählen. S a f a r i k legt nun an das gesammte Quellenmaterial die kritische Sonde, stellt die Zeugnisse über die große Handelsstadt nächst dem Ausflusse der O b e r vergleichend neben einander, bestimmt ihr wechselseitiges Ver- hältniß und bahnt sich so den Weg zu dem Nachweis, daß alles, was die Quellen von Volin, Julin, Jumin, Jumnæ, Foms- burg und Hunniburg erzählen, sich auf eine und dieselbe Stadt Vineta beziehe. Vo- lin ist der älteste, weil einheimische, Name und hat sich bis heute behauptet; die übrigen Namen führte Volin auswärts bei den Deutschen, Dänen und Scandinavien; der Name Vineta kommt verhältnißmäßig spät, nämlich erst bei H e l m o l d, vor und bedeutet: die Win- den- oder W e n d e n s t a d t. Die slawische Form Volin haben sich die die Deutschen durch die Umbildung zu Julin oder Jumin oder Jumnæ mundrecht gemacht. Das Foms- burg der skandinavischen Sagen ist wohl ety- mologisch nichts anderes als Juminiburg, da Jumin oder Jumnæ in der skandinavischen Zusammensetzung sich zu Sum oder Fom apokopirte. Das Hunniburg des Sveno Aggeson besagt soviel als: Hunnenburg:

dieser Horizont umfaßte eben nicht ganz Europa. Man dürfte der Wahrheit näher kommen, wenn man im Texte statt europäisch die Lesart: nord-europäisch adoptirt. Selbst dann bleibt noch Vineta eine der größten Städte des damaligen Europa.

Ann. d. Ref.

denen slawisch und hunnisch mag er für gleichbedeutend angesehen haben. Die Vielnamigkeit Wolin's steht übrigens nicht vereinzelt da; so hieß z. B. Stargrad in Bagrien bei den Sachsen Oldenburg, bei den Dänen Braunesia. — Die kritische Durchmusterung der alten Quellschriften benutzte *Safarik* als Gelegenheit, um mancherlei Irrthümer, die in neueren Geschichtswerken sich für Thatsachen ausgeben und in zudringlicher Weise immer von neuem wiederkehren, im Namen der Forschung aufzudecken und zu berichtigen. Dahin gehört die angebliche Zerstörung Vineta's im J. 1043 durch die Dänen. Dieses vorzeitige *Finis Vinetae!* entstand durch unkritische Nachbeter des nicht minder unkritischen *Helmsold*, der an der einschlägigen Stelle seines „*Chronicon Slavorum*“ den *Adam von Bremen* beinahe wörtlich ausschrieb und nur einen einzigen Passus durch ungeschickte Übertreibung des Ausdrucks zum Nachtheil der Wahrheit entstellte, indem er den Dänenkönig, welcher bei *Adam von Bremen* den *Julinern* (d. i. den Bewohnern Vineta's) bloß eine schwere Niederlage (*clades*) beibringt, die belagerte Wendenstadt erstürmen und vom Grund aus zerstören (*funditus evertisse*) ließ. — Ebenso ungeschichtlich ist die Erzählung, daß Vineta um das J. 1183 bei einem furchtbaren Erdbeben und einem unabwehnbaren Andrang rasender Sturmfluten vom Meere verschlungen worden sei. Zwar wollte man seit dem 16. Jahrhundert zu wiederholtemal bald auf der Insel *Usedom*, bald an andern Punkten der baltischen Küste in den Tiefen des Meeres die Ruinen eines unterseeischen Pompeji erschaut haben: allein die vermeintlichen Mauertrümmer erwiesen sich bei näherer Untersuchung als ganz natürliche Klippen- und Steingebilde. Keine der obenangeführten Quellschriften hat auch nur die leiseste Ahnung von dem Wellengrabe Vineta's; erst die Phantasie neuerer Historiker, angeregt durch Fischerjagen von einer in's Meer versunkenen Stadt, hat den tragisch-schönen Untergang der einst so großen und rei-

chen Handelsmetropole erdichtet und mit lebendigen Farben wirkungsvoll ausgemalt. Vineta ist weder durch die Dänen noch durch elementare Katastrophen vom Erdboden verschwunden, wohl aber durch die habgierigen, nach fremden Schätzen lüfternen Eroberer von ihrer Höhe herabgestürzt worden. Wenn auch ohne Glanz und Anspruch, bestehet Vineta doch noch heute fort unter dem alten Namen Wolin; hier — in Wolin — lebten denn auch lange die Erinnerungen an die große Vergangenheit der Stadt, und die sichtbaren Spuren ihres ehemals gewaltigen Umfangs erfüllten noch im J. 1564 den *Treptower* Rathsherrn, *Johannes Lubechius*, mit Bewunderung.⁵⁾ Dichterische gestimmte Gemüther werden das prachtvolle Phantasiestück von Vineta's Ende vielleicht nur mit Bedauern preisgeben, aber die geschichtliche Wahrheit ist — unerbittlich.

Die vierte und letzte Abhandlung ist auch die kürzeste; sie umfaßt kaum 7 Oktavseiten und wird vom Verfasser selbst als bloßes Fragment bezeichnet. Deshingeachtet berührt sie einen recht interessanten Punkt der Geschichte, nämlich die Zähigkeit, womit Völkernamen an dem betreffenden geographischen Lokal trotz der geschichtlichen Veränderungen ganzer Jahrtausende geruhaft bleiben. So heißt z. B. das Land *Österreich* im Slawischen noch gegenwärtig „*Rakus-y*“, aber dieser Name ist uralt, ihn führte schon bei *Ptolemäus* eine damalige Völkerschaft in dem heutigen *Österreich*: die „*Rakat-ae*“. — An dieser Langlebigkeit ethnographischer Bezeichnungen fand *Safarik* einen willkommenen Anhaltspunkt zur Erklärung so manches onomastischen Räthsels, dem sonst auf keinem andern Wege beizukommen gewesen wäre. Besonders reich an eigenthümlich klingenden Lokalnamen sind die bulgarischen Slawen. Gegen die serbisch-arnautische Grenze hin heißen sie „*Schopen*“; um *Nikopolis* herum „*Morwaken*“; zwischen *Monastir* und *Dhrida* wiederum „*Börsiakten*.“ Über den Grund dieser Benennungen gibt weder die Ge-

5) Er nahm — wie er selbst erzählt — Anfangs Oktober 1564 in Begleitung mehrerer Archäologen, dann der Woliner Ortsgeistlichen und Rathsherrn eine genaue Besichtigung aller damals noch übrigen Reste des alten *Julin* vor, um dessen Umfangslinie sicherzustellen und dadurch gleichsam den Rahmen für das topographische Bild dieser Großstadt zu gewinnen. Das Ergebniß der Untersuchung lautete: das alte *Julin* habe eine über 30mal größere Area eingenommen als das *Wolin* des 16. Jahrhunderts. (Nunc temporis multo etiam quam trigesima parte est contractior et minor non aspernanda tamen civitas *Wollinum*). — Die Erzählung des *Lubechius* steht in: *M. Rango. Origines Pomeranicae*. (Colberg, 1684. 4^o.)

geschichte der Bulgaren noch die slavische Ethnologie irgend welche Auskunft; nur die Geographie des Alterthums leitet hier den Forscher auf die rechte Spur. Wo die „Slopen“ wohnen, dort war die Urheimat der Saven, von denen uns Herodot, Thukydides, Strabo, Plinius und Ptolemäus manchfache Notizen hinterließen; die Gegend, welche die Morwaken inne haben, hieß bei den Byzantinern „Morra“, und die Borsjaken erbten wie ihre Wohnsitze so auch ihren Localnamen von den Borsiten (*Βερσίται*), deren schon um 670 n. Ch. G. eine griechische Biographie des heil. Demetrius erwähnt. Hinsichtlich der Morwaken meint jedoch Safarik, die Form ihres Namens könne möglicherweise auch aus „Morawaken“ zusammengezogen und von dem bei allen Slawenstämmen sehr häufigen Fluß und Localnamen „Morawa“ abgeleitet sein. — Zum Schluß widmet Safarik noch einige Zeilen der Frage, wo man die Bajuniten oder Vageniten zu suchen habe? Diesem dunklen slavischen Völkchen begegnen wir zum erstenmal in der eben angeführten Demetrius-Biographie; es tritt dort auf als Genosse mehrerer anderen slavischen Kriegshäufen, welche einen Sturm auf die Stadt Thessalonich unternahmen. Hierauf gedenkt die byzantinische Kaisertochter Anna Komnena⁶⁾ des Ganes der Vageniten, indem sie anlässlich der Kriegszüge des Robert Guiscard gegen die Griechen (1081—1085) bemerkt, Guiscard's Sohn, Bohemund, habe ein Heer durch „Vagenetia“ (*Βαγενητία*) hindurchgeführt. Später, nämlich zwischen 1199 — 1260, kommt die provincia de Vagnetia oder de Vagenthia urkundlich 4mal

vor, z. B. in dem nach der fränkischen Eroberung von Constantinopel (1204) zwischen Balduin von Flandern, Heinrich Dandolo und Bonifacius von Monteferrato abgeschlossenen Vertrage. Aber keine dieser Erwähnungen gibt einen näheren Fingerzeig über die geographische Lage von Vagnetia. Erst eine griechische Urkunde vom Jahr 1361 wirft darauf ein genügendes Licht, da sie eine Menge von Flecken und Dörfern aufzählt, die innerhalb der Landschaft Vagenetia gelegen sind. Mit Benutzung einer vom französischen Generalstab entworfenen Karte des Königreiches Griechenland hat nun Safarik auf Grundlage der genannten Urkunde festgestellt, Vagnetia sei die um die Stadt Bojnica am Meerbusen von Arta sich ausbreitende Gegend, deren nördlicher Theil den Sitz der Sulioten bildet. Safarik zweifelt daher nicht an der Identität der Provincia de Vagnetia mit der Landschaft Bojnica und der Bajuniten mit den Bojnichen. Die ursprünglich slavische Stadt Bojnica (an der Stelle des alten Anaktorium) ist seit langem gräcisirt; das letztere dürfte jetzt auch bei den umliegenden 10 bulgarischen Dörfern, die noch vor einigen 30 bis 40 Jahren rein slavisch waren, wenigstens theilweise der Fall sein. Ethnologisch bedeutet der Name „Bojnichen“ so viel als: die Streitbaren oder die Kampfthätigen (von voj = Kampf; vojín = Streiter). Im Hinblick auf den kriegerischen Charakter, den die Bojnichen schon bei ihrem ersten geschichtlichen Debüt vor Thessalonich an Tag gelegt und den sie auch ihren Abkömmlingen, den tapferen Sulioten, vererbt haben, kann man von ihnen sagen: Nomen et omen habent!

A . . . Z . . . F.

6) Die begabte Prinzessin Anna Komnena († 1148) verlegte sich — gleich ihrem Vater, dem Kaiser Alexius I. und ihrem Bruder Isaak Komnenos — auf Gelehrsamkeit und Schriftstellerei. Ihr Hauptwerk, die *Alexias*, eine Geschichte ihres Vaters von 1069 bis 1118, gehört zu den vorzüglichsten Resten der byzantinischen Literatur. Die *Alexias* ist 1610 und 1618, von Höschel edirt, zu Augsburg erschienen. Einen vollständigeren Text gibt das *Corp. Script. hist. Byz.* (Paris, Venedig, Bonn). Eine deutsche Übersetzung s. in: Schiller's *Allgem. Sammlung hist. Memoiren* (Band 1. und 2.).

Ann. d. Ref.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von E. Höfler.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Paase Söhne. — Verlag des Vereines.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins
für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

10.

A. Oesterreichische Geschichte.

19. Louis XVI. Marie Antoinette et Madame Elisabeth. Lettres et documens inédits publiés par F. Feuillet de Conches. Tome premier. Paris. Henri Plon, Imprimeur éditeur. 1864. 496 S. (261 Briefe 1. vom 8. Mai 1770—13. Febr. 1791.)

20. Correspondance inédite de Marie Antoinette. Publiée sur les documens originaux par le comte Paul Vogt d'Hunolstein, ancien député de la Moselle. Troisième édition revue avec soin et augmentée de dix neuf lettres. Paris. E. Dentu, Libraire éditeur 1864. 327 S. (158 Briefe vom 27 März 1770—4. Juli 1792.)¹⁾

Wenn derjenige ein Held ist, welcher in Mitten des irdischen Glückes und auf der Höhe der Macht von einem entsetzlichen Geschehe ergriffen, die Unabwendbarkeit desselben mit klarem Auge erschaut, den furchtbarsten Prüfungen des moralischen und politischen Lebens preisgegeben, stündlich den Tod vor sich sehend, und was mehr als Sterben ist, einer beispiellosen Verläumdung zum Opfer, von Allen verlassen, die dem menschlichen Herzen theuer sind und Aller beraubt, die durch die theuersten Bande des Blutes untrennbar mit dem eigenen Selbst zusammenhängen; wenn derjenige, welcher den dornigen Weg vom Wiener Kaiserhof auf den wankenden, seit Ludwig XV. selbst faulen französischen Königsthron und von diesem zum qualvollen Kerker und Schaffotte durchschreiten muß und immer die Würde seines Standes, die Höhe seiner Gesinnung zu behaupten weiß, ein Held ist, so war es Maria Antoinette in hervorragendem Grade. Die beiden Brieffsammlungen, welche sich gegenseitig ergänzen, öffnen einen Blick in die Stadien dieses langen, erst

mit Rosen bestreuten Pfades, der aber auch gleich anfänglich nicht ohne Dornen ist, bis endlich die Fluthen der Revolution so hoch steigen, daß ein Entrinnen unmöglich, das Verderben sicher und nur das ungewiß ist, wann und wie die Todesstunde allen diesen Leiden ein Ende machen werde. Da jedoch die französische Geschichte diesen Blättern ferne liegt, erlaube ich mir nur von dem, was die Brieffsammlung für österreichische Geschichte Belehrendes enthält. Einiges hervorzuheben. Marie Antoinette selbst, die 15jährige Zuckerwerkdäuphine, wie sie ihr Bruder K. Josef II. nannte, Französin bis zu den Fingerspitzen, wie sie kurze Zeit später von sich selbst sagte, identificirte sich so mit ihrem neuen Vaterlande, daß sie mit Ausnahme der unvergeßlichen Erinnerungen an den glücklichen Familienkreis zu Schönbrunn beinahe in dem Maße nur mehr für Frankreich fühlte, in welchem der hohe Adel fortwährend sie nur als die Oesterreicherin bezeichnete und ihr eine schlecht verdeckte Abneigung bewies. Nur an dem Siege der deutschen Musik 1774 über die französische durch Gluck hat Marie Antoinette besonderen Antheil genommen. Als Ludwig XVI. zu seinem und seiner Gemahlin Jammer König wurde, 1774, und Kaiser Josef nach Paris gekommen war, gestalteten sich die Beziehungen zwischen den beiden Schwägern intimer und finden sich einige interessante Mittheilungen des Kaisers an den wenig mittheilsamen unentschlossenen apathischen König, der sich nicht entblödete seine Gemahlin zum Gegenstande des Gelächters und einer burlesken Scene bei Hofe zu machen. Maria Theresia hatte sterbend ihrer Tochter aufgetragen, alles anzubieten, um den Frieden, der wegen des Aufstandes der nordamerikanischen Colonien gegen Großbritannien gebrochen worden war, wieder herzustellen und der Kaiser, welcher mitten im Franklinenthusias-

1) Letzteres auch in deutscher Übersetzung Berlin. 1864. Druck und Verlag von Rudolf M. Rohrer. Die Übersetzung scheint mir jedoch nicht sehr fließend und manchmal selbst schwer verständlich, so daß man zum Originale seine Zuflucht nehmen muß, den richtigen Sinn zu verstehen.

mus zu Paris seine Würde als Regent zu behaupten gewußt hatte, der Königin diese natürliche Stellung (*que mon métier est d'être royaliste*. Hunolstein S. 108. M. Antoinette an den Kaiser 8. Dec. 1780) ins Gedächtniß gerufen. Andererseits spricht die Königin die Hoffnung aus, ihr Bruder werde sich durch die Feinheiten Friedrichs II, dieses Unruhmstifters, welcher schon der Mutter so viel Übles zugefügt habe und wo möglich den Kindern noch mehr zufügen werde, nicht fangen lassen. Josef aber beklagt sich in einem Schreiben an K. Ludwig offen über Friedrich II, und über die Absurditäten, welche dieser noch erfinden und aussagen werde über des Kaisers angebliche Vorliebe für England, seine Vergrößerungszwecke, den beabsichtigten Umsturz des deutschen Systems, die Vereinigung aller deutschen Bisthümer in Coadjutorien und unter Bischöfen seiner Familie. Er werde solche Aufschneidereien durch die That widerlegen. (6 Dec. 1780.) Bei dem Tode K. Friedrichs spricht sich auch M. Antoinette über den Preußenkönig aus, von dessen moralischer Nichtswürdigkeit ihr so entsetzliche Dinge erzählt worden waren.¹⁾ Die Briefe an K. Leopold, empereur d'Autriche, wie der Graf von Hunolstein ihn räthselhafter Weise nennt, sind ziemlich zahlreich. Man glaubt seit 1789 nicht mehr eine Fran vor sich zu haben, sondern einen gereiften Staatsmann, so klug und verständig sind die Briefe der Königin. Seit dem Jahre 1791 spricht sie es wiederholt aus, es gebe keine andere Wahl, als entweder blind zu thun, was die Assemblée wolle oder unterzugehen (*périr par la glaive*). Nur die Hoffnung auf das Gelingen der von allen Seiten

angerathenen Flucht hielt sie noch aufrecht. Da war es aber vor allem nothwendig, den Kaiser selbst für den Plan zu gewinnen, von welchem die Königin Rettung hoffte. K. Leopold hüllte sich jedoch in tiefes Stillschweigen ein, was die Königin in Rathlosigkeit stürzte. August 1791 schreibt M. Antoinette, der Kaiser solle sich an die Spitze der Mächte stellen, zu Hülfe eilen, alles in Ordnung bringen (*régler tout*). Dazu ward dem Kaiser ein eigenes Memoire übersandt, welches mit bewunderungswürdiger Klugheit Umsicht und Ermägung des Möglichen abgefaßt ist. Wie richtig war darin aneinander gesetzt, daß es sich nicht mehr um das Heil von Frankreich, sondern um die Ruhe von Europa handle. Die Königin bestand aber auf Vermeidung jedes Bürgerkrieges, so wie wo möglich eines äußern Krieges. Die auswärtigen Mächte sollten sich begnügen, heilsame Veränderungen in der Verfassung herbeizuführen, indem sie die Freiheit des Königs verlangten und eine wirkliche, nicht bloß eine Namenmonarchie. Nochmal ist es die verabscheuungswürdige Politik Preußens (12 Sept. 1791), über welche sich M. Antoinette beklagt, die alles thue, um den Kaiser hinzuhalten und ihn wie sie selbst zu verderben. Es wäre schrecklich, wenn der Kaiser im Begriffe ihnen zu helfen durch den Ehrgeiz und die Intriguen der andern hingehalten würde. Sie tadelt die Convention von Pillnitz heftig, wenn diese wirklich enthielte, daß der Kaiser und der König von Preußen die französische Verfassung nie dulden wollten. Mein Gott, schreibt die Tochter Marie Theresiens an den treuen und ausgezeichneten Grafen von

1) Feuillet de Conches, welcher in einer vortrefflichen Einleitung die Ursachen auseinandersetzt, wie es kam, daß Marie Antoinette mit allen ihren glänzenden und bedeutenden Eigenschaften ein Opfer der schmachlichsten Verläumdung werden konnte und die Ehre ihres Standes und ihrer Person in beispielloser Weise zu Grunde gerichtet wurde, erzählt schließlich eine Thatsache, welche uns unbekannt war. An dem Hofe des erwähnten deutschen Fürsten, welcher wenige Jahre vor dem Ausbruche der französischen Revolution starb, befanden sich zwei nackte weibliche Statuen, von geschickter Künstlerhand verfertigt, aber in solcher Stellung, „daß die Nacktheit das mindeste Indecente an ihnen war.“ Beide trugen dieselbe Aufschrift, doch war die eine nur eine gewöhnliche Venus; die andere den Zügen des Gesichtes nach ein treues Porträt — doch wir wollen dem cynischen Philosophen von Sanssouci nicht die Ehre erweisen, die edelhafte Ausgeburt seiner Unflätigkeit mit dem Namen der Heldin zu bezeichnen, welche in der Blüthe der Schönheit und Jugend zuerst von demjenigen moralisch gemeuchelt wurde, welcher 1740 ihrer Mutter den Thron zu entreißen gesucht hatte. Friedrich II. reichte in der Verfolgung der Tochter Maria Theresias, Robespierre die Hand, jeder that von seinem Standpunkte das Mögliche. Die Revolution löste auch hierin den fürstlichen Absolutismus ab. Hr. Feuillet versichert, noch vor zwei Jahren beide Statuen in Potsdam gesehen zu haben. Sollte es denn noch niemals einem kaiserlichen Gesandten in Berlin eingefallen sein, die Entfernung dieser Statuen zu verlangen, deren Aufstellung doch nur ein Schandpfahl für das Andenken desjenigen war, der sie durch einen angeblichen Pfaffenhofen verfertigen ließ. Wahrscheinlich auch nur einer der faden Witze des erwähnten königlichen Philosophen.

Merch, ist es möglich, wenn man mit Charakter geboren ist und das Blut empfindet, das in meinen Adern fließt, bestimmt zu sein, in so einem Jahrhundert und unter solchen Menschen zu leben? Mein Muth wird mich nicht verlassen. Nicht für mich werde ich mich erhalten, sondern für meine Kinder werde ich meine dornenvolle Laufbahn bis zu Ende erfüllen. *Us me tueront,* schreibt die Königin ihrer Schwester 7. Sept. 1791; der Gedanke des sichern Todes verließ sie nicht mehr. Vergeblich suchte sie den Kaiser für das Projekt eines Congresses zu gewinnen. Sie wandte sich nun an die Kaiserin, Gemahlin Leopolds, um ihre Mitwirkung zu erlangen; Leopold hüllte sich aufs Neue in Stillschweigen ein, während die Königin der Überzeugung lebte, daß ihr Schicksal ganz in seinen Hände liege (7. Dec. 1791). Die kaiserlichen Minister aber erklärten überall, die Königin schreibe Briefe auf Briefe nach Wien um den Kaiser zu bestimmen, sich in die französischen Angelegenheiten nicht einzumischen und somit sei der Kaiser gebunden nichts zu thun. Maria Antoinette tadelt in den schärfsten Worten (Hunolstein S. 309) diese Politik Leopolds. Noch die letzten Briefe von Anfang 1792 beklagen die nachtheiligen Folgen, welche die gänzliche Unwissenheit über die Entschlüsse des Wiener Cabinets, in der man sie fortwährend beließ, die Königin versetzte, so daß sie nicht mehr wisse, welchen Ton sie anschlagen solle. Wir müssen es einem Geschichtschreiber der Regierung K. Leopolds überlassen, das Andenken dieser Fürstin gegen Vorwürfe zu rechtfertigen, welche aus dem Munde einer Schwester zu erschütternd klingen, als daß wir sie hier mittheilen könnten. (S. Brief vom Jan. 1792). Würde sich Leopold an der Spitze einer imposanten Macht zeigen, alles hätte vor ihm gezittert. Schon am 4. Juli 1792 erklärte sie, um jeden Preis wolle man die Republik, um sie zu erlangen den Nord des Königs. Sie selbst verlangt ein Manifest, welches die Nationalassémblée und Paris verantwortlich mache, für das Leben des Königs und seiner Familie. Am 25. Juli erfolgte dieses durch den Herzog von Braunschweig, am 20. Sept. die Canonade von Valmy und der Rückzug der Preußen. Das Weitere ist bekannt.

Als dieses bereits gedruckt war, kam uns der Briefwechsel zu Handen, welchen Alfred Ritter von Arneth (1865) herausgab: Maria Theresia und Maria Antoinette, und beinahe zugleich ein Artikel der *N. A. Zeit.*, in

welchem die Richtigkeit der oben angeführten Correspondenzen angegriffen wird. Wir betrachten diese Frage als eine offene und haben ja oben selbst bemerkt, daß Graf Hunolstein sich einen Zusatz erlaubte, welcher nicht einmal besondere geschichtliche Kenntnisse verrieth. Hr. Feuillet nennt seine Quellen, indem Graf Bombelles ihm die Abschriften der Briefe Maria Antoinettes verschaffte. Übrigens können immer einzelne Briefe gefälscht oder unächt sein, ohne daß deshalb das Ganze unächt ist. Feuillet wenigstens macht den Eindruck sorgfältiger Forschung, nicht aber den absichtlicher Fälschung. Die von H. von Arneth herausgegebene Sammlung ist als eine Art von Ereigniß zu begrüßen, insofern dadurch factisch der Bann aufgehoben ist, welcher auf der Benützung der kaiserlichen Archive für die neueste Geschichte bisher vorhanden war, und die Hoffnung dadurch erwächst, daß die Ausschließlichkeit der Behandlung und Bearbeitung der neuesten Geschichte durch diejenigen, welche Oesterreich nicht wohlwollen, von nun an wegfallen werde, nachdem wir freilich durch das bisherige System ungemein an Boden eingebüßt haben. Die Sammlung enthält 163 Briefe vom 9. Juli 1770 — 3. Mai 1780 und ist ein überaus ehrendes Denkmal der treuen mütterlichen Liebe Maria Theresias, ihres feinen politischen Tactes, ihres geistigen Übergewichtes und vor allem ihres ächt deutschen Sinnes. Man muß lesen, mit welcher Energie sie ihrer Tochter an das Herz legt, das deutsche Wesen nicht Preis zu geben, sich der Deutschen anzunehmen und sie vor spöttischen Bemerkungen der Franzosen am Hofe zu schützen. Sie tritt wirklich als Mutter wie als Fürstin gleich verehrungswürdig hervor und wenn man sie mit „dem bösen Nachbar“ vergleicht, wie in den Correspondenzen von Mutter und Tochter K. Friedrich II. heißt, der deutsches Wesen so tief verachtete, so steht sie als die erhabene Beschützerin deutscher Nationalität da. Insbesondere sind aber für uns die Briefe lehrreich, in welchen sie sich über die großen Vortheile einer französisch-österreichischen Allianz ausspricht. Sie hatte dieselbe, als von Seite Preußens bei der unbezähmbaren Ländergier und dem Mangel an allem Rechtsgeföhle Friedrichs fortwährend an der Zerstörung aller bestehenden Verhältnisse gearbeitet wurde, gegründet; sie leitet ihre Tochter an, mehr und mehr sich der Regierung anzunehmen und durch ihr richtiges Urtheil der Schwäche Ludwigs XVI zu begegnen, durch ihre Einsicht die Intriguen Fried-

richs zu beseitigen. Man begreift warum dieser bei der Nachsicht, die ihn beseele, und in der Gewißheit, daß Maria Antoinette seine Pläne vereitele, zu jenem Mittel griff, das wir vorher erwähnten und dessen Wahl ihn charakterisirt. Maria Theresia wollte nur Vermeidung jedes Krieges und sah die Möglichkeit der Erhaltung des Friedens von Mitteleuropa in der Bewahrung eines glücklichen Einverständnisses der Cabinete von Versailles und Schönbrunn. Ihr Grundsatz war nichts zu präcipitiren; sie ruft ihn ebenso der jugendlichen Königin bei ihrer Thronbesteigung zu als sie ihn selbst in Anwendung bringt. Interessant ist was sie von der kaiserliche Armee sagt, die sich nie in besserer Verfassung befand, und große Lust hatte, sich mit den preussischen zu messen als 1778 im bairischen Successionskriege; allein Böhmen war unbeschützt, und seine Zugänge waren offen. 37 Jahre lang, klagt Maria Theresia ihrer Tochter 17. Mai 1778, bilde bereits Friedrich II das Unglück von Europa, indem er alle anerkannten Principien von Recht und Wahrheit verbanne, mit Verträgen und Bündnissen spiele. Er wolle sich zum Protector und Dictator von ganz Deutschland aufwerfen. Kein Fürst Europas sei seinen Treulosigkeiten entgangen. Rußland und Preußen wollten sich jektan die Spitze von Deutschland setzen (1 Juni 1778) und gerade damals gelang es Friedrich auch den schwachen König von Frank-

reich auf seine Seite zu ziehen. Die Vernachlässigung aller Fortificationen in Böhmen rächte sich. Friedrich hatte 30000 Sachsen an sich gezogen und war den Kaiserlichen um 40000 Mann überlegen, die Kaiserin sah voraus, daß man sich bis Collin zurückziehen müsse. — Maria Theresia besaß ein richtiges Gefühl seit der Verbindung ihres Hauses mit den Bourbonen, daß ein glücklicher Stoß gegen das eine geführt, auch das andere wanken mache, obgleich nicht die mindeste Vorahnung der Revolution, welche so bald folgte. Eine einzige Stelle und die ist nicht in einem Briefe der Kaiserin Königin läßt die künftigen Verwicklungen ahnen, der Maria Antoinette auseinandersetzt, der König habe zwar den besten Willen, es herrsche jedoch eine solche Verwirrung in den Formen, daß leicht durch die Reformen noch größere Unannehmlichkeiten entstünden, als wenn man die Sache beim Alten belasse. Dann wurden freilich leicht diejenigen, welche eine Reform wollten, dahin gebracht, wie in einer tabula rasa Heil zu erblicken. Die letzten Briefe beschäftigen sich vorzüglich mit der Wahl des Erzherzogs Maximilian, Bruder der Königin, als Nachfolger des Churfürsten von Cöln, wodurch zum großen Verdruße K. Friedrichs der österreichische Einfluß auch am Rheine und bald nachher selbst in Westfalen (Münsterland) sich ausbreitete. *

D. Deutsche Geschichte.

15. Wuttkes Urkundenbuch.

(Schluß.)

Es wäre irrig zu glauben, daß das vorliegende Werk nur über längstvergangene Zeiten Aufschlüsse gewähre. Von gleichem Werthe sind diejenigen, welche sich auf die neueste Zeiten beziehen. Der Verf. führt die Geschichte Bosens bis z. J. 1862. Sein Werk ist somit eine Quelle für die Vergangenheit wie für die Gegenwart und bietet so nach zwei Seiten hin gleich großes Interesse. Wünschen wir zum Schlusse nur, daß Scenen, wie sie der Verf. schilderte und der Racenkampf, wie er zwischen der deutschen und slawischen Bevölkerung im Bosnischen entstanden, für ewige Zeiten vorübergegangen seien und nie und nirgends wiederkehren möchten. *

16. Geschichte des deutschen Reiches unter der Regierung Ferdinands III. Nach handschriftlichen Quellen von M. Koch. Mit Unterstützung der kais. Akademie der Wissen-

schaften. Erster Band. 487 S. Wien, Verlag von Carl Gerolds Sohn. 1865.

Wir beeilen uns wenn auch nur durch eine kurze Anzeige unsern Lesern ein Werk vorzuführen, welches aufs Neue beweisen kann, mit welchem Ernste bei uns in Oesterreich die deutsche Kaisergeschichte in Angriff genommen und unabhängig von jeder politischen Parteibestrebung, von Gothaismus und Rationalverein und wie diese Schattirungen des öffentlichen Lebens alle heißen, quellenmäßig bearbeitet wird. Im J. 1861 erschien Höflers K. Ruprecht von der Pfalz, welches in eine der schwierigsten und verworrensten Zeiten der deutschen Geschichte bei dem Ausgange des Mittelalters Ordnung brachte; im Jahre 1863 Gindeht's Rudolf II. und seine Zeit, 1. Band, welcher neun Jahre drohender Auflösung, den gordischen Knoten der neueren deutschen Geschichte entwirrt; jetzt tritt S. Matthias Koch mit der Geschichte einer Zeit in die Schranken, die, was in den Tagen Rudolfs II. sich vorbereitete, den ganzen Inhalt

der böhmischen Pandorablische, in schrecklichster Gestaltung erblickte, so daß von den verschiedensten Seiten und unter den verschiedensten Vorwänden die Bürger sich über das unglückliche Deutschland stürzten. Herr M. Koch hat, ganz abgesehen von seinen frühern Arbeiten über österreichische Geschichte, welche noch immer einen hohen Grad von Brauchbarkeit besitzen, und von welchen wir seine chronologische Geschichte Österreichs von der Urzeit bis zum Tode K. Karls VI. als Hand- und Hilfsbuch allen empfehlen, welche Studien über österreichische Geschichte machen wollen, durch seine Quellen zur Geschichte K. Maximilians II. 1857 — 1861 sich als einen jener unermüdblichen Forscher bewährt, welche unbekümmert um Lob oder Tadel, Anerkennung oder Nichtanerkennung, kein anderes Ziel als das der Wahrheit kennen und nöthigenfalls mit der Schaufel des Forschers in der Hand sich ihre Wege bahnen. Charaktere dieser Art sind so gewohnt ihre eigenen Pfade einzuschlagen, daß man sie regelmäßig auf diejenigen findet, die absichtlich von andern vermieden werden.

Es gehören nicht blos viele und bedeutende Kenntnisse dazu, die Geschichte Ferdinands III. zu schreiben, sondern auch ein persönlicher Muth, groß genug, um der ganzen Menge von Halbwissern und Geschichtsverdrehern entgegenzutreten, die sich vor allem den dreißigjährigen Krieg zu ihrer Domaine ausersehen haben. Glücklicher Weise hat das Schreckbild dieser Partei, welche entschlossen ist, am Heiligenschein der sogenannten Helden des deutschen Bürgerkriegs nichts verrücken zu lassen, Dunno Klopp die Gemüther etwas vorbereitet; Herr Koch braucht jedoch keine weitere Hilfe. Den willkürlichen und historisch so mangelhaften Combinationen Häußers, Sybels, Drohsens und Anderer tritt er mit der größten Entschiedenheit gegenüber. Er proclamirt von Anfang an, daß der Kampf nur in soferne ein Religionskrieg gewesen, als man dem protestantischen Volke vorgemacht, es handle sich um seinen Glauben und das Haus Habsburg habe sich verschworen, die absolute Gewalt in Deutschland an sich zu reißen und dann den Protestantismus auszurotten. In einem derartigen Streite, welcher noch im gegenwärtigen Augenblicke so wenig beendet ist, daß hüten und drüben gleich die Parteimänner eintreten, wenn auch nur Ein Name der blutgetränkten Helden jener Tage ausgesprochen wird, sieht Hr. Koch für den Geschichtsschreiber

kein anderes Heil, als in der vollen und starken Betonung des Nationalgefühles, das streitende Confessionsanschauungen zwingt, vor einem allgemeinen und höhern Interesse sich zu beugen. „Wiewohl, sagt der Verfasser im Vorworte, schon dermalen ein Übergang zu der Ansicht wahrnehmbar wird, daß die Franzosen und Schweden bei ihrer Betheiligung an dem deutschen Kriege bloß selbstsüchtige Zwecke verfolgten, so widerstrebt man doch noch immer einzugestehen, daß es bei den protestantischen deutschen Fürsten, ihren Bundesgenossen, auf dasselbe hinausläuft und die bei ihnen zum Schutze ihres Glaubensbekenntnisses und der deutschen „Libertät“ herausgesehenen edlen Antriebe eitle Fiction und Selbsttäuschung sind. Erst wenn diese letzte jetzt noch beharrlich festgehaltene Position aufgegeben wird, dürfte die richtige Anschauung jener großen Zeitereignisse gewonnen sein und die von der bisherigen parteiischen Geschichtsbearbeitung unmöglich gemachte Enttäuschung eintreten und durchgreifen. Wenn an diesem Wechsel nüchternen Auffassung die für die confessionelle Gährung und die Schwärmerei für die Freiheitsidee benützten Illusionen schwinden, so gewinnt dadurch endlich die bessere Überzeugung Raum, daß den Anforderungen unseres nationalen Bewußtseins alle übrigen Rücksichten untergeordnet seien, und daß der Standpunkt, aus welchem die Thatfachen unserer Geschichte sich allein richtig darstellen, eben auch kein anderer als der nationale sein könne.“ Der Verfasser läßt somit den Leser nicht im Zweifel, welchen Standpunkt er in der Darstellung einnehme und der erstere kann sich bei jedem der XIV Abschnitte dieses Bandes überzeugen, daß der Verfasser seinem Programme treu bleibend, den Fürsten, die offenen Landesverrath trieben, unbarmherzig entgegen tritt. Das Buch ist gemacht großen Widerspruch zu erregen. Der Verfasser aber ist entschlossen, der nationalen Anschauung über die confessionelle den Sieg zu verschaffen. Wir kennen die Kämpfe, welche in früheren Jahren statt gefunden haben, um der Schillerschen Auffassung gegenüber einer historischen Bahn zu bereiten und wissen, welchen Grad von Haß diejenigen sich erwarben, die letzteres unternahmen. Es bezeichnet aber den deutschen Charakter und vor Allem den Charakter deutscher Wissenschaft, daß, wenn einmal eine Frage als lösenswerth erkannt wird, aller Bann der Parteibestrebungen, das ganze Anathem der

jetzt in spiritualibus dominirenden historischen Tetrarchen nicht im Stande ist, die Bewegung zurück zu halten. Jedenfalls kann, wenn die Geister sich fortwährend messen, die Wahrheit nur gewinnen und, wenn bei dieser Gelegenheit dem edelhaften Darsprechen jener Schildknappen ein Ende gemacht wird, mit denen sich die Erbpächter unseres historischen Wissens zu umgeben pflegen, so ist es auch kein Schade. Mir ist durch langjähriges und quellenmäßiges Studium dieser Gräuelperiode unseres Vaterlandes so viel klar geworden, daß all unser Reden von deutscher Einheit und Einigkeit, alle unsere Pläne, Versammlungen, Berathungen und Beschlüsse reines Gerede und verlorene Zeit sind, so lange nicht über den Grund unserer Zerwürfnisse, welche bei jeder Gelegenheit wie ein unterirdisches Feuer plötzlich emporschlagen, Klarheit und Verständigung eintreten. Dieses kann aber nur auf dem Wege der Geschichte erfolgen und deshalb ist die Forschung über deutsche Geschichte nicht nur so unendlich wichtig, sondern auch das einzige Mittel zu einem Verständnisse zu kommen, sich klar zu machen, bis wie weit ein solches überhaupt reichen kann, und, wo die Gränze des Verständnisses gezogen ist, wo das unendliche Reich der Mißverständnisse anfängt. Da bisher diejenigen, welche das Haus Habsburg für alles Üble des XVII. Jahrhunderts verantwortlich machten, allein sprachen oder allein gehört wurden, trägt das Buch G. Koch's unwillkürlich einen apologetischen Charakter an sich. Damit ist aber in keiner Weise gesagt, daß der Verfasser alles billige, was auf dieser Seite geschah. Indem er sich aber die Aufgabe stellte, fortwährend die Zustände des kaiserlichen Hofes mit denen anderer Höfe, das Verfahren der Protestanten mit dem der Katholiken zu vergleichen, setzt er den Leser in den Stand, sich selbst ein Urtheil zu bilden und nach rechts wie nach links mit jener Unparteilichkeit zu blicken, welche übrigens für den Leser nicht minder nothwendig ist als für den Geschichtschreiber und sich bei jenem in noch viel seltenerem Grade findet als bei letzterem. Meiner Überzeugung nach hat R. Ferdinand II. unter freilich sehr veränderten Verhältnissen keinen anderen Kampf den deutschen Fürsten gegenüber bestanden als im XVI. Jahrhunderte R. Karl V. Nur sprach dieser offen aus, daß er fürstlichen Übermuth beugen wolle, während bei Ferdinand das confessionelle Interesse über den Kaiserstandpunkt emporragte. Noch bemerke ich, daß ein Codex der

Prager Universitätsbibliothek XI. D. 13: Ferdinandi III. expeditionis militaris historia, auctore B. J. Comite de Martinic, † 7. Jan. 1685. die Geschichte der Kriege Ferdinands (III.) bei Lebzeiten seines Vaters in sich schließt.

17. Chronik des Heinrich Truchseß von Dieffenhoven. 1342 — 1362. Herausgegeben vom Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen. (Beilage zu Johannes dictus porta de Avonniaco. Von E. Höfler.)

Wenn die böhmische Geschichtschreibung oftmals glaubte, an der deutschen Geschichte vorübergehen zu können ohne sie anders zu berücksichtigen, als das, was von deutscher Seite geschah, als Annassung zu bezeichnen und jeden Vortheil, den böhmische Waffen errangen, als ungeheuren Sieg darzustellen, so wird sich dieser Standpunkt in der Länge nicht mehr behaupten lassen. Der bisher von böhmischen Forschern nicht berücksichtigte Stoff häuft sich ebenso als die Behandlung einzelner Partien der böhmischen Geschichte durch deutsche Forscher. Ein Beweis hiefür war der ausführliche Bericht über R. Karls IV. Krönung zu Rom 1355, welcher unbeachtet und ungekannt auf der Prager Universitätsbibliothek lag, bis ihn Prof. Höfler auffand und der historische Verein ihn herausgab; ebenso die interessante Chronik eines andern Zeitgenossen Karl's, des Henricus dapifer de Diessenhoven, welche als Beilage dem Johannes porta de Avonniaco nachfolgt. Wir heben aus der Einleitung, der eben jetzt (Weihnachten) erschienenen Schrift folgendes hervor.

„Als ich, sagt der Herausgeber, im verflossenen Sommer das Geschichtswerk des Johannes Porta de Avonniaco herausgab, hegte ich nicht im Mindesten die Absicht, auch zur Veröffentlichung der Chronik des Heinrich Truchseß von Dieffenhoven zu schreiten. Allein so viel war mir klar geworden, daß die Kaiserzeit Karls IV. einer gänzlichen Umarbeitung bedürfe, und von dem Standpunkte aus, von welchem sie gewöhnlich beurtheilt wird, keine richtige Anschauung dieser überaus schwierigen und verwickelten Periode zu gewinnen sei. Das Unrecht, welches Schloßler, Buchner und andere Historiker ihm anthaten, übersteigt eben so alles Maß, wie andererseits Historiker, welche für Koryphäen des Fachs gelten wollen, endlich aufhören dürften, immer

auf die Anschauung Dietrichs von Nien und das Stiefvaterthum zurückzukommen, das Karl IV über das Reich gebracht. Ja hätten wir doch das Werk, welches der früh verstorbene Flier über Dietrich von Nien in Rom zu schreiben unternahm, vollendet vor uns, um erst über den Werth dieses Schriftstellers sicher urtheilen und die Mährchen, deren Vertreter er wurde, ausscheiden zu können! Je mehr ich mich aber in die Geschichte Karl IV. vertiefte, dessen Römerzug gleich dem seines Vorgängers Ludwigs IV zu beschreiben ich mir vorgenommen hatte, desto mehr überzeugte ich mich, daß der Wiederhersteller des Kaiserthums, der wie kein anderer fast unablässig von Land zu Land, von Böhmen nach der Schweiz, von Deutschland nach Italien, von Italien nach Deutschland, nach dem arrelatischen Reiche, nach Preußen und an das deutsche Meer, von da nach Frankreich oc. 30., nichts weniger denn als bloßer Pfaffenknecht oder als Fürst angesehen werden dürfe, dem des Reiches Ehre, Würde oder Wohlfahrt ferne gelegen waren. Wohl aber fühlte ich, daß man auch mit den bisherigen Quellen nicht ausreiche, die ganz eigenthümliche Mischung von clericalem, byzantinischem und wieder ganz schlichtem und einfachem Wesen, von angeborener Schlaueit und ungeheuchelter Demuth, von kaiserlichem Sinne und beinahe kaufmännischer Berechnung, von Ausdauer und Nachgiebigkeit im Charakter Karls IV., geschweige die wahren Motive so vieler seiner Thaten darzustellen.

Innerlich gedrängt, mir selbst klar zu machen, was von Karl IV. zu halten sei, warf ich mich über das Studium seiner Regierung, und da war es, daß ich mir von der k. b. Hof- und Staatsbibliotheksdirektion den Heinrich von Dieffenhoven neuerdings erbat, nachdem ich ihn schon früher in München cursorisch gelesen. Der redliche Schwabe ist weniger ausführlich und redselig als der Westfale Dietrich von Nien. Während aber dieser über Karl IV. nach individueller Anschauung berichtet, erzählt Heinrich, was er unmittelbar erlebt und ist selbst die treueste Furchung des Eindruckes, welchen die Hebung des verderblichen Königschismas, die Wiederherstellung der Einheit des Königthums, die Kräftigung der königlichen Macht, die Wiederherstellung des Kaiserthums, die Karl IV. selbst für ein Wunder ansah, die Maßregeln zur Reformation des Clerus oc. unter den Zeitgenossen hervorriefen. Dietrich von Nien, wel-

cher das große und unheilvolle Schisma der Päpste erlebte und beschrieb, hatte die Geschichte Karl IV. hinter sich, und machte sie für dasjenige verantwortlich, was seiner Meinung nach hätte geschehen sollen — ob können, bleibt freilich die Frage. Heinrich war selbst ein ganz angesehener Mann; aus seinem altadeligen Geschlechte, das sich gegen Ludwig d. B. erklärt hatte, wurden zwei Männer zugleich, wahrscheinlich er selbst — zu Bischöfen von Constanz gewählt; H. Rudolf von Osterreich bestimmte 2 Fräulein dieses Hauses zu Edelfräulein seiner Gemahlin, der Tochter K. Karls IV. Er selbst war decretorum doctor, Canonicus zu Constanz, Kaplan P. Johannis XXII. gewesen. Obwohl er so im Streite Ludwig des Baiern nicht auf dessen Seite stand und sein Kaiserthum nie anerkannte, hatte er ein offenes Auge für die zahlreichen Gebrechen seines Standes und der Curie von Avignon zumal. Schon in dieser Beziehung ist sein Werk äußerst lehrreich. Obwohl Anhänger P. Johannis, weist er nach, wie aus des letztern Prozessen und Bannflüchen gegen Ludwig d. B. eine beispiellose Verwirrung hervorging, die unter dem scheinbar gemäßigten, in Wahrheit ganz unselbständigen P. Benedikt XII noch drückender wurde und endlich, ganz abgesehen von dem politischen Zustande des Reiches, zu jenem gänzlichen Verfall der Sitten bei dem Clerus führte, dem dann auch Karl IV nicht mehr zu steuern vermochte. Da Albert von Straßburg in seiner Chronik die Jahre 1357 bis 1365 ganz übergeht, Heinrich Truchseß aber von 1342—1362 reicht, füllt er an und für sich schon eine Lücke aus, welche Heinrich Rehdorfs Annalen bis 1363 nicht genügend ergänzen. Zudem er aber selbst in einer Stadt (Constanz) lebte, welche sich vorzugsweise gegen den Bann P. Johannis erklärte, lernen wir aus ihm nicht bloß den Höhepunkt der kirchlichen Zerrwürnisse jener Lage kennen, sondern werden auch in das Treiben eines Gemeinwesens geführt, daß sich einerseits an die Schweizer, anderseits an die schwäbischen Reichsstände anlehnt. Da erfahren wir denn aus ihm den eigentlichen organisatorischen Gedanken Karls IV, Reichsadel und Reichsstädte, die Träger des republikanischen Elementes, unter kaiserlichem Schutze zu vereinigen, der fürstlichen Übermacht Schranken zu gebieten, dem Reichsinteresse über das fürstliche den Sieg zu verschaffen, im Reiche

selbst Frieden aufzurichten und das Kaiserthum als natürlichen Schlußstein des ganzen Gebäudes Allen wünschenswerth zu machen. Es war ein heilloser Zustand der Dinge, welchen Karl IV im Reiche traf, und der durch das System der Provisionen, wie es damals von Avignon aus getrieben wurde, noch unabsehbar in seinen Folgen gemacht wurde. Wollte doch 1350 Cola di Rienzo seinen Kopf zum Pfande geben, daß der Papst selbst nicht einmal seine Zustimmung zur Wiederherstellung des Kaiserthums geben würde. Die Ernennung der geistlichen Fürsten durch die Päpste, das jetzt aufkommende System ihrer Versetzung, die Nichtberücksichtigung stattgehabter Wahlen, was sich aber nicht bloß auf Bischöfe bezog, war vollends einem Krankheitsprozeß zu vergleichen, welchen der frühere Arzt theils nicht heben konnte, theils nicht heben wollte. Wenn da Karl unablässig darauf drang, daß bei Besetzung der Reichsbisthümer das Interesse des Reiches berücksichtigt werde, das hierbei auch mit den territorialischen Bestrebungen der Herzoge zu kämpfen hatte; wenn er das Kaiserthum herstellte, ohne sich zum bloßen Vollstrecker päpstlicher Pläne in Italien zu machen; wenn er ganz im Gegensatz zu der fabelhaften Erzählung Dietrichs von Niem über die Verschleuderung der Reichsrechte von Arelat, diese, wie Heinrich darthut, dem Papste gegenüber eben so geltend machte, wie den Reichsvasallen; wenn er in Metz die welschen Vasallen um sich schaart, in Lübeck das Reichsinteresse den Dänen gegenüber zu wahren weiß, so ist es Zeit, ihm wenigstens seine Fehler nicht höher anzurechnen, als man es bei denjenigen seiner Vorgänger zu thun pflegt, die, wir wollen nicht sagen, aus welchem Grunde, nur Tugenden haben dürfen. — —

Die Frage ist ja leider noch immerwährend ungelöst geblieben: welches waren die leitenden Ideen in Karls Regierung des deutschen Reiches? Da wird man wie so oft an die ersten Regierungsjahre des letzten staufischen Kaisers (Friedrich II) erinnert, der sich, wie er selbst sagte, die Aufgabe stellte, die Fehler seines Vorgängers zu meiden, durch welche sich letzterer bei Gott und den Menschen verhaßt gemacht habe. Ludwig hatte geglaubt, zu einer Zeit, als die römische Partei im Cardinalscollegium öffentlich bekannte, daß sie nur das französische Interesse zur Wahl Clemens V veranlaßt, durch Absetzung des rechtmäßigen Papstes, durch Wahl eines Gegenpapstes zum Ziele zu kommen, wäh-

rend die Übel seiner Regierung zunächst in dem Umstande lagen, daß die deutschen Wahlfürsten in der kritischen Zeit des deutschen Königthums nicht dazu zu bringen waren, Einen König zu wählen, im Königthume selbst ein unseliges Schisma durch Schuld der deutschen Fürsten eingerissen war. So lange nicht König und Fürsten auf einer Seite standen, war jeder Versuch, die Einheit des Papstthums und der französischen Krone zu sprengen, vergeblich. Als Karl die Einheit des Königthums hergestellt hatte, konnte er auch an die Beseitigung der größten Übel der Zeit, der avignonesischen Zustände denken, und wer hat eifriger an dieser Vorbedingung der Reform des Clerus gearbeitet, als er? Was somit Ludwig durch seine Opposition nicht gelang, gelang Karl auf dem entgegengesetzten Wege: er löste den Knoten, welchen die französische Arglist in Verbindung mit römischer Ausartung u. unauflösbar gemacht zu haben schien. Beide Regierungen Ludwigs und Karls, welche volle 64 Jahre, den größeren Theil des XIV Jahrhunderts andauerten, ergänzten sich somit gegenseitig und beruhten auf einer geschichtlichen Nothwendigkeit. Daß nach dem großen Zerwürfniß der Regierung Ludwigs d. V. eine Regierung kommen werde, welche auf das Sorgfältigste den Grund und Anlaß derselben vermeiden werde, lag in der Natur der Sache. Wenn aber Karl dem römischen Stuhle noch so sehr nachgab, so blieb er noch lange hinter jenen Concessionen zurück, welche Ludwig den Päpsten, die er bekämpfte, zuletzt im scheinbaren Gegensatz mit sich selbst einzuräumen gewillt war, die aber theils Benedict XII theils Clemens VI verworfen hatten. Die Absicht Karls war, so lange wie möglich Frieden zu halten und dem Reiche somit jene Grundlage zu gewähren, auf welche allein der Sieg des Rechtes und nicht der Gewalt zu erstehen vermag. So wenig ihn aber das Bestreben, es eher zur äußersten Grenze der Nachgiebigkeit gegen die Päpste kommen zu lassen, vor Zerwürfnißen mit diesen schützte, da er die Rechte des Reiches nicht Preis geben konnte und nicht Preis geben durfte, so wenig hat ihn seine Friedensliebe vor den Kämpfen im Innern vollständig bewahrt. Da waren es die Reichsstädte ebenso, deren Troß er zu bändigen suchte, als die Reichsfürsten, welche sich der Reichsordnung nicht fügen wollten, während sein Gedanke, wie er aus Heinrich Truchseß hervorgeht, vorzüglich dahin gerichtet war, Adel und Städte

zur Erkenntniß ihres gemeinsamen Interesses zu bringen und beide aus Seguern Freunde zu machen. Vielsach wird man in der Geschichte des XV Jahrhunderts darauf geführt, daß für die Ordnung und Wohlfahrt des Reiches nichts so wünschenswerth war, als die Organisation der republikanischen Partei im Reiche und Fernhaltung des Reichsadels von denjenigen Bahnen, auf welche er sich im Mißverständnisse seines wahren Interesses nachher begab, als er sich statt an die Städte und den Kaiser an die Fürsten anschloß und diesen diente. Stets wird man wieder darauf gebracht, daß in dieser falschen Politik der Grund zu suchen ist, warum die oft begonnenen Reformen des Reiches nicht recht anschlagen wollen. Nicht unsere Könige und Kaiser haben das Reich zu Grunde gerichtet, wie uns jetzt eine Geschichtschreibung vorspiegeln will, die die größten Thaten unserer Vorzeit zu jämmerlichen Verfehrtheiten herabdrücken und uns mit unserer eigenen Vergangenheit in Zerwürfniße setzen, für sich aber eine privilegierte Stellung behaupten möchte, sondern die deutschen Fürsten und kleinen Dynastien, die mit einer Zähigkeit ohne Gleichen und mit einer eben so großen Rücksichtslosigkeit in Betreff der Wahl ihrer Mittel an Zerstörung des Kaiserthums, des Reiches, der Größe unserer Nation arbeiteten, haben vorzugsweise unser gegenwärtiges politisches Elend hervorgeufen. Nur die Organisation der im XIV und XV Jahrhunderte so mächtigen republikanischen Partei im Reiche, stark genug, der fürstlichen Macht ein Gegengewicht zu bilden, konnte da dem Reiche noch aufhelfen! Das habe ich in der Einleitung zu den fränkischen Studien seiner Zeit satzsam nachgewiesen, zum heilsamen Schrecken unserer so unendlich wohlgefinnten Geschichtschreiber, die es unseren Kaisern nicht verzeihen können, daß sie — die Kaiserstraße in der Geschichte gingen. Da ist es Karls Verdienst, darauf hingearbeitet zu haben, daß eine Verständigung zwischen Reichsstädten und Reichsadels eintrat, beide sich gleich an Aufrechthaltung des Landfriedens beteiligten, ohne welchen ja kein Gedeihen stattfinden konnte. Ich hoffe an einem andern Orte nachzuweisen, daß auch die wittelsbachischen Zerwürfniße, zu deren richtigen Beurtheilung neulich A. Huber Wesentliches beigetragen, eine andere Auffas-

sung zulassen, als bisher, und Karl gerade dadurch, daß er den Wittelsbachern die Hand zum Frieden bot, die Kaiserkrone, so lange P. Clemens, ihr unversöhnlicher Feind lebte, nicht erlangte, und beschränkte mich schließlich darauf hinzuweisen, daß Karl nach Heinrich Truchseß selbst darauf bestand, daß der römische Stuhl ihm die Rechte des arrelatischen Königreiches zuwende, was freilich anders lautet, als wir nach Dietrichs von Nien gefärbter Darstellung anzusehen gewohnt sind. Dazu aber war Karl um so mehr berechtigt, als er ja bei dem Verkauf Avignons von Seiten der Königin Johanna von Sicilien (Neapel) an den römischen Stuhl sich auf das Freigebigste benommen hatte, andererseits nicht hindern konnte, daß die Dauphiné von ihrem bisherigen Besitzer selbst der französischen Krone verschrieben wurde, nachdem der französische König die Umgebung des so wankelmüthigen Dauphins bestochen hatte. Doch diese Angelegenheit wird sehr bald besonders erörtert werden.

Die große Schwierigkeit in der Geschichte K. Karls IV. besteht übrigens nicht bloß in der deutschen Geschichte, sondern darin, daß er die deutsche Geschichte wieder zur allgemeinen erhob und dem slawisch magyariſchen Osten gegenüber ebenso seine Stellung zu behaupten suchte, als dem romanischen Westen und Süden wie dem scandinavischen Norden gegenüber. Während kurz vor ihm Deutschland auf dem Punkte stand sich auf das Reich im engsten Sinne des Wortes zu beschränken, stellte es Karl IV. allmählig auf den Standpunkt seiner mitteleuropäischen Bedeutung. Zudem er die Einmischung der Ungarn in Italien, der Franzosen in Arles, der Dänen in Norddeutschland so viel als möglich zurückwies, brachte er es dahin, daß Deutschland selbst einen Einfluß nach den verschiedensten Seiten ausübte, nicht aber wie bisher Königthum und Kaiserthum von fremdem Einflusse abhängig waren. Und darin liegt die wirkliche Größe der Regierung K. Karls, welcher von der Macht, die er erlangte den Gebrauch machte, welchen die Würde und Ehre des Kaiserthums verlangte und in dieser Beziehung sich denjenigen wohl an die Seite stellen darf, die in ungleich günstigerer Zeit lebend durch ihre Größe die Verwirrung und Auflösung zeitigten, mit welcher er fortwährend zu kämpfen hatte. *

B. Szechische (slawische) Literatur.

Safarik's Geschichte der südslawischen Literatur.

Von dem Karthager Hanno angefangen bis auf Benjamin von Tudela; von dem Venetianer Marco Polo bis auf Cook, La Beyrouse, Mungo Park, Barth, Miani, Speke und Grant bedurfte es einer langen Reihe von Entdeckern, und wird es auch fernerhin einer solchen bedürfen, um das Dunkel, welches so viele Theile des Erdkreises bedeckte oder bis heute bedeckt, allmählig zu erhellen.

Wie der Erdkunde, so geht es der Geschichte. Auch hier gibt es gar viele, dem Reiche der Erkenntniß noch nicht einverleibte Gebiete, die ihrer Hanno's, ihrer Marco Polo's, ihrer Miani's harren. Auch die Geschichte hat ihre ungelösten Räthsel und ihre Nilquellen, zu denen noch kein Forscher den Weg gefunden.

Zu solchen dunklen und unerledigten Problemen der Geschichtswissenschaft gehört unter andern auch Serbien, die Heimat des südwestlichsten Gliedes der räumlich so ausgedehnten und vielverzweigten slawischen Völkerfamilie. Zur Zeit der Kreuzzüge lag über Serbien ein so dichter Nebel, daß die westeuropäischen Gelehrten die Lage dieses Landes zwischen Rußland und Ungarn suchten; heute nach 600 Jahren steht es um Serbien's Geschichte nicht viel besser als damals um die Kenntniß seiner geographischen Verhältnisse. Die Schuld liegt nicht ganz auf Seite der wissenschaftlichen Forschung; denn hat diese auch dem Volke der Serben ihre Aufmerksamkeit etwas spät zugewendet, so ist es doch vorzugsweise dem Mangel an einheimischen Quellen zuzuschreiben, daß Serbien's Geschichte über die unbefriedigende Form eines lückenhaften und zweifelhaften Stückwerkes noch nicht hinausgekommen. Indes so weit die Schicksale des serbischen Volkes bekannt und beglaubigt sind, haben sie einen vollgiltigen Anspruch auf unser Interesse, besonders wenn sie uns von einem so berufenen Darsteller wie Safarik erzählt werden. Dieser Gelehrte zieht nemlich in seiner (bei Tempsty erscheinenden) Geschichte der südslawischen Literatur auch das politische und kirchliche Leben der Serben, jedoch nur

insofern als es auf die Literatur Einfluß genommen, in den Kreis seiner Betrachtung. Obschon nicht Selbstzweck, sondern bloß sekundäres Moment, bietet doch die von Safarik entworfene Skizze der serbischen Geschichte in gedrängter Kürze die Quintessenz aller Ergebnisse der bisherigen Quellenstudien, und wird allen jenen, die sich rasch orientiren wollen, die erspriesslichsten Dienste leisten. Folgen wir darum an der Hand jenes kundigen Führers den Geschicken eines Volkes, das aus einer unscheinbaren Stellung zu einer überraschenden Fülle von Macht und Glanz emporsteigt und dann — gleich einem Meteor, welches eben so rasch verglüht als es aufgeglommen — von der wie im Flug gewonnenen Höhe plötzlich in Bedeutungslosigkeit, ja in schmachvolle Dienstbarkeit hinabsinkt. —

Um das Jahr 638 nach Ch. G. wanderten die Serben aus ihren alten Wohnsitzen am Dniester — dem sogenannten Woikerland¹⁾ — in das südwärts von der unteren Donau gelegene Myrikum, wo ihnen der griechische Kaiser Heraklius mehre Landschaften anwies. Die neue Heimat der Serben zerfiel nach den verschiedenen Stämmen derselben in 7 Gaue (das eigentliche Serbien, Bosnien, Zachlumien, Dioklea, Terbunien, Narenta und Kanale oder Konavlje) mit 7 Zupanen an der Spitze, die ein ziemlich loses Band an einen Großzupan knüpfte, der seinerseits wieder zum griechischen Kaiser in einem vasallitischen Verhältnisse stand. Die Würde des Großzupans, der bei den griechischen Historikern gewöhnlich ἀρχων d. h. Fürst, zuweilen auch ἀρχιζουπάνος oder μεγαλοζουπάνος, oder auch σερβάρχης heißt, war von Uransfang her erblich; daher führte sie allmählig zur Entstehung förmlicher Dynastien: und zwar zunächst im eigentlichen Serbien zu Desniza (am Drina-Fluß), hierauf in Dioklea zu Skadar, zuletzt in der Stadt Kasa oder Kassa. Mit diesen drei Dynastien wechselte natürlich auch der Schwerpunkt des serbischen Reiches, indem er jedesmal dem neuen Regierungssitze folgte.

Schon die älteste Zeit der serbischen Geschichte widerhallt von Waffengeklänge. Von den benachbarten Bulgaren mit ununterbrochenen Unterjochungskriegen heimgesucht, hatten die Serben zur Abwehr des ihnen zugebachten Jo-

1) Ausführlicheres darüber sieh in dem nächst vorangehenden Hefte der „Mittheilungen“ S. 69.

ches harte Kämpfe zu bestehen. Die schwerste Bedrängniß brachte über sie der bulgarische Fürst Simeon, der siegreich vordringend, im J. 924 ganz Serbien durch planmäßige Verheerung auf lange hin zu einer Wüste, zu einer Einöde, zu einer Wildniß machte. Erst als der griechische Kaiser Basilus i. J. 1018 das bulgarische Reich zertrümmerte, durften die Serben freier aufathmen.

Der Gefahren einer so bedrohlichen Nachbarschaft für immer ledig und durch keinen anderweitigen Feind in Schach gehalten, begannen jetzt die Serben im Gefühl ihrer ungetheilten Kraft auf eine Lockerung ihres Verbundes mit Konstantinopel zu sinnen. Es war ein bedeutsames Zeichen dieser Emancipationsbestrebungen, daß ein Großzupan der zweiten Dynastie, Michael (1050—1080) den Titel eines „Königs“ annahm und vom Papste Gregor VII. i. J. 1078 die Insignien und Symbole des Königthums erwirkte. Gegen seine Nachfolger suchten jedoch die griechischen Kaiser ihre Oberherrlichkeit wieder zur Geltung zu bringen, bis endlich i. J. 1159 Stephan Nemanja die zweite Dynastie stürzte, in Rassa ein unabhängiges Großzupanat gründete und die Oberherrschaft der Griechen brach. Mit der von ihm begründeten dritten Dynastie, den Nemaniden, beginnt und verschwindet die glänzendste Periode der serbischen Geschichte: die Periode der Selbständigkeit und höchsten Machtentfaltung. Seit Nemanja machte Serbien, von Eroberung zu Eroberung forteilend, so gewaltige Fortschritte, daß es 200 Jahre später unter Stephan Duschau als mächtiges Kaiserthum da stand und sich dazu rüstete, mit Byzanz — wie einst Rom mit Karthago — einen Kampf auf Tod und Leben einzugehen.

Stephan Nemanja ist nur durch Begünstigung, ja durch direkten Einfluß des griechischen Kaisers Manuel Komnenos zur Würde des Großzupans gelangt; aber trotz dieser ihm von griechischer Seite auferlegten Verpflichtung ließ er sich nicht abhalten, den Schutzverband zwischen Serbien und Byzanz mit der Schärfe des Schwertes zu zerhauen. Nach Beschwichtigung seiner widerspenstigen Brüder unterwarf er sich Bosnien, und schlug den Muth der aufrührerischen Zupane auf immer nieder; kriegerisch und thatendurstig, wie er war, zog er zweimal wider die Griechen ins Feld und schloß zweimal mit ihnen Frieden; nach Manuel's Tod entriß er ihnen

Peternit, Stip, Zemljan, Belbuzd, Pripren, Nisch und andere feste Städte. Um das Jahr 1184 belagerte er Ragusa, jedoch vergeblich, weshalb er mit dieser Stadt einen Vergleich abschloß. Fünf Jahre später (1189) empfing er den auf der Kreuzfahrt nach Palästina begriffenen deutschen Kaiser Friedrich Barbarossa, den er schon früher durch eine Gesandtschaft in Eger hatte begrüßen lassen, zu Nisch (oder Nissa) auf das glänzendste; den politischen Verhandlungen, die er hier mit dem Rothbart angeknüpft, scheint die Absicht zu Grunde gelegen zu haben, einen neuen mächtigen Schutzherrn zu gewinnen oder wenigstens nach Byzanz hinüber zu demonstriren. Im J. 1192 eroberte er von den Griechen Stupi (oder Skoplje) und erhielt in dem darauf folgenden Friedensschlusse die Nichte des griechischen Kaiser Isaak Angelos Komnenos für seinen Sohn Stephan. Nachdem er 36 Jahre lang regiert und gekämpft, daneben aber auch die Kirche gefördert und viele Klöster gebaut hatte, trat er (i. J. 1195) die Herrschaft an seinen ältesten Sohn, den eben erwähnten Stephan, ab, zog die Mönchskutte an, und starb den 13. Febr. 1200 in dem von ihm gestifteten reichen und weltberühmten Kloster Chilandar auf dem Berge Athos.

Wie Nemanja durch die Gründung der serbischen Unabhängigkeit und eines serbischen Reiches seinen Namen verherrlicht hat, so steht sein jüngster Sohn, der in serbischen Legenden und Volksliedern noch heute hochgefeierte, heilige Sawa als Gründer der serbischen Nationalhierarchie im gesegneten Andenken. Schon die Geburt dieses Heiligen galt für ein Wunder, weil sie in ein so weit vorgerücktes Alter seiner beiden Eltern fiel, daß nach menschlicher Erfahrung an die Möglichkeit eines Kindersegens nicht zu denken war. Frühzeitig entwickelte sich bei ihm die Neigung zu einem beschaulichen Leben und zum Studium, weshalb er den Umgang mit Mönchen eifrig suchte und in seinem 17. Lebensjahre ohne Wissen, ja gegen den Wunsch seiner Eltern in ein Mönchskloster trat. Nach der Erbauung Chilandars lebte er hier als Archimandrit. Auf Verlangen seines regierenden Bruders Stephan und auf die Bitte des gesammten serbischen Volkes brachte er den Leichnam seines unter dem Namen Simeon heilig gesprochenen Vaters Nemanja aus Chilandar nach dem serbischen Kloster Studenica, wo er auf dringliches

Zureden seines Bruders die Würde des Hegumens übernahm und von 1208 — 1215 bekleidete, dann aber wieder nach Chilandar zurückkehrte. In Folge wiederholter Unterhandlungen mit seinem Bruder Stephan, setzte er nun sein großes Vorhaben, in Serbien ein Erzbisthum zu gründen, erfolgreich ins Werk. Er reiste nach Nikäa in Asien zum griechischen Kaiser Theodor Laskaris I. und empfing hier i. J. 1221 von dem griechischen Patriarchen Germanos feierlichst die Weihe zum „Erzbischof von Serbien;“ zugleich wurde hierbei vom Kaiser und Patriarchen das neue serbische Erzbisthum als „selbständig“ anerkannt, weil die Verbindung zwischen Serbien und dem Patriarchat zu Nikäa durch das mitten inne liegende, jüngst-entstandene fränkisch-lateinische Reich behindert war. Die Haupt Sorge des Erzbischofes Sawa war nun auf die Einrichtung der serbischen Hierarchie gerichtet. Die alten Landesbisthümer wurden regulirt, neue errichtet, mehrere Klöster reichlich dotirt und mit Hegumenen versehen. Sawa griff auch in die politischen Verhältnisse Serbiens heilsam ein. Der regierende Fürst und Großzupan Stephan wurde nämlich von seinem jüngeren Bruder Vuk, der in seinem unruhigen Ehrgeiz nach der Herrschaft trachtete, hart bedrängt. Sawa bewog nun nicht allein den Vuk, seine Prätendentenrolle aufzugeben, sondern verschaffte auch dem Stephan vom Papste Honorius III. das Zugeständniß der Königswürde und setzte ihm die von Rom ausgeholte und vom Papste geweihte Krone i. J. 1222 auf das gesalbte Haupt. Von jetzt an führte Stephan den Beinamen „der Erstgekrönte“, weil er in der neuen oder dritten Dynastie der erste Kronenträger war. Sawa stand dem serbischen Erzbisthum 14 Jahre lang vor; im Jahre 1234 legte er seine Würde nieder, unternahm eine mehrjährige Reise nach dem Orient und starb auf der Rückkehr in der damaligen bulgarischen Hauptstadt Trnovo (1237). Sein Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhl Arsenios I. holte dort seine Gebeine ab und setzte sie unter großem, kirchlichen Pomp in der Kirche des serbischen Klosters Mileshewa bei. Hier ruhte der als heilig Verehrte über drei Jahrhunderte; i. J. 1595 ließ ein türkischer Pascha den nach dem serbischen Volksglauben wunderthätigen Körper desselben nach Belgrad bringen und — verbrennen.

Auf Stephan, der wahrscheinlich im J. 1224 starb und kurz vor seinem Tode Mönch geworden war, folgten der Reihe nach seine drei Söhne Radoslaw, Wladislaw und Stephan Urosch, zubenannt der große König. Unter der Regierung des letzteren brachte im Jahre 1241 ein durchziehendes Mongolenheer, Raub und Verwüstung über Bosnien, Serbien und Bulgarien; desohungeachtet erholte sich das Serbenvolk so vollkommen von diesem Schlag, daß Stephan Urosch die Eroberungspläne seiner Vorgänger wieder aufnehmen konnte. Er brach in Makedonien ein, besetzte daselbst zwei Landstriche und schlug die herbeieilenden Griechen aus Haupt (1255). Von seinem Sohne Dragutin des Thrones entsetzt und verjagt, starb er vor Gram und Kummer auf der Flucht (1272). Aber Gewissensbiße ließen den Dragutin der Herrschaft nicht froh werden; er trat daher schon nach drei Jahren die Regierung an seinen Bruder Milutin ab. Dieser führte sowohl mit Michael Paläologus als auch mit dessen Nachfolger Andronikos II. siegreiche Kriege und rückte die Grenzen der serbischen Herrschaft abermals weiter nach Außen. Nicht so glücklich waren seine häuslichen Verhältnisse. Von vier Gemahlinen hatte er drei verstoßen; blos Simonis, eine griechische Prinzessin, behauptete sich an seiner Seite und überlebte ihn auch. Seinen einzigen Sohn und präsumtiven Erben ließ er aus Argwohn und Eifersucht zuerst blenden und dann (1307) nach Konstantinopel abführen, berief ihn jedoch später wieder zurück und überließ ihm, da ihn die Blendung der Sehkraft nicht ganz beraubt hatte, die Verwaltung von Dioklea. Gegen sein Lebensende hin erfuhr Milutin den Unbestand des Kriegsglückes. Er wurde von dem ungarischen König Karl Robert und den Sicilianern (Neapolitanern) gleichzeitig angegriffen und verlor trotz vorübergehender Erfolge Maiva und Bosnien, welches erst sein Enkel zurückeroberte. Wohl nicht dem Adel der Gesinnung, sondern seinen vielen Schenkungen an die Kirche verdankte Milutin den Beinamen des heiligen Königs. Er starb i. J. 1321. — Sein Sohn Stephan, nach dem von ihm erbauten Kloster Decani gewöhnlich Stephan Decanski genannt, hatte mit inneren und äußeren Feinden zu kämpfen. Sein Neffe und ein angeblicher Halbbruder traten mit Thronansprüchen hervor, unterlagen jedoch eben so wie König Karl Robert und die Bulgaren setnen Waffen;

auch den Griechen entriß er in Folge glücklicher Kämpfe fünf neue Städte in Makedonien. Aber um das Jahr 1334 empörte sich gegen ihn sein herrschsüchtiger, von den Bojaren mißleiteter Sohn Stephan Duschau, belagerte ihn zuerst in Nerodimlje, nahm ihn darauf in der Weste Petrić gefangen und ließ ihn endlich im Schlosse Zvečan auf das grausamste erwürgen. (1336).

Durch den Glanz seiner Thaten suchte Duschau den schwarzen Frevel, der ihm vorzeitig den Weg zum Throne gebahnt, in Vergessenheit zu bringen. Sieger in nicht weniger als dreizehn Feldzügen gegen die Griechen, erhob er die serbische Macht auf den Kulminationspunkt. Das Gebiet der serbischen Herrschaft erhielt durch sein Schwert einen solchen Zuwachs, daß es ganz Makedonien, Albanien, Thessalien, Nordgriechenland und Bulgarien umfaßte. Die Größe dieses territorialen Umfangs schien es hinlänglich zu rechtfertigen, daß Duschau den Titel König mit dem höheren und stolzeren „Car“ oder Kaiser vertauschte. Gleichzeitig proklamirte er den Landeserzbischof zum Patriarchen.

Neben der nach Außen hinzielenden, kriegerischen Hauptrichtung seiner Thätigkeit vergaß er nicht auf die innere Wohlfahrt seiner Länder. Um die Rechtszustände seiner Unterthanen zu regeln und zu festigen, ließ er i. J. 1349 auf einem Reichstage die älteren Landesgesetze revidiren und sammt den neu hinzugekommenen Gesetzen zu einem geschriebenen Codex zusammenstellen. Dieses Gesetzbuch ist noch vorhanden, und wiewohl in mehr als einem Punkte für uns nicht ganz klar, gewährt es doch interessante Blicke auf die damaligen Bildungs- und Sittlichkeitsverhältnisse des serbischen Volkes. Dasselbe bestand aus dem Klerus, dem Adel, den Bauern und Städtern. Priester, die eigene Erbgründe besaßen, waren abgabefrei; eben so jene Kleriker, die vom Kirchengute drei Morgen Landes erhielten: nahmen sie mehr an, so mußten sie von Überschusse Abgaben zahlen. Auf Kirchengründen kam das Recht der Jurisdiktion ausschließlich dem Klerus zu. — Der Adel war dem Staat gegenüber nur zum Kriegsdienst verpflichtet, sonst aber von allen Abgaben an den Car befreit. Auf ihren Erbgründen stand den Adelligen die freie Wahl des Pfarrers zu. Nach dem Tode eines adeligen Grundherrn fiel sein bestes Pferd und seine Waffenrüstung dem Car, das große Perlelgewand nebst dem goldenen Gürtel seinem

Sohne oder seiner Tochter zu. Wenn ein Magnat einen Kleinedelmann beschimpfte, so zahlte er 100 Perpern; im umgekehrten Fall erlegte der Kleinedelmann nicht allein 100 Perperu Strafgeld, sondern er wurde überdies am Kopfe und im Gesicht abgejengt. — Wer seinen Sohn oder Bruder zum Hofdienst empfahl und für dessen Treue bürgte, mußte für die Untreue desselben die betreffende Strafe erleiden. In Bezug auf jede Missethat haftete der Bruder für den Bruder, der Vater für den Sohn und die Kinder für den Vater, so lange sie „unge-theilt“ waren. — Für Gewaltthat an einer adeligen Frau wurden dem Adelligen Hände und Fülße abgehauen, der Bauer aber erlitt den Tod durch den Strang. Für Gewaltthat an seinesgleichen verlor der Bauer Hände und Nase. — Der Bauer war verpflichtet, dem Grundherrn wöchentlich zwei Tage Frohdienst: zu leisten, jährlich den carischen Perper zu entrichten, einen Tag Heu zu mähen, und einen Tag im Weinberg oder anderswo zu arbeiten. Im übrigen war der Bauer frei und jede Bedrückung desselben verboten. Für die Tödtung eines Bauern zahlte der Edelmann 1000 Perperu; der Bauer dagegen büßte den Todschlag eines Edelmannes mit 1000 Perpern und dem Verluste der Hände. Der Todtschläger eines Geistlichen wurde aufgehängt, ein Verwandtenmörder verbrannt. Für Verwünschungen und Zaubersprüche zahlte der Edelmann 100, der Bauer 12 Perpern. Riß jemand einem freiem Manne den Bart aus, so wurden ihm beide Hände abgehauen. — Den Städten bestätigte der Duschau'sche Zakonnik (d. h. Gesetzcoder) ihre Gerechtfame und Privilegien; sie waren von Einquartirungen frei und alles in ihrem Weichbild Geraubte mußte die Umgegend ersetzen. — Die wichtigste unter den processualischen Bestimmungen des Zakonnik ist der Artikel über die Schwurgerichte (porota): aus ihm erfahren wir, daß schon der heilige König d. h. Milutin Schwurgerichte eingeführt und Duschau selbe aufrecht erhalten hat. Das große Schwurgericht bestand aus 24, das mittlere aus 12, das kleine aus 6 Geschworenen (porotci), die für Magnaten, Edelleute und Bauern aus ihren Standesgenossen gewählt wurden. Ob auch die Städter („Bürger“ will der Schreiber dieser Zeilen absichtlich nicht sagen, weil — wie es ihm scheint — ein eigentlicher Bürgerstand kaum vorhanden war) der Schwurgerichte sich erfreuten, ist aus dem Zakonnik nicht er-

sichtlich. Die Geschworenen versammelten sich vor der gerichtlichen Verhandlung in der Kirche und wurden allemal vom Priester in Eid und Pflicht genommen. Drei Arten von Verbrechen waren der Kompetenz des Schwurgerichtes entzogen und dem Urtheilsprüche des Caren vorbehalten: Untreue gegen Fürst und Land, Blutschuld und Todtschlag eines Edelmannes. Neben den Schwurgerichten liefen die Ordalien ganz gemüthlich einher; hatte nämlich ein Leibeigener etwas verbrochen, so mußte er in einen mit kochendem Wasser gefüllten Kessel greifen; zog er die Hand unverletzt heraus, so war er schuldlos; bezeugte dagegen die verbrühte Hand seine Schuld, so verfiel er dem Gerichte seines Grundherrn oder nach Umständen jenem des Caren.

Schon in den ersten Kämpfen mit den Griechen war es dem Duschau gelungen, bis vor die Thore Konstantinopels vorzudringen. Schon damals mochte er im Siegestaumel den Gedanken an eine Unterjochung des ganzen byzantinischen Reiches gefaßt haben. Bald gestaltete sich der kühne Gedanke in seiner ehr- und herrschsüchtigen Seele zu einem festen Plane, zu dessen Verwirklichung er nur den geeigneten Zeitpunkt abwartete. Dieser schien endlich i. J. 1356 gekommen. Duschau nahm gewaltige Rüstungen vor, in der Absicht, Konstantinopel zu erobern, den griechischen Kaiser zu entthronen, die byzantinische Kaiserkrone sich selbst aufzusetzen und die mittlerweile in Europa eingedrungenen Türken nach Asien zurückzuwerfen. Mitten unter solchen Vorbereitungen ward er am 18. Dezember 1356 vom Tode überrascht.

Dem Regierungsantritte seines erst 18jährigen und willensschwachen Sohnes Urosch folgte ein rascher Umschlag in den politischen Verhältnissen und der Machtstellung Serbiens. Duschau hatte durch die nach byzantinischem Muster getroffene Einrichtung von Statthaltertschaften den Keim zu einer Krisis gelegt, welche jetzt zum Ausbruche kam und nicht allein die Expansivkraft des serbischen Reiches plötzlich paralysirte sondern auch seine innere Ordnung erschütterte. Die von Duschau mit allzugroßer Gewalt ausgestatteten Statthalter der einzelnen Länder spielten dem schwachen Urosch gegenüber die unabhängigen Herren, und einer derselben Bukaschin bestieg sogar, nachdem er den auf der Flucht begriffenen Urosch eigenhändig mit einer Keule erschlagen, den usurpirten serbischen Carenthron (1367). Er kämpfte

anfangs glücklich gegen die Türken, verlor aber zuletzt die entscheidende Schlacht am Tamarus (Timacus) und mit ihr das Leben. Das serbische Großreich eilte jetzt unaufhaltsam seinem Verfall entgegen.

Während der Statthalter von Bosnien Ewardko sich unabhängig erklärte und den Titel „König von Bosnien“ annahm, riß der Statthalter von Sirmien Lazar die Herrschaft über den größten Theil Serbiens an sich, aber doch mit einigem Schein von Recht, da er mit der früheren Dynastie verwandt war. Er betrachtete sich auch in der That für den rechtmäßigen Erben der Nemaniden und ließ sich (1367) förmlich zum Caar krönen, bediente sich jedoch in allen Urkunden aus Bescheidenheit nur des Titels Fürst. So kraftvoll er auch als Herrscher waltete, so vermochte er dennoch nicht, die heranflutende Übermacht der Türken abzuwehren. Nachdem Sultan Murat den Bulgarenfürsten geschlagen und unter seine Botmäßigkeit gebeugt hatte,kehrte er seine Waffen gegen Serbien. Für diesmal erkaufte zwar Lazar den Frieden durch einen demüthigenden Tribut, allein er hemmte dadurch nicht den Gang des über Serbien hereinbrechenden Verhängnisses. Drei Jahre später, am 15. Juni 1389 kam es zwischen den Türken und Serben auf einer Ebene, genannt das Amselfeld (Kosovo polje), zu einer furchtbaren Entscheidungsschlacht, die sowohl dem Murat als dem Lazar das Leben, dem serbischen Reiche aber die Freiheit und Selbständigkeit kostete. Fortan gab es keine Serben-Caare mehr: ihre Reihe war mit Lazar abgeschlossen.

Der jähe Untergang des serbischen Großreiches ist eine so merkwürdige Catastrophe, daß die denkende Betrachtung der Geschichte gern bei ihm verweilen mag. Interessant, aber — wie es scheint — nicht tief genug ist Hauke's Ansicht über die Ursachen, welche den plötzlichen Zusammensturz des Serbenreiches herbeigeführt haben. „Da es den Slawen überhaupt und den Serben insbesondere (so äußert sich dieser Historiker) nicht gelang, das orientalische Kaiserthum zu überwältigen, so konnten sie eine Verjüngung der alten Volksstämme dieses Reiches nicht in der Weise vollbringen, wie ihrerseits die Germanen im Westen; sie konnten sich nicht so völlig ausleben, noch ihre Natur im Staate geltend machen. Aus den im Kampfe begriffenen Elementen konnte sich nicht so gut eine höhere Einheit erheben. Dazu kam nun,

daß in eben dem Jahre, in welchem Dusch an starb, die osmanischen Türken zuerst in Europa festen Fuß faßten. Der schwache, von seinen Bojaren unterjochte Urosch war nicht berufen, Murat gegenüber zu handeln. Nur 33 Jahre nach Dusch an's Tode war mit der Kosower Schlacht serbische Freiheit und Selbständigkeit verloren. Man stritt wohl noch einmal und zweimal, doch fast mit dem Gefühle, daß man unterliegen würde, wie man denn auch unterlag. So war die serbische Nation bestimmt, statt ein eigen dauerhaftes Reich zu gründen: das türkische erheben zu helfen.“ — Viel tiefer faßt Safarik die Sache, wenn er jene Catastrophe aus dem Mangel an sittlicher Kraft herleitet, welcher für den Charakter der damaligen Serben so bezeichnend war. Ihre politische Selbständigkeit und Größe fiel in das Zeitalter des unbedingten Kirchenglaubens, der das Sittengesetz der geläuterten Vernunft für entbehrlich erachtete und nicht aufkommen ließ. Aus dem völligen Mangel an sittlicher Gediegenheit, dieser reinsten und reichhaltigsten Quelle des Nationallebens, läßt sich — meint Safarik mit Recht — der frühe Verfall des Serbenreiches wohl am besten begreifen. Das politische Unheil wurzelte in der sittlichen Verderbtheit des Volkscharakters; ihre traurigsten Erscheinungen waren die Gräueltaten in dem regierenden Hause der Nemaniden: der Sohn entthront den Vater und läßt ihn auf der Flucht umkommen; der Vater blendet den Sohn; der Sohn wiederum macht durch Vätermord den Thron für sich frei u. s. w.

Seit der Schlacht auf dem Amfelfelde lastete auf Serbien das Joch des türkischen Despotismus, der das serbische Volk in Elend und dumpfe Trägheit stürzte. Die Leidensgeschichte des geknechteten, von der Habgier der Pascha's und der Raubsucht der Janitscharen mißhandelten Landes können wir hier aus Rücksichten

auf den Raum eben so wenig ins Einzelne verfolgen als die zu Anfang dieses Jahrhunderts mit dem „schwarzen Georg“ hervorgetretenen Versuche, Serbien's Unabhängigkeit wieder herzustellen.

Safarik hat seine „Geschichte der südslawischen Literatur“ bereits i. J. 1833 vollendet, das Manuscript jedoch bis zu seinem Ableben im Kulte liegen lassen: ein Zeichen, daß er das Werk, oder wenigstens einzelne Partien desselben, nicht für druckreif hielt. Unter die minder genügenden Abschnitte zählte er — wie aus seinen wiederholt vorkommenden Andeutungen hervorgeht — auch den hier besprochenen Entwurf einer Geschichte Serbiens, der dem 3 Bände eingefügt ist. Dies beweist nur, wie weit Safarik entfernt war, vor seinem wissenschaftlichen Gewissen ein Fehl daraus zu machen, daß jener Entwurf — abgesehen von der etwas zerrissenen Form — gar Manches enthalte, was der Skepsis einen gerechten Anlaß zu allerlei Bedenken bietet und gegen eine strengere Kritik schwer zu vertheidigen ist. Wir haben 3 B. oben dem Safarik nachgezählt, daß die Großzupawe Michael und Stephan Nemanja ihre Königskronen aus den Händen des Papstes erhalten haben; allein widersprechen nicht die Anschauungen und Maximen des römischen Hofes der Verleihung eines Diadems an — schismatische Fürsten? — Trotz alledem bleibt die von Safarik selbst nicht beabsichtigte und erst jetzt, nach seinem Tode, erfolgte Veröffentlichung des obigen Werkes insofern dankeswerth als sie — wie schon betont wurde — den Freund der serbischen Geschichte mit dem Stande der bisherigen Forschungen rasch bekannt macht und durch die Mangelhaftigkeit der letzteren zu neuen Untersuchungen anregen dürfte. —

A . . . z . . . r.

Johann Graf von Luxemburg und König von Böhmen. Von Dr. Jos. Schötter, Professor der Geschichte am königlichen großherzoglichen Athenäum und wirklichem Mitgliede des archäologischen Vereines zu Luxemburg. Luxemburg. Verlag von Büch. 1865. Erster Band 392 S. Zweiter Bd. 320 Seiten.

Wir benötigen den Raum, welchen uns die ausnahmsweise stattfindende Verdoppelung unserer Beilage gewährt, um eine vorläufige Anzeige des eben erschienenen Werkes hier einzuschalten, eine ausführlichere Besprechung größerer Nuße vorbehaltend. Das Werk scheint nicht bloß mit großer Ausführlichkeit, sondern auch mit eingehender Gründlichkeit bearbeitet

zu sein und verdient um so mehr eine Berücksichtigung von unserer Seite, als es wieder ein Beweis ist, daß die böhmische Geschichte fortwährend von deutschen Gelehrten bearbeitet wird und die Einheimischen mit allen Kräften eintreten dürfen, wollen sie diesem wissenschaftlichen Andränge begegnen. Wenn aber der Verfasser zu dem Resultate gekommen zu sein scheint, wie es in der Widmung an S. M. den König der Niederlande heißt, in König Johann den größten Helden und einflußreichsten Monarchen des XIV. Jahrhunderts zu erblicken, so können wir mit diesem Urtheile nach den bekannten Thatsachen um so weniger übereinstimmen, als den meisten Forschern dieser auf steter Wanderung begriffene Fürst doch nur den Eindruck eines fahrenden Ritters, aber nicht des einflußreichsten Monarchen macht. Held ist aber der noch nicht, welcher nach einem fast ziellosen Leben im Kampfe für eine fremde Sache sechtend, ritterlich stirbt, wobei wir noch bemerken, daß es uns befremdet, eine Stelle aus dem *chronicon Holsanae* über den Tod König Johanns gänzlich umgangen zu sehen. (Ap. Leibnitz, *accessiones historicae* p. 60). Ihr zufolge hat Graf Heinrich von Holstein den blinden König mit seinen an ihn angelegneten Begleitern lebend gefangen, worauf

die Engländer aus Neid den König und dessen Begleiter tödteten. Nicht minder erscheint es uns bedenklich, II. S. 248 von der Absetzung des K. Ludwig und der Wahl des Markgrafen Karl zu sprechen, während doch im Verlaufe des fraglichen § (12) selbst erwähnt ist, daß die Churfürsten, welche Karl 1346 wählten, von dem Grundsätze ausgingen, daß das Reich erledigt sei. K. Johann erkannte aber nebst der ganzen luxemburgischen Partei den höchst einflußreichen Satz an, daß der deutsche König ungeachtet aller wirklichen Anerkennung von Seiten der Churfürsten und des Reiches durch den, in Avignon befindlichen und im französischen Interesse befangenen Papst abgesetzt werden könne. Ebenso glaube ich, daß das Verhältniß Clemens VI. zu dem französischen Könige bei Gelegenheit der Wahl Karls tiefer erörtert werden dürfte. Ich kann darin nur einen Versuch des obgleich sehr französisch gesinnten Papstes erblicken, sich in einem blindlings ergebenen deutschen König ein Gegengewicht gegen das oft sehr drückend gewordene Verhältniß zu den Valois zu schaffen. Doch wir behalten es uns vor, wo möglich auf das interessante und sonst wie es scheint sehr gründliche Werk zurückzukommen und es ausführlich zu besprechen. *

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von E. Höfler.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Paase Söhne.

Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins
für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

II.

E. Deutsche Geschichte.

17. **Urkunden zur Geschichte des Römerzuges Kaiser Ludwig des Baiern und der italienischen Verhältnisse seiner Zeit.** Gesammelt und mit Unterstützung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Dr. Julius Ficker, Professor an der k. k. Universität zu Innsbruck. Innsbruck. Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung. 1863.

Erster Artikel.

Der gelehrte Herausgeber dieser Urkundensammlung beleuchtet hiemit eine Episode der deutschen und italienischen Geschichte, welche bisher fast nur nach den Berichten Giovanni Villani's aufgefaßt und dargestellt werden mußte. Der Versuch K. Ludwigs IV. 1314—1347, ein Kaiserthum unabhängig vom Papstthum zu construiren, ja letzteres von ersterem in unmittelbare Abhängigkeit zu bringen, steht im Mittelalter vereinsamt da. Er mißlang, wie bekannt, vollständig, jesselt aber eben so sehr durch die Neuheit und Kühnheit des Unternehmens als durch die bei dieser Gelegenheit ausgesprochenen Ideen, an welchen zwar die nächste Zeit vorüberging, sie für das Kaiserthum als unbrauchbar verwerfend, die aber in der spätern Staatenordnung desto mehr Eingang fanden. Leider hat Hr. Prof. Ficker, obwohl mehr als Andere dazu berufen, in seiner weitläufigen Einleitung die Resultate seiner Forschungen mitgetheilt, sondern die Darstellung des wichtigen Ereignisses nach seinen Urkunden Andern überlassen. Da aber durch diese die bisherige Forschung über K. Ludwig selbst in Frage gestellt wurde, greifen wir den, durch die erwähnte Urkundensammlung gegebenen Impuls an, um die Frage über die bedeutendsten Zerwürfnisse jener Tage insoferne zu erörtern, daß wir die Quellen selbst etwas näher ins Auge fassen. Die Resultate werden vielleicht unsern Lesern nicht unwillkommen sein. Uns aber bietet diese Untersuchung den natürlichen

Übergang zu den Resultaten der Ficker'schen Forschungen, welche als von einem so ausgezeichneten österreichischen Gelehrten hervorgegangen, für uns dann ein doppeltes Interesse haben werden. Ich wende mich zuerst den Anklagen gegen K. Ludwig zu.

I. Die päpstlichen Proceße wider Ludwig.

1. Am 8. October d. J. 1323, d. h. etwas über ein Jahr nach Ludwigs Siege bei Ampfing und der Gefangennehmung seines Gegners, K. Friedrich von Österreich erließ P. Johann XXII. den sogenannten ersten Proceß wider den großmächtigen Mann Ludwig, Herzog von Baiern, welcher im Zwiespalte zum König der Römer gewählt worden war. Die Urkunde, welche mit *Nuper contra. Attendentes*, beginnt, geht von dem Satze aus, daß Prüfung, Annahme oder Verwerfung des im Zwiespalte Gewählten dem Papste zukomme, und bestritt beiden Königen das Recht, sich Könige der Römer zu nennen. Sie behauptete, daß in der Zeit der Vacanz des Kaiserthums die Regierung des Kaiserreiches der Kirche zugehöre, Ludwig aber sowohl in Deutschland als in einigen Theilen Italiens sich die Verwaltung angemäßt und Rebellen der Kirche, verurtheilte Ketzer wie die *Viscontis* beschützt und vertheidigt habe. Ludwig wurde deshalb ermahnt, bei Vermeidung des Bannes innerhalb dreier Monate die Verwaltung des Königthums niederzulegen, seine Verordnungen soviel als möglich zurückzunehmen. Werde er es nicht thun, so werde von päpstlicher Seite zur Verkündigung der Strafen, in die er durch sein Verfahren gefallen sei, geschritten werden. Endlich wurden alle geistlichen wie weltlichen Personen und Genossenschaften bei Vermeidung des Bannes, Verfall ihrer Lehen und Privilegien aufgefordert, Ludwig als König den Gehorsam zu entziehen, solange nicht seine Wahl und Person von dem römischen Stuhle approbirt worden sei. — Jede derartige Urkunde hat ihre eigene Geschichte, die aber in der Regel

nicht aufgezeichnet ist. Bei dieser fühlt man sich genöthigt die Frage anzuerwerfen, ob man in Avignon wirklich der Meinung sein konnte, Ludwig werde auf diesen Proceß hin sich unterwerfen, er könne, ohne sich selbst zu vernichten, alle seine Regierungshandlungen vernichten und einer Aufforderung gehorchen, welche nicht vor, sondern nach dem Siege von Ampfing an ihn gerichtet worden war.

Diese Meinung findet aber darin eine gewisse Bestärkung, daß angeblich, um dem Könige die Ausrede, er habe keine Kenntniß von dem Proceße erlangt, zu benehmen, derselbe öffentlich verlesen und in Copien an die Kirchenthüren von Avignon angeheftet wurde. Er wurde, wie aus dem Abdrucke bei Horwart und Oleneschlager hervorgeht, an Bischöfe versendet, jedoch nicht an K. Ludwig, wohl aber sollte er diesen so binden, als wäre er ihm persönlich eingehändigt, was doch absichtlich vermieden worden war.

Ich übergehe hier die Schilderung der Lage, in welche Ludwig versetzt worden war, wenn er der an ihn gerichteten Aufforderung entsprach oder nicht entsprach. Das Eine wie das Andere war gleich mißlich. Ich erwähne auch gleichsam nur im Vorübergehen, daß der päpstliche Annalist Raynaldi sehr deutlich zu verstehen gibt, daß Ludwig für sein Benehmen sehr wohl Gründe anzuführen vermochte, jedoch der Papst auf dem einmal erwogenen Beschlusse¹⁾ verharrete. Ich will hier nur das System P. Johannis klar zu machen, erst die Reihenfolge der Proceße erörtern und dann auf dasjenige eingehen, was Ludwig dagegen thun konnte und wirklich that.

2. Hatte der Papst den Plan, Ludwig in die Enge zu treiben, so gelang ihm derselbe vollkommen und der Proceß vom 8. October, welcher in allen nachfolgenden wiederholt wird, war dazu eine meisterhafte Grundlage. Bereits am 7. Januar 1324 konnte Johann XXII. einen neuen Schritt wagen. Was in dem ersten Proceße nicht gesagt wurde, wird im zweiten ausgesprochen, daß derselbe Ludwig, welcher jetzt die Rebellen der Kirche beschütze, durch frühere Gesandte angetragen habe, sie im Gehorsam gegen die Kirche zu bekämpfen, ein schwerwiegender Vorwurf, welcher von nun an päpstli-

cher Seite eben so oft wiederholt als königlicher Seite mit Stillschweigen umgangen wird. Zu der Verbindung Ludwig's mit den Visconti's war die mit dem Hause Este gekommen, das seit 1317 Ferrara dem Kirchenstaate entfremdet hatte. Daß Ludwig den Reichsfeind K. Robert von Neapel, den Liebling der avignonesischen Päpste, nicht als päpstlichen Reichsvicar in Lombardien und Tuscanien anerkennen wollte, ward ihm gleichfalls zum Vorwurfe gemacht. Es ward nur dem Andenken an die frühere Hingabe Ludwigs an den päpstlichen Stuhl zugeschrieben,²⁾ daß nicht schon jetzt noch Stärkeres erfolge. Es blieb ungeachtet der Bemühungen einer eigenen königlichen Gesandtschaft, die nach Avignon gekommen war, bei dem einmal verhängten Proceße; nur die daselbst angedrohte Verhängung von Kirchenstrafen, wenn Ludwig sich nicht unterwerfe, ward auf zwei Monate hinausgeschoben, ohne daß sich jedoch der Papst durch diese Bewilligung in Bezug auf weiteres Vorgehen in der Sache selbst für gebunden erachte.

Es war seit Veröffentlichung des ersten Processes (8. October 1323) gerade ein Vierteljahr verlossen, als dieser Bescheid erfolgte (7. Jan. 1324), den man nur sehr uneigentlich als zweiten Proceß bezeichnen kann. (Inc. Dudum VIII, videl. idus Octobris).

3. Die erwähnte zweimonatliche Frist lief am 7. März 1324 aus. Sie war von K. Ludwig nicht benützt worden und der Papst befand sich, einmal seinen Standpunkt zugegeben, im formellen Rechte, nachdem er selbst noch einige Tage über die Frist hinaus gewartet hatte, die in dem sogenannten zweiten Proceße enthaltene Drohung zur That zu machen. Es ist merkwürdig, in welcher Weise dieses geschieht. Daß jetzt am 23. März 1324 zum Banne geschritten wurde, lag in der Consequenz des Processes vom 8. October 1323. Das war voraussehen und dagegen ließ sich, wenn einmal das Recht zu letzterem anerkannt worden war, nichts sagen. Entscheidende Schritte mußten deshalb gegen den ersten geschehen. Die Rechtsdeduction des sogenannten dritten, besser gesagt Achtprocesses lautet aber etwas anders und dieß muß wohl berücksichtigt werden.

P. Johannes hatte am 31. März 1317 die Gerichtsbarkeit, Regierung und Verfügung³⁾ des

1) Meditato consilio. 1323, 29.
das oben berührte Anerbieten.
Staatsgesch. n. XXXIV.

2) Tamen memores devotionis praeteritae dicti ducis —
3) Imperii jurisdictionis, regimen et dispositio. Oleneschlager

vacanten Kaiserthums dem römischen Stuhle zuerkannt, das von Heinrich VII. stammende Reichsvicariat für erloschen erklärt und diejenigen, welche derartigen Vicaren gehorchen würden, wenn sie nicht innerhalb zweier Monate Folge leisteten, mit dem Banne bedroht. Alle Eide und Verträge, die sich hierauf bezögen, sollten als erloschen zu betrachten sein. Diese Verordnung bezog sich zunächst auf Italien. Es war aber kein hinreichender Grund vorhanden, ihr nicht auch eine Ausdehnung auf Deutschland zu geben, wenn dieß der Papst für genehm erachten würde! Es war nun freilich nicht zum ersten Male, daß eine derartige Behauptung aufgestellt wurde und der Papst hatte Recht in dem zweiten Proceß (7. Jan. 1324) auf P. Clemens IV. hinzuweisen, der den R. Karl von Anjou zum Generalvicar in Tusciem erhob, und auf Clemens V., welcher den Reichsfeind Robert König von Neapel, Enkel R. Karls, zum Reichsvicar in Tusciem und Lombardien ernannte. Beide Päpste waren Franzosen gewesen. Auf ihr Beispiel stützte sich jetzt P. Johann, welcher in dem dritten Proceß seine Erklärung vom 31. März 1317 gleich anfangs wiederholte und den Satz, das Kaiserthum sei vacant, in den Vordergrund stellte. Der Papst hatte aber hiebei den unberechenbaren Vortheil, daß in dieser Angelegenheit, in welcher das Churfürstencollegium, ja das ganze Reich sich wie Ein Mann erheben mußte, er einem schismatischen Könige — ich rede vom politischen Schisma — gegenüber stand; als aber die Befürchtungen der Churfürsten, P. Johann möchte am Ende sich selbst „der Jurisdiction, der Regierung und Verfügung“ über das deutsche Königthum gleichfalls unterziehen, erheblich wurden, genügte es, daß P. Johann beschwichtigende Schreiben an sie richtete. ¹⁾ (26. Mai 1324.)

Nachdem der dritte Proceß in dieser Weise seinen Anfang genommen, wird der Verlauf der Dinge seit dem 8. October 1323 bis zum 7. Januar 1324 nach den Acten erzählt, so wie daß der Erwählte (Ludwig) auf die Aufforderung nicht erschienen, nichtsdestoweniger aber der Papst jetzt nur erkläre, Ludwig sei dem Banne verfallen, ohne jedoch zur Verwirklichung weiterer Kirchenstrafen jetzt schon zu schreiten. Werde er sich aber noch nicht unterwerfen, so würde er auch aller Rechte verlustig gehen, die ihm

aus seiner Wahl in Betreff des Königthums oder des römischen Kaiserthumes zuständen. Er werde aber diesem Schicksale von selbst verfallen, wenn er nicht binnen drei Monaten auf den königlichen Titel vollständig Verzicht leiste, der Verwaltung des Königthums und des Kaiserreiches entsage und sich derselben nur unterziehe, wenn er die Bestätigung von Seiten des römischen Stuhles erhalte. Er müsse jeder Begünstigung der Estensischen Markgrafen entsagen, in Betreff der Stadt Ferrara das Homagium zurückgeben, der Kirche Genugthuung leisten und innerhalb der drei Monate sich der päpstlichen Entscheidung ²⁾ vollständig unterwerfen. Der Schluß enthielt die üblichen Anweisungen an Geistliche und Weltliche, dem Gebannten keinen Gehorsam zu erweisen, die Auflösung aller geschworenen Eide und geschlossenen Verträge.

4. April, Mai und Juni verstrichen, die Unterwerfung des römischen Königs erfolgte nicht und der Papst sah sich deshalb, als der Juli kam, veranlaßt in seiner Cur, „als erfahrener Arzt“ ³⁾ fortzufahren und, weil schwache Mittel nicht anschlugen, stärkere in Anwendung zu bringen. Wieder wurde der Verlauf der Dinge von Anfang erzählt, jedoch die Bezugnahme auf die Italien betreffende Bulle vom 31. März 1317 weggelassen und statt derselben die Verfügung des Königs über die Markgrafschaft Brandenburg zu Gunsten seines ältesten Sohnes, wovon schon am 8. Oct. 1323 die Rede gewesen, also die Verfügung über ein deutsches Lehen nebst dem, was zu Gunsten der Visconti geschehen war, hineingezogen. Nachdem sofort die Verfügung vom 23. März erwähnt worden, wurde verkündet, daß Ludwig auch die peremptorische Frist nicht benützt habe, weder selbst gekommen sei noch Jemanden als Procurator gesandt habe, er somit aller Rechte auf das Königthum und Kaiserthum verlustig gegangen sei. Er habe bis zum 1. Oct. 1324 in Avignon zu erscheinen, Niemand aber ihm mehr bei Vermeidung des Bannes und Interdictes als König Gehorsam zu leisten. 11. Juli 1324.

Somit war R. Ludwig gebannt und factisch abgesetzt, wenn auch das Wort depositio vermieden wurde, da dieß ein Eingriff in die churfürstlichen Rechte gewesen oder doch in dieser Art leicht aufgefaßt worden wäre.

1) VII. cal. Jun. 1324. 2) Beneplacitum. ad curam v. 11. Juli 1324.

3) Eingangsworte des vierten Processes: sicut

Es handelte sich jetzt begreiflicher Weise darum, aus der Nullitätserklärung aller königlichen Handlungen eine Absetzung hervorgehen zu machen. blieb Ludwig ein Jahr lang im Banne, so hatte er das Königthum verwirkt, das sagten selbst die deutschen Rechtsbücher. Eine Vacanz des Königthums stand daher eben so bevor, wie die des Kaiserthums seit dem 24. August 1313, dem Todestage Kaiser Heinrichs VII., eingetreten war. Schon in der nächsten Zeit nach Erlaß des vierten Processus war davon die Rede, daß der Papst etwa auf dem Wege der Provision, wie er Bisthümer nach Entfernung der früheren Inhaber zu besetzen pflegte, über das deutsche Königthum verfügen sollte. Ein kühner Griff von Seite K. Karls IV. von Frankreich, welchem der Papst, als er nicht geschah, sehr eigenthümlich Laune in Durchführung seiner Entwürfe zu Last legte, und der Nullität der königlichen Handlungen folgte die Nullität des Königthums Ludwig des Baiern von selbst nach. Es mußte sich zeigen, ob das Reich wirklich so feil war, daß es eben nur eines Käufers bedurfte.

5. Zwischen den vierten Prozesse (sicut ad curam vom 11. Juli 1324) und dem fünften (Divinis exemplis vom 3. April 1327) liegen zwei Jahre und acht Monate. Sie enthalten meiner Überzeugung nach die Glanzperiode Ludwigs, seine Ausöhnung mit seinem Gegner und früheren Freunde, den Trausnitzler, den Münchener, den Ulmer Vertrag, den Zug Ludwigs nach Innsbruck und Trient, endlich den Anfang der verhängnißvollen Römerfahrt.

Der König war bereits in Como angekommen, wo er zu dem improvisirten Zuge nach Mailand und Rom seine Getreuen erwartete, als die neue Bulle erfolgte. Sie war aus den früheren zusammengezogen und machte somit die christliche Welt mit der Wirkungslosigkeit der früheren bekannt. Ist es doch in der That eine Frage, ob der Papst ohne die Hoffnung, Ludwig werde sich unterwerfen, wenn nicht, zu Paaren getrieben und abgesetzt werden, so weit gegangen wäre. So aber hatte er bereits erleben müssen, daß wie das Königreich Trinacrien (Sicilien nach der sicilianischen Vesper) von seinen Vorfahren ungeachtet aller Häufung geistlicher Censuren nicht mehr zum Gehorsam

zurückgebracht werden konnte, auch die Reihenfolge von Processen wider den deutschen König zuletzt sich doch machtlos erwies. Jetzt betonte der Proceß auf's Neue das Anerbieten K. Ludwigs im Dienste der Kirche nach der Lombardei zu gehen und wie sehr er, der Papst, über die schnelle Wandlung in Ludwigs Gesinnung erstaunt gewesen sein müsse, zu welcher er selbst ihm keine Gelegenheit geboten habe; denn daß ein im Zwiespalt gewählter deutscher König nicht eher sich römischer König nennen dürfe, als der römische Stuhl sich über die Controverse schlüssig gemacht, sei bisher von Niemandem in Zweifel gezogen worden. Auch hätte das Cardinalscollegium beschlossen, und zwar nach reiflicher Berathung, daß keiner von ihnen König zu nennen sei, bis nicht die Wahl des Einen von Beiden angenommen worden war.¹⁾ Daß aber die Verwaltung des Kaiserthums in dessen Vacanz wirklich dem römischen Stuhle zukomme, lasse sich aus demjenigen erweisen, was zur Zeit zweier streitenden Könige P. Clemens IV. und dann Clemens V. gethan, welche letzterer freilich K. Robert, ehe die strittige Wahl Ludwigs und Friedrichs statt gehabt, zum Reichsvicar in Tuscan und der Lombardei ernannt hatte!²⁾ Der Papst gab zu verstehen, daß, obwohl er sich über die Art und Weise wie Ludwig auf die erste Citation geantwortet, hätte verlegt fühlen können,³⁾ so habe er doch selbst den zweimonatlichen Termin bewilligt, womit sich die königlichen Boten dankend einverstanden erklärten. Auch nachher habe er lieber Milde walten lassen und nur den Bann als natürliche Folge seiner Hartnäckigkeit verhängt. Wieder sei ihm dreimonatliche Frist zur Niederlegung aller Verwaltung des König- und Kaiserthums bewilligt worden. Wieder habe er den Termin verstreichen lassen und sei er nicht erschienen, die päpstliche Sentenz über Bestrafung seiner Excesse zu vernehmen, obwohl dieser Termin als peremptorisch angekündigt worden sei. Nichtsdestoweniger habe P. Johannes bis zum 11. Juli obwohl vergeblich gewartet; dann aber, als die Widerspenstigkeit⁴⁾ Ludwigs klar geworden, er deshalb von Gott verworfen worden sei, ihm alles Recht auf Königthum und Kaiserthum abgesprochen, andere Strafen aber noch

1) Decretum extiterit, regum illorum neutrum quousque alterutrum electio admissa existeret, appellandum. 2) Nos ad quos Romani vacantis imperii regimen pertinere dignoscitur, schrieb damals P. Clemens an K. Robert. Montilii II. id. Mart. 1314. Rayn. 1314, 2--5.
3) Verba, quae magis erant ad turbationem irritantia. 4) Contumacia.

immer von ihm ferne gehalten. Schon damals sei ihm angedroht worden, daß, wenn er sich nicht unterwerfe, er auch aller Lehen beraubt werden würde, die er von der römischen Kirche oder von dem Reiche ²⁾ besäße; doch solle damit den Rechten der Churfürsten kein Abbruch geschehen. Dann habe er den Königstitel doch nicht abgelegt, sich der Verwaltung des König- und Kaiserthums und der Begünstigung der Häretiker nicht entzogen, im Gegentheile die Rebellen der Kirche in Trient versammelt und mit ihnen Berathungen zum Einmarsch in die Lombardie gepflogen, dem Gottesdienste beigewohnt, das Interdict verletz. Der Papst erklärte ihn daher aller Lehen für verlustig, welche er von der römischen Kirche und vom Reiche habe, speciell des Herzogthums Baiern, und entband alle seine Vasallen des Eides der Treue und des Homagiums. Er sei, nachdem er mehr als zwei Jahre den Bann getragen, offener Beschlüßter der Ketzer und den hierauf gesetzten Kirchenstrafen verfallen. Endlich ward er peremptorisch auf den 1. October 1327 nach Avignon citirt, dort die päpstliche Sentenz zu vernehmen. War früher verboten worden, ihm als König zu gehorchen, so durfte er jetzt auch nicht als Herzog von Baiern auf Gehorsam Anspruch machen. Er wurde Ludwig von Baiern und von den Italienern, welche dem Banne nicht verfallen wollten, auch schlechtthin der Baier, *il Bavaro*, genannt. Diesen Namen wenigstens konnte ihm P. Johann XXII. nicht nehmen.

Es ist hier vor Allem auffallend, daß der Papst den langen Zeitraum der ununterbrochenen Widerspenstigkeit Ludwigs zwar berührt, aber nicht weiter davon spricht. Er erwähnt, wo es doch sicher hätte geschehen müssen, um Ludwigs Vergehen in den Augen der kirchlich Gesinnten zu erhöhen, keiner Schrift, welche von Seiten des Citirten, Gebannten, endlich Abgesetzten ausgegangen war, mit Ausnahme der vom 12. November 1323, die die Gesandten überreichten und von welcher es heißt, sie habe ihrem Wortlaut nach und nach der darin enthaltenen Bitte ihn verletz. Wären dem Papste noch andere und verletzendere Schriften Ludwigs zugekommen, er würde sicher den Vortheil, welchen sie ihm gewährten, wider den Rebellenbeschützer, den Vertheidiger der Ketzer aufzutreten, nicht außer Acht gelassen haben.

II. R. Ludwigs Vertheidigung.

Ich muß hiebei zuerst bemerken, was eigentlich schon aus dem Obigen hervorgeht, daß ich diese Untersuchungen nur so weit zu führen beabsichtige als die Tragweite des ersten gegen R. Ludwig verhängten Processes reicht. Die Erklärungen gegen die von Ludwig unternommene Absetzung des Papstes, seine Krönung durch Layenhand, stehen für sich abgesondert da, indem sie mit dem Römerzuge zusammenhängen, auf welchen wir erst bei Besprechung der Fickerschen Urkunden näher eingehen werden.

1. Am 8. Oct. 1323 war, wie oben bemerkt, der erste Proceß des Papstes wider R. Ludwig erfolgt. Am 12. November erfolgte die Instruction des Königs an seine nach Avignon bestimmten Gesandten, an deren Spitze der Großpræceptor des Ordens von hl. Johann in Jerusalem Bruder Albert von Straßburg stand. Der Instruction zufolge war dem Könige bis dahin, d. h. in mehr als einem Monate noch über den Proceß keine sichere Insinuation und Relation gemacht worden. Die Gesandten, zugleich Secretäre des Königs, sollten sich darüber erkundigen und namentlich, da der Termin ³⁾ zu kurz sei, eine Erstreckung desselben zu seiner Vertheidigung zu erlangen suchen.

Ohne mich vorerst in das Materielle einzulassen, bemerke ich, daß der Ausdruck R. Ludwigs in Betreff seiner Kenntniß der Prozesse vom 8. October: *quos nondum certa insinuatione et relatione constat in nostram notitiam devenisse*, keineswegs eine Unbekanntschaft noch selbst eine volle Kenntniß des Inhaltes ausschliesse. R. Ludwig konnte verlangen, daß ihm, der doch am meisten bei diesem Vorgange interessirt war, die Citation unmittelbar eingehändigt werde. Der Umstand, daß Exemplare des Processes an die Avignoner Kirchenthüren geheftet, an die Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe verschickt wurden, brachte für ihn noch keine *certa insinuatione et relatio* hervor. Er konnte, wenn er wollte, den Proceß ignoriren, solange er ihm nicht in der gehörigen Weise mitgetheilt worden war. Andererseits ist es geradezu unglaublich, daß innerhalb 4—5 Wochen dem Könige keine, im gewöhnlichen Sinne des Wortes sichere Kunde von den Vorgängen des 8. Octobers zugekommen sein soll; auf ein bloß

2) Imperio. 3) Cum terminus qui dicitur in eisdem processibus constitutus, arctus nimium sit etc.

vages Gerücht hin, dem eine Thatsache zu Grunde lag, die schon alle Welt wußte, der König eine Gesandtschaft nach Avignon schickte, die erst daselbst ins Reine zu bringen hatte, wie es mit diesen Processen stehe. Daß K. Ludwig sich die Miene gab als wisse er nichts Näheres, ist begreiflich; darin lag seine Stärke P. Johann XXII. gegenüber. Er that, als glaube er gar nicht daran, da er weder vorher ermahnt noch citirt worden war.

Offenbar standen dem Könige mehrere Wege offen, nicht bloß derjenige, den er am 12. November einschlug und den seine Gesandten Anfang Januar 1324 in Avignon verfolgten. Er konnte die Sache ganz und gar an sich kommen und da es sich nicht bloß um ihn, sondern um das Königthum, um die Sache des Reiches, um eine principielle Frage handelte, sie dem Reiche zur Entscheidung überlassen. Ludwig scheint dieses auch vorgeschwebt zu sein, da er seine Gesandten dahin instruirte, sich 1) zu erkundigen, ob derartige Prozesse stattgefunden hätten; 2) eine Verlängerung des Termines um 6 Monate zu erbitten, damit er sich mit dem Fürstenrathe benehmen und dem Papste seine Unschuld darlegen könne.¹⁾ Der Entschluß, welchen K. Ludwig faßte, war jedenfalls der mildeste und nachgiebigste, wenn auch die Berufung auf seine Unschuld den Papst unangenehm berühren mochte. Allein obwohl der König die Clausel hinzugefügt hatte *salvo in omnibus jure suo*, fand doch eine gewisse Anerkennung der Berechtigung des päpstlichen Verfahrens statt, wenn der König um Erlangung einer Frist bat, sich berathen, sich vertheidigen zu können und selbst sich bereit erbot, wenn er in Etwas gefehlt habe, dieses bessern zu wollen. Ludwig wollte offenbar vermeiden gleich zum Äußersten zu schreiten. Er mußte auch wissen, ob die unmittelbare Berufung eines Reichstages ihm etwas nütze; ob er die Churfürsten dahin bringen könne, die Gefahr, welche der Reichsfreiheit drohte, einzusehen und die geeigneten Mittel zur Abwehr zu treffen. So lange aber Ludwig nicht der Zustimmung der Fürsten und Vornehmen sicher war, lag es in der That nicht in seinem Interesse, einen Streit mit dem Papste anzufangen, in welchem letzterer alle Aussicht gehabt hätte, als Sieger hervorzugehen. Die Stärke des Papstes beruhte in der Zwietracht der deutschen Fürsten.

Hätten sich diese in Einem Könige vereinigt, so würde der Rechtsgrund von selbst weggefallen sein, welchen er bei seinem Vorgehen gegen den König anführen konnte und auf den er sich auch allein stützte.

2. Während aber nun die königlichen Gesandten mit der Instruction vom 12. November sich nach Avignon wandten, tritt uns auf einmal ein Notariatsinstrument vom 18. December 1323 entgegen, durch welches K. Ludwig im Widerspruche mit der seinen Gesandten erteilten Instruction an ein allgemeines Concil appellirt. Es ist dieses zuerst von Herwart bekannt gemacht worden. Raynaldi hat wider die Ächtheit der Urkunde nichts eingewendet; ebenso wenig Böhmer oder Kopp. Buchner ist selbst soweit gegangen zu behaupten, daß die Gesandten diese Urkunde als schriftliche Protestation gegen das päpstliche Verfahren übergeben sollten und sie in der öffentlichen Audienz am 2. Jan. 1324 zu Avignon vorgelesen hätten. Ganz abgesehen von dem Umstande, daß die Antwort des Papstes ganz anders ausgefallen wäre, als sie am 7. Jan. lautete und die Gesandten sich dadurch selbst in einen heillosen Widerspruch mit ihrer ersten Instruction vom 12. Nov. 1323 verwickelt hätten, genügt es zu sagen, daß das Instrument vom 18. November mit dem Auftreten der Gesandten am 2. Januar in keinem Zusammenhange stehe; daß die Meinung Buchners vollständig aus der Luft gegriffen ist wie schon Böhmer darstellte und lange vor ihm Raynaldi nachwies, daß Ludwigs Gesandte am 2. Januar sich streng an ihre Instructionen vom 12. November hielten.

Analysiren wir nun das seltsame Document, das seinen Urheber in das Licht nicht zu rechtfertigender Zweideutigkeit zu setzen berufen zu sein scheint. Es kündigt sich zunächst als eine Protestation an, welche der König selbst nach Ehulichkeit²⁾ dem Papste vorlegen und wenn es ihm nützlich scheint, auch veröffentlichen werde.³⁾ Dann folgt eine Protestation in fünf Punkten, die sich auf Ludwigs Anhänglichkeit an die Kirche, seinen willigen Eifer die Kehler zu verfolgen, seine Bereitwilligkeit nach dem Rathe der Kirche zu regieren und unter der Regel der Kirchendisziplin gehorsam zu sein, auf Leistung der gebührenden Ehrerbietung gegen den Papst und auf Erhaltung des Standes und

1) Nec non de reformando in statum debitum, si forsan in aliquibus excessisset.
2) Quam primum commode poterimus. 3) Prout fuerit opportunum.

der Rechte des Reiches bezogen. Ludwig, welcher am 18. December in Nürnberg im Ebnerschen Hause erschienen war, gab diese Protestation ab, als wenn er vor dem Papste stünde.

Es ist nothwendig auf diesen Theil des Instrumentes besonders einzugehen. Nicht nur daß darin nicht eine Spur von Opposition gegen den Papst zu finden ist, so sind die Ausdrücke der Ergebenheit so gewählt, wie man nur immer hoffen konnte, daß sie einen Eindruck auf den Papst nicht verfehlen würden. Ludwig spricht als seine Absicht aus, die römische Kirche, die Lehrerin des katholischen Glaubens, seine Mutter und Nährerin zu pflegen, zu lieben und zu begünstigen, ihren Stand zu befestigen, ihre Rechte stets in Treuen zu wahren. Als treuer Vogt, als brennender Eiferer für den christlichen Glauben will er alle ihre Feinde, alle ihre Rebellen, die ihm bekannt werden, alle diejenigen, welche von dem Bekenntniß des römischen Glaubens abweichen, nicht bloß als Feinde verfolgen, sondern mit all seiner Kraft vernichten.¹⁾ Er glaubt nicht, sich in irgend einer Weise gegen die Kirche je vergangen zu haben; wenn aber doch, sei er bereit sich demüthig zu bessern, dem Papste alle Ehren zu erweisen, wie nur immer es deutsche Könige und Kaiser gethan, aber auch seinen Eiden gemäß die Rechte des römischen Kaiserthums zu wahren.

Läge nur dieser Theil der Urkunde, die Protestation, vor uns, so müßten wir sagen, das Actenstück vom 18. December steht mit der Instruction vom 12. November nicht nur in keinem Widerspruche, sondern das eine Actenstück erläutert das andere. Beide ergänzen sich und man hat keinen Grund, die in beiden gleichmäßig ausgesprochene Gesinnung nicht als den wahren Ausdruck dessen anzusehen, was Ludwig in Betreff des Processus vom 8. Okt. dachte. Noch mehr; die Bethenerungen — protestationes — stehen auch im vollkommener Einklange mit dem früher dem Papste durch Gesandte gemachten Anerbieten, die Feinde der Kirche in Italien bekämpfen zu wollen und wenn es sich somit nur um Vorlage der Protestation gehandelt hätte, diese konnten die Gesandten in Avignon als mit ihren Instructionen im Einklange sehr gut vorlegen.

Nun folgt aber in dem Actenstücke ein zweiter Theil, Appellation des Königs Ludwig,

welcher von denjenigen, die über Ludwig schrieben, vorzugsweise als Inhalt der Urkunde vom 18. Dec. angesehen und dargestellt wird, so daß Protestation und Appellation als ein Ganzes erscheinen. Allein Ludwig protestirte nicht etwa in dem gewöhnlichen Sinne dieses Wortes gegen den Papst und appellirte sodann auf dieser Grundlage an ein allgemeines Concil, sondern die Urkunde enthält, so wie sie vor uns liegt, als Protestation die größten Bethenerungen von Ergebenheit gegen den Papst, und als Appellation eine Reihe von Anklagen und Beschuldigungen, welche mit den vorausgegangenen Bethenerungen im größten Widerspruche stehen. Man hat beinahe keine andere Wahl als entweder anzunehmen, daß sie nicht von Ein und derselben Person ausgingen oder — daß die beiden Theile ursprünglich nicht mit einander zusammenhingen. Doch analysiren wir auch den zweiten Theil. Er beginnt mit derselben Zeugenführung wie der erste; dann folgt, obwohl gesagt wird, der König habe nur gehört, daß gewisse Proceffe wieder ihn gemacht worden seien, eine Analyse des Processus vom 8. October, welche hinlänglich zeigt, daß der Verfasser der Appellation den Proceß bis auf das Einzelne kannte und somit eine genaue Abschrift vor sich liegen hatte. Der König behauptete nun das Recht des gewählten und gekrönten Königs der Deutschen auf Ausübung aller Pflichten und Würden des Königthums und knüpfte daran die Anwendung, daß dasselbe auch ihm zukomme, der durch die Mehrzahl der Churfürsten erwählt worden sei. Zehn Jahre hindurch befinde er sich in ununterbrochenem ruhigem Besitze des königlichen Namens und Titels.²⁾ So oft habe er dem Papste geschrieben oder Gesandte geschickt, niemals habe er ihn zurückgewiesen.³⁾ Es sei falsch, daß das Kaiserthum erledigt sei. Er sei König, regiere als solcher und nichts fehle ihm als mit den kaiserlichen Insignien gekrönt zu werden. Es sei ferner irrig, daß dem Papste die Prüfung, Zulassung oder Nichtzulassung des Gewählten zukomme. Das könnte nur sein, wenn auf dem Wege der Bitte, der Appellation, der Berufung die Sache an den römischen Stuhl gebracht worden wäre. Daß die Viscontis Häretiker seien, sei ihm unbekannt und niemals zu wissen gemacht worden; ²⁾ wohl aber, daß sie denjenigen

1) Hostiliter persequi et exterminare volumus toto posse. 2) In pacifica possessione continua — absque reprobatione electionis et personae nostrae. 3) Reprehensi.

widerstrebten, welche gegen das Reich Aufschläge machten. Wenn sie aber dem Legaten, der den Frieden verweigerte, Widerstand leisteten, handelten sie nur ihrer Pflicht gegen das Reich gemäß.

Bis dahin bewegte sich die Appellation, wenn auch die Ausdrücke über das Verfahren des Papstes manchmal grell gewählt waren,¹⁾ in den Gränzen gerechter Abwehr und der König hatte ganz klug gehandelt, daß er der Sache die Wendung zu geben suchte, als handle es sich nicht sowohl um ihn als um das Reich. Nur war andererseits gewiß, daß er eben nur im Zwiespalt erwählter, von der Gegenpartei nicht anerkannter König war und es zehumal vortheilhafter für ihn gewesen wäre, wenn nicht sowohl er, der Betheiligte, seine Sache zur Reichs Sache erhob, als vielmehr das Reich des Königs Sache zur eigenen gemacht hätte. In dem nun folgenden Theile fällt aber der König ganz aus der Rolle, die er anfänglich übernommen. Um dem Papste den Vorwurf, er beschütze Häretiker und Rebellen der Kirche, zurückzugeben, erbot sich Ludwig, welcher an einem anderen Orte richtig von sich sagte, er sei ein einfacher Soldat und mit den theologischen Feinheiten nicht vertraut, vor unparteiischen Cardinälen oder einem allgemeinen Concil den Beweis zu führen, der Papst sei ein Vertuschter, Verteidiger und Begünstiger von Häresien, welcher die ganze Kirche anstecke und trübe. Als Beweis dafür brachte der König die sonst unbekannte Thatsache vor, daß, als Erzbischöfe und Bischöfe dem Papste berichteten, daß General, Custoden, Quardiane zc., des Minoritenordens und dessen Brüder das Beichtgeheimniß nicht wahrten, jener sich den Angeklagten zugewendet und von einem Einschreiten wider den Orden nichts habe wissen wollen.²⁾

Ludwig war hiemit an einem Punkte angekommen, welcher nicht sowohl für den Papst als für ihn gefährlich werden konnte. Offenbar war es lächerlich, den Papst zu einem Begünstiger der Häresien zu stempeln, wenn er Anklagen, die wir zum ersten und zum letzten Male hier vernehmen, nicht in der Weise begegnete, wie Ludwig oder sein ungenannter Rathgeber meinten. Den Papst aber in dieser Weise zu bezeichnen und mit einem Concil um sich zu werfen, hieß jedenfalls die Brücken hinter sich abbrechen und in dem Augenblicke, in welchem Ludwig einerseits seine Ehrerbietung durch ein Notariatsinstrument beurkunden ließ, andererseits seine Gesandten beauftragte, um Fristverlängerung bei dem Papste selbst nachzusuchen, diesem ein Schwert in die Hand geben, dessen sich P. Johann nur zu gut zu bedienen wußte. Wozu ferner die Gesandten abschieden, wenn man in dem Papste einen Begünstiger von Häresien sah, was doch damals kaum die entschiedensten Fratricellen auszusprechen wagten³⁾, und entschlossen war die Sache zu einem Concil zu treiben? War man aber nicht dazu entschlossen oder konnte man die Drohung nicht ausführen, wozu frommte es dann sie auszusprechen und zwar in einem Documente, dessen erster Theil von Bethenerungen der Ergebenheit wider den Papst überfloß, der im zweiten die größte Beschimpfung erlitt, welche man wider einen Papst erheben konnte. Stand aber Ludwig als nicht einstimmig gewählter König wirklich so fest da, daß er, abgesehen von den schwierigen Verhältnissen in Deutschland, welchen er trotz des Sieges von Ampfung sich immer weniger gewachsen zeigte, sich in einen neuen Kampf mit dem Papste einlassen konnte?

(Schluß folgt.)

1) *Nimis injuriosum, juri contrarium.*

2) Ich vermuthe, daß sich dieses auf folgende von Baluz ad ann. 1321 angeführte Thatsache bezieht. *Per summum Pontificem quaedam nova positio fuit reprobata et autor vel principalis positor hujus ad curiam papalem vocatus. Qui cum aliis quibusdam asserebat, quod illi, qui confessi erant fratribus praedicatoribus et Minoritis et ab iis absoluti, eadem peccata propriis sacerdotibus confiteri iterum tenebantur. Et hoc determinaverat in scolis publicis Magister Johannes de Polliaco doctor in Theologia natione Picardus et in publico praedicavit. Quapropter multi a dictis fratribus declinabant. Das plötzliche Fallenlassen dieses Vorwurfs beweist am besten, daß man ihn nicht erweisen konnte*

3) *Vita Johannis P. XXII. Autore Johanne Canonico S. Victoris. Paris 1. Ap. Baluz.*

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von E. Höfler.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Jaase Söhne.

Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins
für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag, 1. Mai 1865.

13.

Deutsches Liederbuch für Männergesang.

Mit Ehrenpreisen anerkannte Original-Compositionen, herausgegeben von dem Comité zur Förderung deutschen Gesanges in Böhmen. Redigirt von Eduard Taubitz, Chormeister des Prager Männer-Gesang-Vereines, des deutschen Männer-Gesangvereines Flöte, und Director der Soffien-Akademie. Prag 1865. Verlag der J. G. Calve'schen k. k. Universitäts-Buchhandlung (Fr. Becke). 261. S. 114 Compositionen.

Würden wir unter allen Verhältnissen ein Liederbuch für die Deutschen in Böhmen mit hoher Freude begrüßen, so muß dieses um so eher geschehen, wenn die Art seines Zustandekommens selbst als eine in jeder Beziehung schöne deutsche That bezeichnet werden kann. Rasch wie die Sache durch Hrn. Dohauer, den geistigen Urheber des Werkes, angegriffen, von Hrn. Karl Victor Hanegirg (gegenwärtig k. k. Bezirksvorsteher in Bergreichenstein) in Bezug auf den poetischen Theil ausgeführt worden, vereinigte sich auch eine höchst bedeutende Anzahl namhafter Compositeure, um sich der nicht immer leichten Aufgabe zu unterziehen, Liedern, die an factische Zustände anknüpfen, den poetischen Ausdruck im Tone zu verleihen. Denn darin dürfte ja eine Hauptschwierigkeit für jeden Compositeur bestehen, den wahrhaft nicht poetischen Stimmungen unserer Zeit die ächte Poesie zu verleihen, während eine vollendete Harmonie des Dichters und des Compositeurs nur da eintreten kann, wo der erste aus dem allgemeinen Borne aller Poesie, dem Reiche der Phantasie, schöpfen kann, letzterer aber, indem er sich am Worte hält, zugleich sich auch seiner freiesten Empfindung hingeben kann. Es steht uns über die künstlerische Lösung der Aufgabe kein Urtheil zu; diese wird hinlänglich verbürgt durch die gefeierten Namen, welche sich daran betheiligten, durch die sorgfältige Auswahl, welche die Commission von Sachverständigen traf, durch den Takt und die hohe musikalische Bildung des Mannes, welcher das Ganze redigirte, Hr. Eduard Taubitz.

Man hat uns von vielen Seiten schlimme Gedanken, feindliche Tendenzen untergebreitet; erst unlängst ist über unsere ganze Vergangenheit der Stab gebrochen worden und wurde einem tausendjährigen Bestreben, Christenthum und Cultur unter den Slaven zu verbreiten, geradezu der Makel der Herrschaft und des Egoismus aufgedrückt. Wir werden uns nicht in Recriminationen ergehen, obwohl es leicht wäre zu fragen, warum denn andere Völker nicht uns gegenüber diejenige Aufgabe verfolgten, welche unsere Vorfahren, wie wir glauben, in nachahmungswürdigster Weise lösten? Während in der grämlichsten Art unser ganzes Volk und seine Wirksamkeit undankbar verdächtigt, die edelste, aufopferndste Thätigkeit verkleinert wird, erscheint gleichzeitig das Liederbuch, mit seinem guten Motto: Größe Gott mit hellem Klang, Heil deutschem Wort und Sang, eine Friedensstimme mitten im unanständigen Lärmen der letzten Tage, ein Denkmal jener inneren Fröhlichkeit, welche aus dem Bewußtsein unsträflicher Absichten, lauterem Wirkens entspringt, Niemanden zum Hohne, Niemanden zur Verdächtigung; Feierklänge, wie sie am schönen Sonntagmorgen die Brust durchziehen, wenn die Harmonie der Natur auf das menschliche Herz zurückwirkend den Gottesfrieden hervorruft, welcher die lieblichsten Sünden unseres Lebens erzeugt, an die wir uns noch spät mit Wonne erinnern und die der wilde Lärm, der in den Schenkgelagen herrscht, selbst nicht vorübergehend zu stören vermag. Wir lassen Andern ihre Kämpfe, laßt uns neidlos unsere Vergangenheit und unser heiteres Spiel, das uns erquickt. Wer sich mit uns nicht freuen will, möge ruhig seine eigenen Wege ziehen. — Die Ausstattung des Werkes macht dem Verleger alle Ehre; möge denn auch der Zweck vollkommen erreicht werden und in Schule und Haus, in Feld und Flur der deutsche Gesang seinen Siegeslauf eröffnen.

E. Deutsche Geschichte.

Fidlers Urkunden zur Geschichte des Römerzuges K. Ludwigs. (Fortsetzung.)¹⁾

Nachdem das Actenstück noch auseinander-
setzt, welche Streitigkeiten daraus entstehen
würden, wenn es dem Papste gelänge das welt-
liche Licht auszulöschen, erhebt sich der König
als Mauer für das Haus Israel, das Reich
und die Kirche, um, was sinnlos schiene, wäre
nicht die Spitze gegen den Papst gekehrt, an den
heiligen apostolischen Stuhl zu appelliren und
versichert, daß, wenn es ihm möglich gewesen wäre,
er diese Appellation dem Papste selbst übergeben
hätte. Schließlich bittet er, da es nothwendig
geworden sei, ein allgemeines Concil zu berufen,
ein solches auszuschreiben, dem er dann per-
sönlich beiwohnen werde.²⁾

Je mehr man Anfang und Ende dieses seltsamen Documentes mit einander vergleicht, desto weniger stimmen sie zusammen und desto greller ergibt sich der Widerspruch des Ganzen zu der Instruction vom 12. Nov. Nur dadurch, daß im Notariatseingange gesagt ist, K. Ludwig habe schriftliche Protestationen gemacht und dann daher eine Appellation hinzugefügt, kann man sich selbst überreden, daß beide Theile wirklich ein Ganzes seien, und dann entsteht erst noch der Zweifel, ob nicht eine arge Interpolation damit vorgegangen sei. Der päpstliche Annalist bringt die Appellation an ein Concil mit geheimen Verhandlungen in Verbindung, welche Ludwig mit dem Cardinal Orsini³⁾ (Francesco, Diacon von S. Lucia in Selice, creirt von Bonifacius VIII.) pflog, um denselben zu bewegen, nach Deutschland zu fliehen und sich an die Spitze eines Concils zu stellen. Allein diese gehören einer viel späteren Epoche an (1334).

Ein doppelter Einfluß machte sich so auf K. Ludwig geltend. Einerseits hatte eine ruhige und richtige Würdigung seiner Lage ihm die Instruction vom 12. Nov. eingegeben. Dann aber bemächtigten sich seiner andere Rathgeber, vielleicht der Bischof Nicolaus von Regensburg, der Probst Ulrich, und verleiteten ihn zu der Appellation vom 18. December. Offenbar war diese nicht bestimmt unmittelbar an die Öffentlichkeit zu treten. Sie stand mit den in Avignon begonnenen Unterhandlungen in zu gro-

ßem Widerspruche und mußte ihren Urheber geradezu in das Licht der Zweideutigkeit und des inneren Widerspruches setzen, wenn sie aus der Verborgenheit des Ebnerschen Hauses zu Nürnberg, wo sie entstand, an das Tageslicht trat.

Man wäre nicht berechtigt, in dieser Weise zu urtheilen, wenn eben nicht die ganze Handlungsweise Ludwigs auf seine Zeitgenossen den Eindruck nicht eines consequent vorangehenden, sondern in seinen Entschlüssen schwankenden Mannes gemacht hätte, der von einem Extreme zum anderen zu gehen geneigt war.⁴⁾ So sieht man ihn einerseits dem Papste seine Dienste anbieten wider die Feinde und Rebellen der Kirche in Italien und andererseits sich mit diesen, den Städtethyrannen wider den Papst verbünden. Er bezüchtigt den Papst der Häresie, weil er nicht streng genug gegen die Minoriten und deren Ordensgeneral aufgetreten sei und er selbst machte gemeinsame Sache mit letzterem und den Minoriten gegen den Papst. Er unterhandelt mit diesem und tritt in Geheim gegen ihn auf; ja ein und dasselbe Document enthält wie wir gesehen haben, die seltsamsten Widersprüche. Wie er in letzterem die Feinde der Kirche zu vernichten sich bereit erklärte, während er bereits sich mit den Visconti's verbunden, bot er später auch Gleiches in Betreff seiner neuen Bundesgenossen, der Minoriten, dem Papste an. Er setzte diesen ab und ließ ihn in effigie verbrennen, wie er Galeazzo Visconti in den Kerker werfen ließ und ebenso den Herrn von Viterbo, welcher ihn erst gastlich aufgenommen hatte, um 30000 Goldgulden zu erpressen. Bei Allem dem war die Gefahr, das Reich möchte durch die Hinterlist der Franzosen, die Abhängigkeit und Vorliebe der Päpste für das französische Königshaus, sei es im italienischen, sei es im deutschen Antheile, sei es in beiden, an die Franzosen fallen, noch so groß, daß wohl nur ein unmittelbarer Angriff des Königs auf das Papstthum und die Person Johanns XXII. letzteren dahin bringen konnte, von dem Bestreben, das Reich zugleich mit Ludwig dem Baiern zu vernichten, abzugehen und an seine eigene Wahrung zu denken.

Sind wir, wie wir gesehen haben, genöthiget, das Notariatsinstrument vom 18. Dec. 1323

1) Um noch einer anderen Anzeige Raum zu gönnen, sind wir genöthigt den Schluß des ersten Artikels in Nr. 14 zu geben. — 2) Olenzlager n. XXVII. — 3) Rayn. 1323, 36. 4) Alb. Mussati Ludov. Bav. ad finem.

obwohl mit innerem Widerstreiten als ächt anzuerkennen, bis nicht archivalische Gründe seine Unächtheit dargethan, so thun wir uns mit einem anderen, welches vorzugsweise als Beweis für oder gegen Ludwig — je nach dem Standpunkt, auf welchen man sich stellt — angenommen wird, schon leichter. Es ist dieses die Sachsenhauser Appellation an ein allgemeines Concil. Inc. Nos Ludovicus.

3. Schon Kopp hat aufmerksam gemacht, wie sehr die Angaben über die Zeit der Ausfertigung dieser Urkunde verschieden sind. Die älteren Mittheilungen bringen wohl den 22. des J. 1324, aber nicht den Monat. Ein Wiener Codex giebt den 7. Mai 1324, Böhmer nahm in den Regesten den 22. Mai an. Kopp versetzt sie auf den 22. Januar 1324, und bringt sie somit mit dem Bescheide P. Johann's an Ludwigs Gesandte vom 7. Januar in unmittelbare Beziehung. Der päpstliche Annalist kannte sie, und das erscheint mir als maßgebend, aus vaticanischen Manuscripten des Minoriten Nicolaus, welcher alle auf den Streit P. Johanns XXII. mit den Minderbrüdern bezüglichen Acten, die päpstlichen Bullen, wie insbesondere alle von den Gefährten Michael's von Cesena ausgegangenen Schriftstücke in seinem ausgedehnten Werke zusammenstellte. Es ist daher nicht gleichgiltig, wenn sich die angebliche Protestation Ludwigs vom 22. Januar, April oder Mai 1324 gerade hier findet. Im J. 1324 entstand der *defensor pacis* des Marsilius von Padua. Bereits schwärmten Franciskaner umher, deren Treiben dem Papste sehr verdächtig vorkam. Einer von Lucca ward namentlich deshalb den deutschen Bischöfen denunciirt und daß Castruccio Castracani, Herr von Lucca, seine Unterhandlungen mit R. Ludwig durch Minderbrüder führte, ist bekannt. Nur das Eine wäre seltsam, daß Ludwig, welcher sich kurz zuvor so tadelnd über den Franciskaner-Orden geäußert, jetzt auf einmal mit diesem gemeinsame Sache gegen den Papst machte. Allein schon fanden in Betreff der Anschauung von der Armuth Christi, die den Streit zwischen dem Ordens-General und dem Papste veranlaßten, bedeutende Controversen statt, in denen sich zwar ersterer noch lange als Sohn des Gehorsams äußerlich be-

nahm, während es bereits im Orden selbst gährte und kochte. An und für sich bleibt es aber doch höchst unwahrscheinlich, daß schon im Anfange 1324 ein so großer Anschluß Ludwigs an die Franciskaner erfolgte, letztere schon damals officiell oder officiös die Feder für den König führten. Es ist daher nothwendig, auch diesen Protest zu analysiren.

Er beginnt in einer Weise, wie wohl scolastische Sätze (*propositiones*) aufgestellt, aber nicht Staatschriften verfaßt werden. Der Hauptsatz ist, P. Johann ist Feind der Deutschen und Stifter des gegenwärtigen Unheiles, was nun weitläufig bewiesen werden soll. Dazu werden nun jene angeblichen Privatäußerungen des Papstes benützt, die uns von seinen Feinden überliefert, jedenfalls mit mehr Vorsicht behandelt werden sollten, als es nur zu häufig der Fall ist. Leider ist ohnehin von Vorliebe für Deutschland bei dem ehemaligen Kanzler der anjoubinischen Könige keine Rede und seine Maßregeln, Ludwig, als er sich nicht unterwarf, Feinde zu erwecken, konnten wirklich die Meinung aufkommen lassen als gehe er von dem Principe aus, die Zwietracht der Deutschen sei die Bedingung des Heiles für den Papst und die Kirche, die eherner Schlange, womit er Deutschland gemeint haben soll, müsse zertreten werden. Der Verfasser nimmt ferner, was für seinen Standpunkt bezeichnend ist, die italienischen Städtethrannen, deren Treiben *Mussatus* mit Recht so sehr brandmarkt, als fromme, unschuldige, gerechte und getreue Katholiken¹⁾ in Schutz. Diese Beinamen den *Visconti*, *Este's* oder *Castruccio Castracani* zu geben, mußte denn doch unter diesen selbst Verwunderung und Lächeln erregen!

Schon Kopp²⁾ hat mit vollem Rechte dargethan, daß die Schrift nicht gegen einen der späteren Prozesse, sondern gegen den ersten gerichtet war und dieses Urtheil wird denn auch Schritt für Schritt bestätigt.³⁾ Gerade hiedurch sinkt aber ihre Bedeutung als Staatschrift und tritt die natürliche Frage ein, was sie eigentlich wollte, nachdem schon am 18. December das Mögliche gesagt und geschehen war? Allein die Schuld des Papstes ist ihr denn doch noch nicht genug erwiesen. Er ist der hartnäckige Gegner des Reiches, das er umstürzen

1) *Pios et innocentes, justos atque fideles catholicos.*

2) V. I. S. 128. 5.

3) Sie kennt auch nur einen Proceß — *quem nuper fecisse dicitur!* Es wird auch hier gethan, als kenne man den Proceß nur vom Hörensagen. Vergl. S. 120 bei Olenkslager.

will,¹⁾ seiner Rechte und Gewohnheiten. Er bezeichne Personen als Ketzer, die er weder citirt noch vernommen habe. Er selbst aber, der König, sei durch seinen Krönungseid verpflichtet, sich der Reichsvasallen anzunehmen. Dann werden, offenbar um ihn von dem Vorwurfe zu befreien, gemeinsame Sache mit den Tyrannen Italiens gemacht zu haben, die Städte Mailand, Como, Bergamo, Cremona, Vercelli, Novara, Pavia, Lodi, Mantua, Modena, Verona, Vicenza, Feltre, Belluno, Piacenza, Parma, Brescia, Alessandria, Tortona, Saona und Albi, ausgeführt, in welchen alle diejenigen vertrieben worden seien, die den Namen des hl. Kaiserthums ausriefen. Ebenso habe aber auch der Papst die deutschen Barone und Prälaten zum Aufstande wider den König angestachelt, zum Eidbruche wie zum Blutvergießen, so daß sich der Papst nicht als Vicar Christi, sondern als grausamer und wüthender Tyrann erwiesen habe. Dann wendet sich die Schrift der Nichtanerkennung Ludwigs als Königs der Römer zu, sucht seine größere Verechtigung vor K. Friedrich darzuthun und fragt endlich, wie es komme, daß der Papst früher weder ihm noch seinem Gegner K. Friedrich die Administration des Reiches untersagte.²⁾ Jetzt aber rühme sich der Papst, daß bald kein Gibelline³⁾ mehr übrig bleiben werde. Er schmälere die Rechte des Pfalzgrafen bei Rhein, welcher bei der Vacanz des Reiches die Kaiserrechte zu verwalten habe. Niemals habe er zwischen den beiden Gegenkönigen Frieden zu vermitteln gesucht, sondern im Blute der Unschuldigen seine Seele zu sättigen gestrebt.

Hiermit schließt gleichsam der erste Theil, der zweite wendet sich dem Beweise zu, daß der Papst in seinen Streitigkeiten mit den Franciskanern sich als Häretiker⁴⁾ gezeigt habe. In Bezug auf den ersten Theil muß jedoch noch aufmerksam gemacht werden, daß unter den Zeugen des Appellationsinstrumentes sich der vertraute Freund des Königs, Berthold Graf

von Hennenberg, welcher von Ludwig zu den geheimsten und schwierigsten Missionen verwendet wurde und Meister Ulrich Protonotar des Königs befanden. Ersterer erscheint im Notariatsinstrumente vom 18. Dec. nicht; ob der Meister Ulrich Propst von Szt. Stefan in Bamberg, welcher bei letzterem erwähnt wird, ein und dieselbe Person mit Meister Ulrich dem Protonotar sei, wage ich nicht zu entscheiden. Da aber der Graf von Hennenberg in den Tagen, als Ludwig den Papst als Ketzer absetzte, besonders hervorgehoben wird, möchte ich seinen Einfluß so wie den Meister Ulrichs auf die sogenannte Sachsenhauser Urkunde in diesem ersten Theile nicht beanstanden. Wohl aber muß als charakteristisch bezeichnet werden, daß die Protestationen von Ergebenheit, welche den Anfang des ersten Documentes vom 18. December bilden, in diesem ganz weggeblieben sind, somit die Ansicht derjenigen siegte, welche ein offenes Vorgehen gegen den Papst in ihrem Interesse fanden. Wer aber diese waren, geht am klarsten daraus hervor, daß die lange Stelle des Notariatsinstrumentes vom 18. Dec. mit den Beschuldigungen gegen die Franciskaner als Verleser des Beichtgeheimnisses nicht blos in der Sachsenhauser Urkunde wegfiel, sondern mit der großen Anklage der Minoriten gegen den Papst und dessen Entscheidungen de paupertate Christi vertauscht wurde. Der Grund war klar. Nur wenn nachgewiesen werden konnte, daß die dogmatischen Entscheidungen P. Johannis, wie die Minoriten behaupteten, im Widerspruche ständen mit den Decreten seiner Vorgänger oder gar eines allgemeinen Concils (des von Bienne), konnte das Verlangen der Berufung eines solchen mit einigem Fuge gestellt werden; nicht aber wenn sich im Schooße eines Ordens schreiende Mißbräuche vorfinden und der Papst sie angeblich nicht heben wollte, was, wie ich nicht zweifeln möchte, die leise Absicht durchschimmern ließ, den Minoriten das Schicksal der Templer zu bereiten. Daher denn auch die unerwartete

1) Ad exterminium tendens sacri imperii et principum electorum.

2) Hier ist nun zwischen dem Notariatsinstrumente vom 18. Dec. und diesem ein eigenthümlicher Unterschied. Letzteres sagt: cum tamen et ante assumptionem suam et post ipsam jam per annos octo et ultra administraverimus. Der Papst wurde aber am 7. August 1316 erwählt, was somit diese Urkunde in den Herbst 1324 versetzt, wo sich jedoch der König nicht in Frankfurt aufhielt. In der Urkunde vom 18. Dec. heißt es: cum etiam circiter decem annos nomen et titulum continue scripserimus, was gewiß nicht wörtlich, sondern als zehntes Jahr zu nehmen ist. Ludwigs Wahl fand am 20. Oct. 1314 statt. Meines Wissens wurde hierauf noch von keiner Seite hingewiesen.

3) De omnibus imperantibus et imperio adhaerentibus.

4) Haereticus notorius est censendus.

Schwenkung Ludwigs in Betreff der Francis-kaner, aber auch die natürliche Folge, daß das Nürnberger Notariatsinstrument vom 18. Dec. 1323 neben dem Sachsenhauser nicht bestehen konnte. Nur das Eine oder das Andere. Kein vernünftiger Mann konnte aber gleichsam in Einem und demselben Athenzuge den Papst als Häretiker bezeichnen, weil er nicht gegen die Minoriten aufgetreten sei und dann wieder ihn als Häretiker bezeichnen und die Nothwendigkeit der Berufung eines allgemeinen Concils daraus deduciren, daß der Papst den Minoriten und ihrer Auslegung von der Armuth Christi entgegen getreten war, wobei noch dazu der Papst alle liberal gesinnten Leute auf seiner Seite hat. Denn ist nur der ein wahrer Christ, welcher nichts besitzt, ist volle Armuth das wahre Kennzeichen des Christen und Christenthums, dann steht das Christenthum jedem noch so rechtmäßigen Besitze, jedem industriellen Erwerbe diametral entgegen und der wahre Christ wäre sehr bald auf den Zustand der Adamiten gebracht.

Nichtsdestoweniger berief sich die Sachsenhauser Urkunde auf das Nürnberger Notariatsinstrument, welches ein allgemeines Concil verlangt hatte, aber begreiflich auch nur in dieser Beziehung.¹⁾ Hingegen tritt der Endzweck dieser Urkunde unverhohlen im letzten Abschnitte hervor, wo sich Ludwig an die geistlichen und weltlichen Fürsten wendet,²⁾ die hier anwesend seien, aber nicht anwesend waren, mit Ausnahme des Grafen von Hennenberg auch nicht Einer.

Mit Unrecht stützt man sich somit auf dieses Document als auf ein eigentliches historisches Actenstück. Auch dieses gelangte nicht an die Öffentlichkeit. Es war aber bestimmt auf einem Fürstentage vorgelegt zu werden, wenn eben ein solcher zu Stande kam und sich auf ihm eine Gesinnung zeigte, die mit dem Inhalte und Endzwecke der Urkunde conform war. Da aber ein derartiger Fürstentag nicht zu Stande kam; so blieb die eine wie die andere schätzbares Material, wie man heutzutage gewisse diplomatische Noten nennt. Sich auf sie zu berufen als Actenstücke, die in's Leben traten,

scheint mir nicht die entfernteste Berechtigung vorhanden zu sein. Wohl aber dienen diese Erklärungen, Protestationen und Appellationen zur historischen Grundlage einerseits für das Vorgehen Ludwigs in Rom (der Abiehung P. Johannis und der Erwählung des Pseudopapstes Nicolaus V., eines Minoriten) und zu den nachherigen Beschlüssen von Kenze.

Endlich erklärt sich hiemit, warum K. Ludwig die Frist, welche seine Gesandten am 2. Januar 1324 erbeten hatten, unbenützt verstreichen ließ. Ganz andere Pläne beschäftigten bereits damals sein Gemüth.

Beide Urkunden besitzen somit den Werth nicht, welchen man ihnen beilegt. Ich möchte sagen, ihr psychologischer ist größer als ihr historischer. Sie sind mit Briefen zu vergleichen, die nicht abgeschickt wurden und die also wohl die vorübergehende Seelenstimmung des Schreibenden, nicht aber dessen zur That gewordenen Entschluß darthun. Sie beweisen, daß sich früh und aus den in ihnen enthaltenen, sehr verschiedenen und zum Theile einander widersprechenden Motiven der Gedanke in Ludwig festsetzte, P. Johann sei sein persönlicher Gegner, sei Feind des Kaiserthums, Störer des Friedens, Hinderniß aller Ausöhnung und aller Einigung in Deutschland; er sei endlich des Papstthums unwürdig und es im Interesse der Kirche wie des Reiches gelegen, einen andern Papst einzusetzen. Zwischen derartigen Gedanken und der in Rom wirklich erfolgten Absetzung P. Johannis lag aber noch ein großer Zwischenraum und in diesem vorderhand noch die officielle Erklärung der königlichen Gesandten zu Avignon (2. Januar 1324) und die damit im Einklange stehenden Protestationen von Ergebenheit (vom 18. December 1323).

Dieser Auffassung scheint nun die Thatsache vollkommen zu widerstreiten, daß in der Bulle P. Clemens VI. vom 12. April 1343: *prolixa retro*³⁾ einer Appellation K. Ludwigs Erwähnung geschieht, welche letzterer Fürsten und Städten Italiens und Deutschlands zusandte und auch öffentlich verlesen ließ und in welcher des Eidschwures Ludwigs gedacht ist,⁴⁾ welcher sich in

1) *Praedictum concilium — congregari petimus cum instantia repetita. — Appellationes per nos factas alibi innovamus.*

2) *Apostolos — was soll das heißen? actus? testimoniales a vobis Principibus nostris ecclesiasticis et mundanis et notariis publicis hic praesentibus et cum instantia postulamus.*

3) *Olenzlager n. LXXXIII.*

4) *Olenzlager S. 218.*

der oben genannten Sachsenhauser Urkunde vorfindet, alles was er über den Papst gesagt habe, sei wahr. 1) Allein Ludwig erklärte in der Vollmacht, welche er seinen Gesandten an P. Clemens VI. um eine Ausöhnung zu bewerkstelligen mitgab, 2) auf das Bestimmteste, daß, als die Appellation vor ihm geschah, er sich um keinen Preis in den Streit der Minoriten einmischen wollte, sondern sich auf dasjenige beschränkte, was seine Rechte betraf. 3) Niemals habe er, wie in der Appellation stehe, geschworen, sondern sein Notar Ulrich (Groildonis) habe dieses in böser Absicht in das Instrument hineingesetzt, aus Zorn gegen ihn, der ihn (angeblich) gekränkt habe. Und so habe Ulrich diese Appellation auf Betrieb einiger Leute gemacht, welche eine Zwietracht (zwischen Papst und Kaiser) zu stiften hofften, die Niemand mehr zu heilen im Stande sei. 4) Das aber habe besagter Ulrich auf dem Todsbette eingestanden.

Wer diese Leute waren, die den königlichen Notar zu diesem gewissenlosen Betrüge verleiteten, geht wohl aus der Sache selbst hervor. Die Anklage gegen die Minoriten fiel weg und die Vertheidigung der Minoriten (gegen den Papst) kam wider den Willen des Königs hinein. Man muß politisch sehr unschuldig sein, um die Urheber einer Manipulation nicht zu errathen, auf welche vor Allem die Frage des alten Römers Anwendung findet: cui bono? Es gehörte, um den mit dem Betrüge verbundenen Endzweck zu erreichen, nur noch hinzu, die so geschmiedete Appellation möglichst zu verbreiten, um den König, welcher fortwährend nur bei der Wahrung seiner Rechte und den Bethenerungen (Protestationen) seines Gehorsams gegen den Papst stehen bleiben wollte, vorwärts zu schieben, den Papst gleichfalls zu extremen Schritten zu vermögen, bis endlich beide in einen Kampf auf Leben und Tod verwickelt waren. Somit ist denn die Sachsenhauser Urkunde

eine gefälschte Urkunde, von welcher, wir wiederholen es, kein Gebrauch gemacht werden darf, als wenn sie die wahren Gesinnungen Ludwigs enthielte. Soldat wie er war, war er nicht einmal Meister seiner nächsten Umgebung, die sich auf einem ihm selbst unnahbaren Boden bewegte, die ihn betrog. Erst wenn man dieses in seiner ganzen Tragweite überlegt, erlangt man den Schlüssel zu dem widerspruchsvollen und schwankenden Benehmen 5) Ludwigs und die Erklärung, wie er dazu kam, zuletzt die Minoriten, welche sich an ihn angeschlossen hatten, ihrem ärgsten Gegner, dem Papste Preis zu geben. Wir müssen Ludwig als Helden gegen das Papstthum aufgeben, erhalten aber dafür das wahre Charakterbild, welches uns bisher fehlte. Er hatte das Unglück in seinen Königs- und Kaisererlassen anders zu erscheinen als er in Wirklichkeit dachte und war. Der Streit mit dem Papst war ihm von ganzer Seele zuwider, wie er das oft genug betheuerte.

III. Der Plan des Papstes, Italien von Deutschland zu trennen.

Wir überspringen hiemit beinahe zehn gewichtige Jahre. R. Ludwig, schon früher bereit, zu Gunsten R. Friedrichs abzudanken, erneuert nach dem Tode des Habsburgers diesen Entschluß. Sein Gedanken ist dieses Mal, die deutsche Königskrone bei seinem Hause zu erhalten, dessen Ehre er ja auch durch den freilich verfehlten Römerzug zu erheben gehofft hatte. Der Plan, schon seiner Ausführung nahe, von den Königen von Böhmen und Frankreich unterstützt, von Ludwig selbst begünstigt, schlug aber in dem Augenblick fehl, als er seiner Ausführung nahe gekommen war. Der König nahm die bereits ausgestellten Urkunden zurück und der alte Streit brach aufs Neue, und zwar mit der äußersten Rücksichtslosigkeit aus. Der Papst, dem französischen Könige durch die Beförderung

1) Ad sancta Dei evangelia tacto libro juravimus omnia et singula praedicta nos credere vera esse. Menschlager S. 128.

2) Bei Gewold und dann bei Menschlager Urk. S. 228 ff.

3) Quod expresse excipiebat et fiebat, cum ista appellatio coram ipso fiebat — ein sehr bezeichnender Ausdruck — quod se circa opinionem minorum fratrum de Christi paupertate et ecclesiae determinatione nullo pacto vellet intromittere, nisi tantummodo circa ea, quae illius jura tangerent.

4) Menschlager S. 229. Ex suggestione quorundam, qui ejusmodi dissensionem volebant seminare, quam nunquam quisquam resarcire posset.

5) Clemens VI. bezeichnete ihn deshalb linguis loquentem variis, nimirum assidue secum pugnantem.

seiner Verwandten zu den schwersten Gegendiensten verpflichtet, übergab demselben auf 6 Jahre den Zehnten aller Länder, alle Einkünfte geistlicher Vermächtnisse, der Quoten und Geldbußen und ernannte ihn zum obersten christlichen Feldhauptmann für einen neuen Kreuzzug. Alle Besürchtungen, welche schon in den Tagen K. Heinrichs VII. in Betreff des Verlustes des Königreichs Arelat entstanden waren, mußten bei der colossalen Macht, zu welcher jetzt die französische Krone durch den Papst erhoben wurde, erneuert wurden. Zu ihnen gesellten sich aber noch größere, indem es sich jetzt um nichts Geringeres handelte, als den drohenden Verlust der lombardischen Krone abzuwenden und dadurch wo möglich das Kaiserthum selbst für die Deutschen zu retten.

Wir wollen auch diese Angelegenheit reiflich untersuchen und beschränken uns den wohl nicht zu widerlegenden Satz voranzuschicken, daß das deutsche (römische) Kaiserthum auf vorgängiger Erwerbung der deutschen, sowie auf der lombardischen Krone beruhte, auf welcher Grundlage sodann die Krönung in Rom selbst erfolgen mußte. Ein anderes Kaiserthum kannte die lateinische (germanische) Welt nicht.

(Schluß folgt.)

Dorfschronik.

Geschichte der Ortschaften Maffersdorf, Proschwitz und Neuwald nebst einer übersichtlichen Geschichte der betreffenden Herrschaften und vielen Nachrichten aus der Gegend. Gesammelt und zusammengestellt von A. Jäger. Reichenberg 1865. I. Lieferung. 1)

Eine der vorzüglichsten Aufgaben unseres Vereins bleibt für alle Fälle die Herstellung gründlicher Städte- und Ortschroniken. Dieselben haben nicht nur ein lokales Interesse, sondern werfen gar oft merkwürdige Streiflichter auf die Landesgeschichte im Allgemeinen und dienen in erster Reihe zur Aufhellung kulturhistorischer Verhältnisse. Für uns Deutsche werden Städte- oder Dorfschroniken von um so größerer Wichtigkeit sein, als gerade aus denselben die Bedeutung des deutschen Elementes

für die Entwicklungsgeschichte Böhmens in vergangenen, wie in gegenwärtigen Zeiten mit ausnehmender Klarheit hervortritt. — Wird der Verein in seinen Bestrebungen durch ähnliche Erscheinungen, wie die uns vorliegende „Dorfschronik“ unterstützt, so können wir dieß nur in erfreulicher Weise und mit dem Wunsche hervorheben, es möge der emsige Verfasser baldigst recht viele Nachahmer finden.

Die bis jetzt veröffentlichte erste Lieferung der Chronik theilt sich in zwei Kapitel mit den Überschriften: I. „Übersichtliche Geschichte der Umgegend. Werden und Wachsen unserer Ortschaften.“ II. „Von unseren Gemeindegewesen, wie sie waren, wurden und von den Gemeindevorstehern.“ Die Kapitel gliedern sich wieder in mehrere Unterabtheilungen, deren wesentlichen Inhalt wir angeben wollen. Maffersdorf ist nach der Ansicht des Verfassers (S. 21 flg.) eine Colonie der gleichnamigen Ortschaft zwischen Neustadt und Friedeberg in der preussischen Lausitz und mag etwa im Anfange des XIV. Jahrhunderts entstanden sein, während Proschwitz von Gablonz aus später angelegt sein dürfte. Die Familien Diberstein, Rädern und Waldstein wechselten in der ältern Zeit im Besitze dieser Ortschaften, die seit dem dreißigjährigen Kriege dem gräflichen Geschlechte der Gallas zufielen und gegenwärtig zu den Gütern des Grafen Clam-Gallas gehören. In klarer und anziehender Weise wird uns der allmähliche Anwach der Dörfer, die kleinen Leiden und Freuden der Bewohner und deren Sitten und Gebräuche in der ältern und neueren Zeit geschildert. (Wettfingen der Fiebiger S. 56.) Von besonderem Interesse sind jene Partien, welche von dem alten Gemeindegewesen handeln, von den „Scholtesen“, die auf ihrem „Erbfretscham“ saßen und mit fast absoluter Gewalt regierten, ferner von den Robotverpflichtungen der Dorfbewohner und den aus diesen hervorgehenden Zwistigkeiten mit den Amtshauptleuten. „Das Abzeichen von der Würde des Gemeindevorstehers, gleichsam sein Scepter, war eine ellenlange, ausgestopfte, mit rothem Luche überzogene Keule mit einem Handgriffe, das Jurament genannt. Dieses Instrument war neben dem Gerichtstische an der Wand angehängt,

1) Die Dörfer Maffersdorf, Proschwitz, Neuwald liegen etwa eine Stunde südöstlich von Reichenberg.

und wenn die Insassen etwa beim Trunke unruhig wurden, sich respektwidrig betrogen oder unter sich in Streit geriethen, nahm der Vorsteher das Jurament zur Hand, schlug damit dreimal auf den Tisch und gebot Ruhe im Namen der Obrigkeit. Das wirkte allezeit wie mit Zaubergewalt auch auf die unbändigsten Naturen, denn man wußte, welche Strafgewalt dahinter war.“ (S. 68.)

Übliche Strafen waren das „Pöngeld,“ das „Eselreiten,“ der „Stock,“ die „Geige,“ der Pranger oder Zwangsarbeit. Die Gerichtsverhandlungen wurden in der Stube des Kretscham im Beisein der Schöppen abgehalten und darüber ausführliche Protokolle vom Gerichtsschreiber (gewöhnlich der Schulmeister) geführt. Den bis auf 1660 zurückgehenden Schöppenbüchern, in welchen nebst diesen Protokollen fast alle wichtigeren die Dörfer berührenden urkundlichen Akte eingetragen wurden, widmet der Verfasser einen eigenen Abschnitt. (S. 69 — 78.)

Wichtigere Urkunden werden theils ganz, theils im Auszuge mitgetheilt. Bemerkenswerth ist wohl jene Instruktion, welche am 5. Mai 1662 den Siebendörflern in Bezug auf Sitten und Sanitätswesen von der Ortsherrschaft gegeben wurde, ferner der Heister'sche Freibrief, durch welchen die Siebendörfler schon 1651 von der Leibeigenschaft befreit wurden. Dem Forscher über Leibeigenschaft und Unterthänigkeitsverhältnisse bietet die Chronik manches schätzbares Material; (S. 43 flg.) auch der Statistiker kann sich aus den eingeschalteten Geburts-, Sterbe- und Populationstabellen Rathes erholen.

Ein nicht minder gut bearbeiteter Theil des Buches ist der geographische, der besonders eine eingehende, die gründlichste Ortskenntniß verrathende Abhandlung über das Flußgebiet der Meisse bringt. Nur möchten wir jenen Passus, wo es heißt, „die Westseite des Zeschlungebirges

ist einst von Meereswellen bespült worden,“ (S. 11) mindestens als zu lähn bezeichnen.

Eine gewisse Schwäche läßt sich der Verfasser zu Schulden kommen in den ziemlich häufigen Excursen, die er in die allgemeine Landesgeschichte macht. Wir würden in diesem Punkte dem Herrn Verfasser rathen, dergleichen Ausflüge bis auf jene zu unterlassen, die unumgänglich nothwendig sind zum Verständnisse der in der Dorschronik erzählten Thatsachen. Und in diesen seltenen Fällen müssen schon bessere Bearbeitungen als Hajek, Kohn u. dgl. zu Rathe gezogen werden — denn auch eine populäre Schrift — und gerade eine solche — darf nicht irrthümliche Behauptungen aufstellen und z. B. die Tschchen als Colonisten der Franken oder Krol als Begründer Krakaus bezeichnen. (S. 13.) Der Bemerkung, der erste Tuchmacher soll nach Reichenberg 1578 gekommen sein (S. 29) steht die Thatsache entgegen, daß bereits 1410 in Reichenberg sich Spuren einer Tuchmacherzunft nachweisen lassen. (Hübisch. Gesch. d. böhm. Handels S. 284)

Im Ganzen jedoch bleibt die Arbeit eine recht verdienstliche, und der Verfasser hat sich als ein sehr fleißiger, mit allen urkundlichen Quellen der Gegend wohl vertrauter Chronist bewährt. Auch in der formellen Behandlung des Stoffes können wir dem Verfasser nur Lob spenden. Die Gruppierung ist geschickt und klar, die Sprache frisch, lebendig und in vielen Fällen eigenthümlich anheimelnd. Als Stylprobe mag das oben angeführte Citat genügen.

Wir wünschen schließlich dem Buche, dessen Keinertrag einem wohlthätigen Zwecke gewidmet ist, eine weitere Verbreitung, den Verfasser aber bitten wir, recht bald die zweite Lieferung, welche von der Kirche, Schule u. s. w. handeln wird und uns viel Interessantes verspricht, erscheinen zu lassen.

(Druckfehler, wie Neklam (14), bürokratisch (69) müssen berichtigt werden.)

L. S.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von E. Höfler.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne.
Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins
für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag.

Am 15. Juli 1865.

14.

E. Deutsche Geschichte.

**Hiers Urfunden zur Geschichte des Römer-
zuges K. Ludwigs. (Schluß.)**

Nun tauchte gerade damals, in den letzten Zeiten des 1334 verstorbenen P. Johanns das Gerücht auf, der Papst habe Italien von Deutschland trennen wollen. Es war dieß aber nicht bloß die Lösung einer Union, welche von den Tagen Otto's I. bestand und Mitteleuropa seine Bedeutung verliehen hatte; es war der verdeckte Plan, Deutschland das Kaiserthum zu entziehen, welches sich eben ohne Italien nicht behaupten ließ, und dasselbe demjenigen zuzuwenden, dem Italien zugewendet wurde. Die Sache scheint geheim betrieben worden zu sein. Erst im J. 1338, als K. Ludwig zu Frankfurt wider die päpstlichen Prozesse sich erhob, wird der Bestimmung als einer zwar öffentlich erfolgten, dem Könige jedoch nur vom Hörensagen bekannten erwähnt. Doch darf uns dieser Ausdruck nach dem, was schon früher gesagt ist, nicht befremden. Der König spricht von dieser Bulle, daß sie erlassen und in der ganzen Welt verbreitet sein soll, ¹⁾ weil sie ihm officiell nicht zugekommen war. Das jedoch benimmt der Bemerkung nichts von ihrer Thatsächlichkeit.

Wollte man etwa die Frage aufwerfen, ob der Papst hiezu berechtigt war, so muß dieselbe nach der Ansicht der Decretalisten des XIV. Jahrhunderts unbedingt bejaht werden. Hatte einmal der Papst „nach seinem Gutdünken“ das Kaiserthum an die Deutschen gebracht, das Churfürstencollegium begründet, wie es ja die deutschen Könige selbst zugegeben hatten; war er im Geistlichen wie im Weltlichen „Universalherr“, so gab es für ihn nur mehr Rücksichten der kirchlichen Zweck-

mäßigkeit und konnte er unbedingt das Wert seiner Vorgänger ändern, ja geradezu zerstören und eine neue Ordnung der Dinge schaffen! Dahin war es wenigstens theoretisch gekommen! Man kannte nun die Existenz einer derartigen Bulle seit Langem, obwohl sie der päpstliche Annalist nicht anführt. Alberich von Rosate erwähnt ihrer und zwar mit dem Anfange: ne praetereat. Baluzius hat den Schluß (obwohl auch diesen nicht vollständig) abdrucken lassen. Aus ihm Olenßlager. ²⁾ Giovanni Villani endlich deutet an, daß der Papst dem Verlangen des französischen Königs nachgebend, ihm die Herrschaft von Italien und das römische Kaiserthum zugestanden habe. ³⁾ Alle kommen darin überein, daß dieß eine der letzten Thaten P. Johanns war, an deren Durchführung ihn glücklicher Weise erst der Streit über den Grad der Seligkeit der abgeschiedenen Seelen, welchen er selbst veranlaßt hatte, und dann sein eigener Tod verhinderten. Die Bulle, welche ich in Florenz auffand, beginnt mit Quia in futurorum und macht zuerst aufmerksam, daß dasjenige, was anfänglich für sehr vernünftig und gut angesehen wird, doch sich häufig durch die Erfahrung anders erweise. Der allgemeine Satz wird dann auf das Kaiserthum angewendet.

Wie viele Kaiser hätten nicht die Kirche bekämpft? Nachdem der eigentlichen Christenverfolgungen gedacht worden, heißt es, wie wenige Kaiser von Constantiu an der Kirche hold gewesen, wie viele hingegen sie verfolgt hätten. Man möge nur auf Otto von Sachsen (Otto IV.) blicken, der selbst das Königreich Frankreich angegriffen habe, jedoch in diesem Kriege seinen Sündenlohn erlangte, da er darin unterging, ohne daß sein Körper wieder zum

1) Quasdam literas sub bulla sua dicitur fecisse et per mundum publice transmisisse, in quibus asserit, se totam Italiam ab imperio et regno Alemanniae separasse, insinuans per sua scripta et dicta, quod Papa tanquam Dominus universalis — possit ad suum libitum disponere et ordinare. Olenßlager S. 195.

2) l. c. n. LXXI.

3) 1333. l. X. c. 226.

Vorschein gekommen wäre! Man möge sich da an den Untergang Friedrichs II. erinnern, vor dessen Tyrannei P. Innocenz nach Lyon habe flüchten müssen. Es sei aber nicht nothwendig sich älteren Zeiten zuzuwenden, sondern es genüge auf dasjenige zu blicken, was in den jüngsten Tagen unter P. Clemens V. geschehen sei, als Heinrich VII. unbekümmert um seine Eide das Königreich Sicilien habe angreifen wollen. Nachdem so der Grund des Bestandes und der Erhaltung des Kaiserthums sich in das Entgegengesetzte verändert, wolle der Papst Italien gänzlich von Deutschland trennen und, da beide Länder zu regieren für Einen Mann zu viel sei, so wolle er mit Zustimmung der Cardinäle für die Regierung der von Deutschland getrennten Theile sorgen. Endlich erkläre er auch, daß das Königreich Deutschland von dem Königreich Frankreich durch klare Grenzen getrennt sei, die er nach dem Beschlusse der Cardinäle bestimmen wolle.

Es ist nun doch wohl keine Frage, daß, wenn die Sentenz der Trennung Italiens von Deutschland eine Folge des Auftretens K. Ludwigs gewesen wäre, dieses genannt, die Ursache bezeichnet und der Vorwand, welchen dasselbe dem Papst gegeben hätte, nicht verschleiert noch verschwiegen worden wäre. Das lag in der Natur der Sache und der Römerzug gab P. Johann mehr als einen Anlaß zu energischem Einschreiten. Wenn aber von Ludwig keine Rede ist, sondern der letzte historische Hinweis auf K. Heinrich VII. geht und die bekannte Entscheidung P. Clemens V. betrifft, die von Heinrich geschworenen Krönungseide seien wirkliche Eide der Treue, so kann sich die erwähnte Urkunde nur auf die erste, nicht aber auf die letzte Zeit P. Johannis beziehen. Selbst die aus Villani angeführte Stelle entscheidet hiefür nicht, da sie eben nur sagt, daß P. Johann gegen das Ende seiner Tage den K. Philipp VI. zum Herrn von Italien und zum römischen Kaiser zu erheben gedachte. Hievon ist aber in der erwähnten Urkunde keine Rede, und ebensowenig in dem, was K. Ludwig daraus anführt. Jedermann sieht auch, daß die Trennung Italiens von Deutschland principiell lange vorausgehen konnte, ehe man sich zum zweiten Schritte entschloß, für Italien einen eigenen Herrn auf-

zustellen, und daß 2) zu einer Verfügung über das Kaiserthum zum äußersten Nachtheile der deutschen Nation noch anderes vorangegangen sein mußte, als was hier von Heinrich VII. in Rede ist, wenn auch das Ganze die Absicht, das Reich umzustürzen, schon ziemlich deutlich erblicken läßt.

Die Ächtheit der nicht datirten aber von mehr wie einer Seite beglaubigten Urkunde vorausgesetzt, möchte ich daher folgende Schlüsse daran knüpfen:

1. Sie gehört nicht der letzten, sondern der ersten Zeit P. Johannis an.

2. Sie enthält das politische Programm, welches der Papst gleich anfänglich aufstellte, und dem er, wie Villani zeigte, bis zum Ende seines Lebens treu blieb.

3. Sie erklärt, warum der Papst Ludwigs erstes Anerbieten, im Dienste der Kirche nach Italien zu ziehen, nicht annahm, obwohl das dem Papste die größten Vortheile verhieß, wenn er wirklich die Absicht hatte, an der bisherigen Ordnung der Dinge nichts Wesentliches zu ändern.

4. Erklärt sich auch, warum P. Johann mit einem Male den scharfen Proceß wider Ludwig erließ, als der Sieger von Ampfing die Rechte des Reiches auch in Betreff Italiens geltend machen wollte.

5. Geht von selbst hervor, daß eine Verständigung auf dieser Basis eine Unmöglichkeit in sich schloß und ganz abgesehen von der Frage über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der Schritte K. Ludwigs — worüber sich vieles sagen läßt, — der Papst, welcher eine derartige Absicht verfolgte, darauf hinstreben mußte, Ludwig zur Abdankung zu zwingen.

6. Da nun, wie wir gesehen haben, in den Proceß P. Johannis ein sehr consequent durchgeführtes System liegt, welches scheinbar unmotivirt, mit einem Male hervortritt, so gewinnen wir durch diese Urkunde, was uns bisher fehlte, den Ausgangspunkt desselben, wie durch die Stelle Villanis das Ende.

Es war der stärkste Angriff, welchen die deutsche Nation bisher in ihrer europäischen Stellung zu bestehen hatte.

18. Dr. Anton Gindely, Rudolf II. und seine Zeit. 1600—1612, Erster Band 354 S. 1863. Zweiter Band. 362 S. 1865. Prag. Carl Bellmanns Verlag.

Man kann nicht sagen, daß die Böhmen ihren Königen, welche auch römische Könige und Kaiser wurden, in der Regel ein sehr erfreuliches Dasein bereiteten. Als Ottokar II. wiederholt die deutsche Krone angeboten wurde, entstand eine so gewaltige Opposition gegen die Annahme der Krone, daß der König davon absehen mußte und nun statt der Přemysliden die Habsburger deutsche Könige wurden, was erstere wie bekannt, bitter bereuen mußten. Aber gleich als hätte es nicht genügt, den König in eine schiefe Stellung gebracht zu haben, erfolgte auch noch seine Preisgebung in der Entscheidungsschlacht, so daß Ottokar die Thronheit, seiner Umgebung mehr als seinem natürlichen Interesse gefolgt zu haben, mit dem Verluste der Hälfte seiner Länder, des Thrones und des Lebens büßte. Welche Schwierigkeiten der böhmische Adel Kaiser Karl IV. bereitete, wie er ihn hinderte, die Majestas Carolina durchzuführen und sein Werk damit zu krönen, ist bekannt. Wenzel, sein Nachfolger, wurde von den Böhmen gefangen gesetzt, in dem Kriege mit seinen Gegner Ruprecht von der Pfalz beinahe völlig preisgegeben, zuletzt, wenn man einer Nachricht Glauben schenken darf, vergiftet. Wenzel's Nachfolger, der römische König Sigmund, hatte den größeren Theil seiner Regierung mit seinen böhmischen Unterthanen zu kämpfen. Gegen Sigmund's Nachfolger, den vortrefflichen König Albrecht wurden die den Böhmen sonst so verhaßten Polen in das Land gerufen. Nichts desto weniger trachtete K. Georg Poděbrad mit allen Kräften nach der deutschen Krone. Als dann nach langer Pause und systematischem Ausschlusse vom böhmischen Throne wieder ein Habsburger denselben erlangte, welcher gleichfalls die römisch-deutsche Krone gewann, entstand aufs Neue eine jener Scenen, welche die böhmische Geschichte zuletzt einem gewaltsamen Ende zuführen mußten und die das Jahr 1547 mit den Jahren 1419 und 1620 in Verbindung brachten. Nur die Zeit Maximilians II. verstrich ruhiger, während unter Rudolf II. die Dinge sich ärger als je gestalteten. Wie klagte doch am 24. Mai 1611 der Churfürst von Mainz dem Erzherzoge Albrecht, daß der Kaiser in seinem Zimmer bewacht werde, „in der Böhmen Verhaftung und Gewalt“ sich befinde;

Wenzel Rinský aber, der sich „aller diese Sachen ein Anfänger und Urheber“ genannt, den Mainzischen Abgesandten erklärt habe, „wenn dem Reiche mit einem solchen Herrn und Regenten so wohl gedient sein, so sollten sie ihn (K. Rudolf) nur hinnehmen und behalten, so lange wir wollten und könnten. Sie, die Böhmen beehrten seiner nicht mehr, wollten ihn auch nicht länger haben und hätten sich auch sonst so verfaßt, daß sie seiner wohl entrathen könnten.“ (Höfler fränkische Studien n. 169.)

(Schluß folgt)

19. Regesten des Hauses Schönburg, vom urkundlichen Auftreten desselben bis zum Jahre 1326. Ein Beitrag zur Adels- und Spezialgeschichte Sachsens und Böhmens. Von Dr. Phil. Carl Anton Tobias. Zittau bei Richard Menzel 1865.

Bei Klösterle gewinnt das Egerthal einen eigenthümlichen, dem Reisenden mannigfache Reize bietenden, fast romantischen Charakter. Das Erz- und Riesengebirge treten fort bis zum Flußufer heran, fallen oftmals gegen dasselbe in steilen Felswänden ab und nöthigen den eingeengten ohnedies gefällreichen Strom zu immer eifrigerem Laufe. Regelförmige, bis oben dichtbewaldete Ausläufer, welche hie und da die schroffen Ufergebirge durchbrechen, tragen auf ihren spitzen Kuppen verfallene Schlösser alter, ehemals in der Gegend mächtig gebietender Herrengeschlechter. Auch die einstigen Sitze der reichen, eine Zeit lang das ganze Egerthal beherrschenden Schönburge, Schönburg und Neuschönburg, liegen gegenwärtig in Ruinen. — Eine kritische Geschichte dieses „fast durch 700 Jahre und vielleicht noch länger, in entscheidenden Epochen der sächsischen und böhmischen Geschichte einflußreichen und noch heute in allen Ehren blühenden Geschlechtes“ kann auch dem böhmischen Geschichtsfreunde nur erwünscht sein und steht nach dem uns vorliegenden Regestenwerke von dem emsigen Forscher Herrn Dr. C. A. Tobias zu erwarten.

Derselbe veröffentlicht in seinem allen Anforderungen der kritischen Geschichtsforschung entsprechenden Werke über hundert theils noch unbekannt oder wenigstens noch ungedruckte Urkunden in Art der Regestenform und verbreitet sich in gründlicher Weise, streng auf diplomatischem Boden über die ältere Geschichte des Hauses Schönburg vom Jahre 1182 — 1326.

Die urkundlichen Schätze der Archive von Dresden, Glauchau, Zwickau, Brünn und anderer Orte, sowie die vorhandenen gedruckten einschlägigen Quellenwerke und Chroniken sind von dem fleißigen Verfasser, der sich durch ein halbes Menschenalter mit Vorliebe dem Studium der Schönburgischen Geschichte widmete, gründlich und wohl bis zur Erschöpfung benützt.

Gegen die Ansicht Palachy's und Soltaus, welche das Schönburgische Geschlecht aus Meissen stammen lassen, leitet der Verfasser den Ursprung desselben von der Burgwart Schönburg bei Naumburg ab (p. 5) und bezieht ein Familientradition, welche einen Přemysliden, den Bruder des böhmischen Herzogs Bratislav, Theobald mit Namen, als Ur-ahnen betrachtet, auf die (p. 21) nachgewiesene Thatsache, daß die Schönburger einfach mit dem Geschlechte der Kunstate, dem bekanntlich Georg von Poděbrad entsproß, in naher verwandtschaftlicher Beziehung standen.

Die diplomatisch nachweislich zuerst in der Oberlausitz begüterte Familie gelangt in den Besitz böhmischer Herrschaften gegen Ende des 13. Jahrhunderts. (Nach Palachy wahrscheinlich unter Wenzel I. oder Ottokar II.) Im J. 1295 treffen wir Schönburge im Besitz von Ludwig (bei Kommutau), aus welcher Zeit Herr Dr. Tobias die Erwerbung böhmischer Güter durch die Familie datirt, sei es durch Verwandtschaft mit der Familie Riesenburg oder Egerberg. (p. 35.) Von Bürstein, Byrrenstein, Birschenstein schreibt sich zuerst die Familie Schönburg-Crimischau im J. 1343, von Hassenstein zuerst 1350, während Trautenau erst 1470 nach Hans von Warnsdorf Tode erblich auf Friedrich von Schönburg-Birschenstein überging. ¹⁾ (p. 35.) In dieser Zeit gingen auch die Forderungen des Hans von Warnsdorf auf den Gütern der Riesenburge an Friedrich von Schönburg-Birschenstein.

Als sich Albrecht von Österreich zum Gegenkönig Adolfs von Nassau aufgeworfen hatte, verpfändete er um 50.000 Mark Silbers den Egerdistrikt, das südliche Meißnenland, die Reichsstädte Chemnitz, Altenburg und Zwickau und

das Markgrafenthum Meissen an die Krone Böhmen, und nach erfolgter Wahl nahm Wenzel die Huldigung an. So wurden neben anderen auch die Schönburger Reichsasterlehen Träger von Böhmen. König Wenzel stellte wahrscheinlich um 1300 den Dynasten Friedrich von Schönburg als Oberhofrichter des Meißnenlandes in Altenburg an (p. 31 und 32). Die jetzigen Schönburgischen Reichsherrschaften waren früher reichsunmittelbare Lehen und kamen erst unter Karl IV. in ein Lehenverhältniß zu Böhmen. (p. 9.) Im Jahre 1317 ist ein Friedrich von Schönburg Unterkämmerer des Königreiches Böhmen und gegenwärtig bei der Berathung, die K. Johann am 12. November in Elbogen veranstaltete (p. 38). 1318 verklagt der Leitmeritzer Propst Heinrich von Schönburg den Prager Bischof Johann von Drazic wegen Beschützung der Ketzerei u. s. w. (p. 39). Im selben Jahre unterschreibt Ernst von Schönburg die von K. Johann dem Bisthume Prag ertheilte Erneuerung und Bestätigung der Privilegien (p. 39); 1319 begleiten drei Brüder Schönburg den König Johann auf seinem Zug gegen den Herzog von Jauer. Im Jahre 1322 verpflichten sich 8 adelige Herren mit und für den König Johann von Böhmen gegenseitig, daß derselbe dem Landgrafen Friedrich von Thüringen zu Handen dreier genannter Herren, unter welchen Friedrich von Schönburg Herr in Crimischau, die Stadt Radau mit 10 Mark Prager Groschen übergeben werde, in der Weisung, wie es im Heirathskontrakte der Tochter Johannis, Jutta, mit dem jungen Landgrafen ausgedrückt ist. (Dat. Commotau 1322 XI. Cal. Jun. Orig. Urk. Hpt. St. A. Dresden.)

Noch andere auf die böhmische Geschichte bezügliche Daten könnten wir aus dem reichhaltigen Regestenwerkchen anführen; das Citirte mag indes genügen. Die in Aussicht stehenden Fortsetzungen der Regesten, namentlich die des 15. und 16. Jahrhunderts werden natürlich noch weit mehr einschlägiges Material bringen. Dem Verfasser dürften für diese Zeit manche Stadtarchive Böhmens (z. B. Kommutau, Raden) eine lohnende Ausbeute gewähren.

1) Trautenau, eine königliche Leibgedingstadt, erlangten die Schönburge nur als Pfandsinhaber und Burggrafen, indem Hans von Warnsdorf den Herrn Friedrich von Schönburg 1470 als Erben seiner Forderungen auf den Trautenauer Gütern einsetzte und König Wladislaus ihm das Burggrafenamt von Trautenau verlieh. (S. Gesch. der königl. Leibgedingst. Trautenau von Julius Pippert p. 15).
L. S.

In Bezug auf die Form der Schönburgischen Regesten, die uns auch in würdevoller äußerer Ausstattung entgegentreten, würden wir die von Böhmmer eingeführte Behandlung der Regesten als eine für den praktischen Gebrauch besser handzuhabende bezeichnen.

V. S.

Czechische Literatur.

Inhalt: Die slavische Kultur vor dem 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. — Gindely's Sammlung czechischer Historiker. — Die Historische Bibliothek. — „Er“ und sein „Cäsar.“

Unter den in das Fach der Geschichte einschlagenden Novitäten der czechischen Presse, welche wir heute für das deutsche Publikum zu registriren haben, stellen wir Wocel's Schrift „über den Kulturgrad der Slawen in ihren Ursitzen“ billig voran. So bescheiden der Umfang dieser Abhandlung, so vielverheißend, so lockend für das wissenschaftliche Interesse ist die Neuheit ihres Gegenstandes. Der Verfasser hat sich die schwierige Aufgabe gestellt, jene Entwicklungsstufe zu erforschen und zu fixiren, deren die Slawen schon damals sich erfreuten, als sie noch zwischen dem baltischen und schwarzen Meere in ungetrennter, kompakter Einheit lebten. Die Zeit dieses Zusammenlebens liegt jenseits des 5. Jahrhunderts der christlichen Aera, da im 5., 6. und 7. Jahrhundert einzelne Slawenstämme — wie die Czechen, Lausitzer, Lutizer, Dobotriten, Serben, Chorwaten u. s. w. — sich vom Gros des Slawenthums ablösten und die gemeinsame Urheimat verließen, um theils im Westen, theils im Südwesten neue und getrennte Wohnsitze aufzuschlagen. Da Wocel bei der Lösung seiner Aufgabe weder an schriftliche Zeugnisse der Geschichte, noch an sonstige Denkmale appelliren konnte, so nahm er seine Zuflucht zum ältesten und treuesten Spiegel der Volkspersönlichkeit wie der Volkskultur — zur Sprache. Alle Wandlungen und Fortschritte sowohl im materiellen als im sittlichen Leben der menschlichen Gesellschaft (sagt Wocel) sind in der Sprache wie in einem Archiv aufbewahrt und aus diesem Urkundenschatze wird die Zukunft Erkenntnisse schöpfen, die in Zeitalter zurückreichen, über denen in den Bildern der Geschichte Todtenstille webt. Auf solcher Grundansicht fußend, stellt Wocel den Satz auf: Jene Begriffe und Objekte des Kulturlebens, wofür die Slawen noch heutzutage gemein-

same Ausdrücke haben, müssen ihnen schon in der Urheimat geläufig gewesen sein, weil die Gemeinsamkeit dieser Termini lediglich die Folge des räumlichen Zusammenlebens sämtlicher Slawen, nicht aber das Ergebnis philologischer Kongresse sein kann, welche etwa von den räumlich schon getrennten Slawenstämmen berufen worden wären, um derlei allgemein-slawische Bezeichnungen zu vereinbaren. Wocel stellt nun mehre, verschiedenartigen Lebens- und Kultursphären entsprechende Reihen panslawischer, folglich aus der baltisch-kaspischen Urzeit herstammender Ausdrücke zusammen.

So citirt er z. B. als Zeugen urslawischer Baukunde die in allen slawischen Idiomen identischen Termini: ves (Dorf) — dům (Haus) — střecha (Dach) — stěna (Wand) — krov (Decke) — okno (Fenster) — vápno (Kalk) u. s. w.

Daß die Slawen schon in ihrer Urheimat Gewerbe und Ackerbau trieben, folgert Wocel aus den panslawischen Benennungen: železo (Eisen) — zlato (Gold) — stříbro (Silber) — měď (Kupfer) — olovo (Blei) — kov (Metall) — kovati (Metalle bearbeiten, schmieden) — dláto (Meißel) — kleště (Zange) — sekera (Beil) — nůž (Messer) — pila (Säge) — ratiště (Lanzenschaft) — meč (Schwert) — ostruha (Sporn) — plátvo (Leinwand) — sukno (Tuch) — rub (Gewand) — košile (Hemd) — říza (Oberkleid) — plášť (Mantel) — tkadlec (Webber) — hrnčář (Töpfer) u. s. w.; dann aus: pluh (Pflug) — rádlo (Hackpflug) — lemeš (Pflugshare) — kosa (Sichel) — srp (Sense) — motyka (Karst) — lopata (Schaufel) — vůz (Wagen) — kolo (Rad) u. s. f.; weiter aus den bei allen slawischen Stämmen gleich klingenden Namen der Getreide und Obstarten: žito (Korn) — pšenice (Weizen) — ječmen (Gerste) — oves (Hafer) — hrách (Erbsen) — čočka (Linsen) — mák (Mohn) — jabloň (Apfelbaum) — hruši (Birne) — višni (Weichsel) — sliva (Pflaumen) — ořech (Nuß) u. s. w.

Für die Bekanntschaft der Urslawen mit verschiedenen Künsten führt Wocel die altslawischen Bezeichnungen an: obraz (Bild) — hudba (Musik) — husle (Geige oder ähnliches Saiteninstrument) — trouba (Trompete) — buben (die Trommel) u. s. w.

Hierbei bemerkt Wocel: Die Urslawen brauchten dieses oder jenes Kulturobjekt, weil sie es kannten, nicht auch selbst erfunden zu haben. Die Trommel sei beispielsweise kaum slawischen Ursprungs; so erzählt Apollodor in seiner

„Mythologischen Bibliothek“ (I, 9, 7), der König Salmonus, der in seinem Hochmuth es dem höchsten Gotte gleich thun wollte, habe auf einem Wagen einen Kessel, worüber ein Fell gespannt war, mit sich herumgeführt und durch den Schall des erschütterten Fells den Donner nachgeahmt. Von den Parthern schreibt Justinus (XLI, 2), bei ihnen sei das Zeichen zur Schlacht nicht mit der Trompete gegeben worden, sondern mit der Trommel (tympano). Nun waren aber die Parther nach Justin (XLI, 1) und Isidor (Orig. IX, 2) ausgewanderte oder verbannte Skythen, und diese wieder Nachbarn der am Asow'schen Meer siedelnden Slawen; daher können die letzteren ihre Trommel von den Skythen entlehnt haben, ohne darauf warten zu müssen (fügt Wocel mit einem strafenden Seitenblicke bei), bis die Kenntniß dieses Tongeräths im späten Mittelalter von den Mahomedanern oder Deutschen zu ihnen gelange.

Nachdem Wocel mit der Leuchte panslawischer Terminologie noch verschiedene andere Gebiete des ältesten slawischen Lebens betreten und durchschritten, gelangt er zu dem Schlusse: „Schon damals (d. h. vor dem 5. Jahrhund.) hatten die Slawen fast alle Werkzeuge zum Häuserbau, zum Betrieb der Gewerbe und der Feldwirthschaft, wie auch die Kleiderstoffe und Hausgeräthschaften, deren sich das frühere Mittelalter bediente. Sie regierten sich nach Rechten und Gesetzen, kannten die Schreibekunst, pflegten das Marktwesen, ja selbst von Kunstbestrebungen legt ihre Sprache uraltes Zeugniß ab. — Wir sehen zugleich, wie weit die Tzechen bei ihrer Einwanderung nach Böhmen in der Kultur fortgeschritten waren.“ — Der letztere Beisatz zielt gegen jene, welche die in Böhmen eingewanderten Tzechen als eichelfressende Wilde darstellen, wie der alte Cosmas von Prag, oder ihnen doch nur den niedrigsten Grad von Entwicklung zugestehen wollen, wie neuerer Zeit Kalina von Jäthenstein, in dessen bekannter Monographie über Böhmens heidnische Opferplätze, Gräber und Alterthümer unter andern die folgende Stelle vorkommt: „Steinerne Gebäude und Mauern zu bauen, haben die Böhmen überhaupt erst am Anfange des 10. Jahrhunderts angefangen, und zwar war die Einfassung der Stadt Altbunzlau mit einer hohen Mauer nach der Erzählung Cosmas' beim J. 932 das erste Werk dieser Art, zu welchem — als einer ganz ungewohnten

Arbeit — Herzog Boleslaw seine Unterthanen gegen ihren Willen gezwungen hatte. Diesen Bau aus Stein nannte man den römischen, opere Romano aedificare, zum Unterschied des landestüblichen von Holz. Steinerne Gebäude, welche ein Bindungsmittel, sei es Kalk oder Lehm oder Erde haben, sind somit in Böhmen in der christlichen Zeit gebaut.“

Obgleich der Schreiber dieser Zeilen sich zunächst nur referirend zu verhalten hat, so will er doch die vorliegende Abhandlung mit einigen kurzen Bemerkungen begleiten. Es ist nicht zu läugnen, daß für jene technischen Wortformen, die sich als Gemeingut aller slawischen Idiome erweisen, die Präsuntion eines hohen Alterthums spricht und daß den ältesten Bestandtheilen des Sprachschatzes über das Leben und die Sitten vorgeschichtlicher Jahrhunderte so mancher dankenswerthe Fingerzeig abgewonnen werden kann. Das haben Grimm, Müllert, Leo, Kuhn, Weber u. s. w. hinsichtlich germanischer und indischer Urzustände hinreichend dargethan. Nichts desto weniger erheischt die Benutzung der Sprache als Geschichtsquelle großer Vorsicht. Wie viele Gefahren bedrohen hier nicht den klaren Blick, das unbefangene Urtheil des Forschers! Wir wollen nur drei dieser Wahrheitsklippen ins Auge fassen.

Ein Attribut der Kultur kennen und es besitzen: wie himmelweit sind diese zwei Fälle verschieden und wie leicht werden sie nicht verwechselt! Ein junger Volksstamm kann z. B. von der Schreibe- oder Malerkunst Kunde haben, weil vielleicht beide dem älteren und gebildeteren Nachbarvolk eigen sind: aber folgt aus dieser theoretischen Kunde, daß er auch selbst die Schreibekunst üben müsse? Aus einer sprachlichen Bezeichnung für Schreiben und Schrift läßt sich bei dem jungen Volksstamme lediglich auf einen Begriff vom Schreiben, nicht aber auf den Gebrauch der Schreibekunst ein sicherer Schluß ziehen.

Ferner wechseln manche uralte Ausdrücke im Laufe der Zeit ihre Bedeutung, indem sie sich vom Sinnlichen ins Geistige erheben oder vom Allgemeinen zum Besonderen determiniren. Wie leicht begeht nun nicht der historisirende Sprachforscher einen Anachronismus der Wortbedeutungen! Wie leicht baut er dann nicht auf diesen Anachronismus Inftige Hypothesen! Wenn z. B. schon die ältesten Slawen das Wort ráj (Paradies, Eden) kannten (was auch kaum zu bezweifeln ist), folgt daraus — wie Wocel

will, — daß sie an die Unsterblichkeit der Seele und ein jenseitiges Fortleben geglaubt haben müssen? Verbanden denn die ältesten Slawen mit dem Worte ráj in der That eine der christlichen analoge, also transzendente Vorstellung? Das wäre eben erst zu erweisen.

Endlich kamen die indogermanischen Völker nicht als barbarische Horden nach Europa, sondern brachten aus ihrer asiatischen Heimat eine von den Ariern überkommene Summe von Fertigkeiten, Kenntnissen und Kulturkeimen mit herüber. Untersucht man nun die älteste Entwicklungsphase, die ihnen in den neuen, europäischen Sizen eignete: wie schwierig ist es da zu unterscheiden, was in dieser Entwicklung alt-arisch und was darin europäisch ist! So manches kann dem Forscher als neues, spezifisch-germanisches oder spezifisch-slawisches Kulturverbrüß erscheinen, da es doch vielleicht nichts weiter ist als ein — alt-arisches Erbstück. —

Wocel's Schrift bleibt trotz mancher Fragezeichen, die man zu ihren Schlußfolgerungen beizusetzen hätte, ein beachtungswerther Versuch, dem überdies die Ehre der bahnbrechenden Initiative gebührt; denn bisher hatte die czechische Literatur in jener Richtung so gut wie nichts aufzuweisen, da Šafařík den 2. Theil seiner „Slawischen Alterthümer,“ der das älteste Kulturleben der Slawen aufzuhellen bestimmt war, ungeschrieben ließ. — — — —

Der rastlose Gindely betreibt mit anerkennungswürdigem Eifer die Herausgabe der Monumenta historiae bohemica, deren Prospect wir in diesem Blatte bereits mitgetheilt haben (siehe: Mittheilungen. III. Jahrg. 1. Heft p. 55.) Im Laufe dieses Jahres sind davon erschienen: Beschlüsse und Entscheidungen der Bräderunität (1. Band). — Paul Štála's Kirchengeschichte (1. Band und 4 Hefte des 2. Bandes) — Memorabilien des Wilhelm Grafen Slawata (5 Hefte). Die wichtigeren Einzelwerke dieser Quellsammlung werden wir, sobald sie nur zum Abschluß gelangt sind, unserem Versprechen gemäß der Reihe nach näher beleuchten. —

Vor drei Jahren trat die Buchhandlung Kober mit einem groß angelegten Unternehmen, der „Historischen Bibliothek,“ hervor, in der Absicht, unter diesem Gesamttitel dem czechischen Publikum eine Auswahl der hervorragendsten Geschichtsschreiber aller Nationen in guten Bearbeitungen nach und nach vorzulegen. Das Programm der „Historischen Biblio-

thek“ umfaßt nicht allein die Korpphden der neueren und modernen Geschichtsschreibung, wie Macaulay, Prescott, Thierry, Machiavelli, Bogdanowic u. s. w., sondern erstreckt sich auch auf die altgriechischen und alt-römischen Historiker. Bis jetzt hat die „Historische Bibliothek“ von Macaulay's Geschichte Englands (in Zeleny's Uebersetzung) 6 Bände, und von Prescott's Geschichte der Regierung Philipps II. (übersetzt von Teyřowšly) 1 Lieferung gebracht. Uebrigens bilden auch Gindely's oben erwähnte Monumenta einen integrierenden Bestandtheil der „Historischen Bibliothek.“ —

Der gegenwärtige Beherrscher von Frankreich hat als Geschichtsschreiber sein Glück gemacht, zwar nicht in der Wissenschaft, dafür aber beim großen Publikum. Sein Buch über Cäsar haben sich nicht allein fast alle europäischen Literaturen, sondern sogar auch die Araber adnektirt. Eine czechische Uebersetzung, besorgt von Věšetický, Nowotný, Šebel, Tonner und Schulz, ist so eben mit dem Erscheinen der 4. und 5. Lieferung beendet worden. Wie eine Bibel, so gibt es jetzt auch eine Cäsar-Polyglotte! Dieser äußere Erfolg des Buches paßt so recht zum Standpunkte des Verfassers, der auch im Staatsleben nur den Erfolg gelten lassen, ja sogar für ein unantastbares Gottesurtheil angesehen wissen will. In seinem Cäsar bemüht er sich, die Geschichte so zu deuten oder zu deuteln, daß sie den Helden gelungenen Staatsstreichs nicht etwa zur Apologie, sondern zur Glorifikation diene. Und diese Art von Deutung ist gerade keine Hexerei: es kommt lediglich auf ein Bischen Gewaltthatigkeit und Sophistik in der Darstellung oder Verwerthung der Thatfachen an. Welcher für den Kultus des Erfolgs befähigte und begeisterte Mann wird z. B. so stempel sein, in Cäsar einen Usurpator zu erblicken? Mußte auch Cäsar erst über 100.000 verfassungstreue Mitbürger schlachten, um sich der höchsten Staatsgewalt zu bemächtigen, so that er dieß einfach kraft seines Privilegiums als — Initiator. Freilich wendet eine besangene Geschichtsauffassung ein, Cäsar sei allerdings Initiator — aber der Verwesungsperiode des Römerthums; indefs ist solch ein Einwurf durchaus irrelevant: Initiator bleibt Initiator, daher kann man Cäsar mit Karl dem Großen, der auch ein Initiator, wenn auch in etwas anderem Sinne war, ohne weiters auf

gleiche Linie stellen; einige Differenzpunktlein kommen bei zwei solchen geschichtlichen Größen, wie Cäsar und Karl d. G., nicht in Betracht.....

Doch ich schlage ja den Lou eines Labienus an, darum will ich lieber gleich aufhören: denn Labienus ist zwar keine satilinarische, wohl aber eine — konfistable Existenz.

A...z...r.

Vom böhmischen Büchermarkt.

In erster Reihe kommen hier die Schriften über die böhmischen Bäder zur Besprechung. Unter ihnen des als Arzt wie als Mensch gleich ausgezeichneten Dr. Emil Kragmann: Marienbad. (Handbuch für Kurgäste, mit 12 Stahlstichen. Prag, 1864. Friedrich Ehrlichs Buch- und Kunsthandlung) und Prof. Dr. Pöschner's, des hochverdienten Protomedicus: Mineralquellen von Königswart vom physikalisch-chemischen und medicinisch-therapeutischen Standpunkte, (Prag. H. Dominicus 1865); das Eine eine Anweisung zum richtigen Gebrauche eines europäisch berühmten Bades, das Andere um ein neues Bad in Aufnahme zu bringen. Bei letzterer Schrift müssen wir, wo von der fürstlich Metternichischen Schloßkapelle in Königswart die Rede ist und von dem Altare von blauem Marmor, einen störenden Druckfehler rügen S. 4 — „dem blauen Marmor der Säulen der im J. 1823 abgebrannten basilica Osticusia S. Paul — statt basilica Ostiensis (an der via Ostiensis), St. Paul. Die Säulen von St. Paul waren übrigens von Granit und sprangen durch die große Hitze des Brandes, so daß sie bei dem Neubau nicht mehr gebraucht werden konnten. — An diese beiden Werke schließt sich seiner Natur nach an, Ferd. Nahlit, Führer durch die böhmische Schweiz als Anschluß an die sächsische Schweiz. Verlag von Jul. Reinhold in Böhmisches Kamnitz mit 4 Abbildungen. Ein Führer ohne Karte und ohne Angabe von Preisen (was Vadecker so populär machte) bewirkt nur, daß man noch eines Führers bedarf, dessen Discretion oder Indiscretion der Reisende dann geradezu verfällt. Anton Procop Schmitts Sagen, Märchen und Erzählungen von Elbogen bei Karlsbad und dessen Umgebungen. (Selbstverlag. Leihbibliothek in Elbogen 1864) versprechen nicht mehr als sie leisten. Das Büchlein

ist eine ganz nette Lectüre in den schattigen Wäldern von Karlsbad. — Als in ihrer Art ganz interessante Monographien mögen P. Anton Hoffmann's Geschichte der Kreuzkirche in Reichenberg (Reichenberg 1864), und Vincenz Kuhlmanel, Geschichte des Klosters der slawischen Benediktiner und der St. Nikolaukirche auf (in) der Altstadt Prag (Prag 1865) bemerkt werden. Ein in seiner Weise schreckliches Werk ist: Adolf Helfferich, der culturgeschichtliche Sinn der altböhmischen Sagenwelt. Prag, 1865. Commissionverlag von F. A. Credner's k. k. Hof- und Kunsthandlung. Wir haben es nicht für möglich erachtet, daß Jemand, welcher auf gesunden Sinn Anspruch macht und eine literarische Bildung besitzt, einen solchen Mangel an den einfachsten Principien der Wissenschaft zeigen, einen so baaren Unsinn schwätzen kann. Es genügt hervorzuheben, daß das Wort Böhmen, bekanntlich doch ein modernisirter Name aus dem alten Beheim, Bojohemum abgeleitet wird aus be (pe, Vieh) und om, ohm (geachtetes Mostfaß) und auf Viehzucht und Weincultur deute. Ohm ist enthalten in Jerusalem, aber namentlich in — Salomo, der den Tempel in Jerusalem vom Mosizehnten oder „Ugelt“ erbaute. — Der in Böhmen häufig vorkommende und mit dem Pflug — r (Poper) anklingende Name Popel (Poppe, Popo u. s. w. ist dasselbe was die Boji waren: Viehzüchter, Sennet. — Worlit gehört den Schwarzenberg, einer Abzweigung der fränkischen Seinsheim oder Weininnungsheimer. (In Franken weiß aber Jedermann, daß die Seinsheim früher Schweinsheim, Sauenheim hießen; allein Schwein und Wein scheint dem Verf. identisch zu sein.) In Böhmen wurden aus den Seinsheim Schwarzenberg (sa-far-zen) — wie schmeichelhaft für die Betheiligten! — Weinzüchter und Ackerbauer, die ihren eignen Rechtsberg oder Gerichtsplatz hatten. So geht der Unsinn 30 S. fort, um endlich sich dahin zu sublimiren, daß nēmeec von nemo abgeleitet wird. Wir schließen mit dem Bedauern, daß die Schrift nicht in der Diutalsprache abgefaßt worden sei, beiläufig gesagt, einem Dialekt Centralafrika's. Die deutsche Literatur mit dieser Schrift zu beglücken, war sehr unnöthig.

(Wird fortgesetzt.)

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von E. Höfler.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne.

Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins
für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag.

Am 15. Sept. 1865

15.

Oesterreichische Geschichte.

Gindely, R. Rudolf II. und seine Zeit.
1600—1612.

(Schluß.)

Als Rudolf II. zur Regierung kam, hatte sich der Hauptsturm der Reformation bereits gelegt. Schon unter Karl und Ferdinand war die erste Auseinandersetzung zwischen Katholiken und Protestanten (Lutheranern) durch den Passauer Vertrag und den Augsburger Religionsfrieden erfolgt; während in den Tagen Rudolfs noch die Hugenottenkriege in Frankreich wütheten und erst 1598 durch das Edict von Nantes Frankreich anfang ein paritätischer Staat zu werden, war das deutsche Reich bereits 1555 dazu gelangt, wie es zuerst mit den Religionsstreitigkeiten begonnen, auch diese zuerst auf dem Wege eines Vertrages beizulegen, im Gegensatz zu der übrigen Welt, welche dem Principe der religiösen Ausschließlichkeit huldigte. Hingegen sah aber die Zeit Rudolfs neue Kämpfe, als einerseits der Aufstand der habsburgischen Niederlande gegen Philipp II. zu einem allgemeinen Kriege Anlaß gab, welcher mehr und mehr Macht und Wohlstand der Primogeniturlinie des Hauses Habsburg verschlang; andererseits durch den Anschluß der lutherischen Fürsten Deutschlands an den Calvinismus, welcher im Augsburger Religionsfrieden nicht enthalten war, eine neue Periode gewaltsamer Säkularisation des katholischen Kirchengutes begann. Zum zweiten Male in einem und demselben Jahrhunderte durch den Protestantismus in ihrem ganzen Sein bedroht, erst durch die Lutheraner bis 1555, jetzt durch die Calvinisten, selbst auf ein Häufchen reducirt, das beinahe nur mehr aus den Fürsten des Hauses Habsburg und einem Zweige des Hauses Wittelsbach bestand, ermaunten sich die katholischen Fürsten im Anfange der 90 Jahre und suchten sie der steten Verkleinerung des Reichsgebietes, das ihren confessionellen Gegnern auf ihre Kosten fortwährenden Zuwachs an Macht

gewährte, ein für alle Mal zu steuern. Wie da der Kaiser unter den Parteien zu vermitteln, seine Stellung als Oberhaupt des Reiches zu wahren, dem Einbruche der Niederländer in Deutschland zu begegnen, den allgemeinen Krieg zu beschwören, Friede im Innern, das Ansehen des Reiches nach Außen zu behaupten suchte, 24 Jahre (1576—1600) in solchen Bemühungen verstrichen, ist leider von keinem Schriftsteller mit Benützung derjenigen Archive dargestellt worden, welche für die letzten 12 Jahre des mehr und mehr kranken, zuletzt fast irrsinnig gewordenen Kaisers von Prof. Gindely in so großem Umfange benützt worden sind. Das Werk Rudolf II. und seine Zeit 1600—1612 kündigt sich somit als eine Episode aus dem Leben dieses Kaisers an, indem es jene Zeit bespricht, welche dem alternden Kaiser gegenüber ein neues Geschlecht, Philipp III. von Spanien, Heinrich IV. von Frankreich, Jakob I. von England, die von Spanien emancipirte Republik der Niederlande mit dem Sohne Wilhelms von Oranien, Belgien mit der Infantin Clara Eugenia und deren Gemal Erzherzog Albrecht erblickte.

Das Drama, welches sich nun entwickelte und seinen Mittelpunkt an Rudolf II. gewann, war uns zwar in einzelnen Theilen durch die authentischen Correspondenzen von Zeitgenossen, durch die Werke Aretin's, Chlumetzky's, Hammer's, Hurter's, Poirson's, Rommel's u. a. nicht unbekannt und einen nicht ganz unwichtigen Beitrag können wir selbst uns rühmen hinzugesügt zu haben. Allein es fehlte die Ausfüllung erheblicher Lücken und selbst in Betreff des Bekannten und, wie man annehmen könnte, sicher Gestellten, zeigte sich sehr bald durch die von Prof. Gindely aus spanischen, französischen, österreichischen, böhmischen, bairischen, pfälzischen, sächsischen, anhaltischen Archiven zusammengetragenen werthvollen Notizen, daß die ganze bisherige Forschung über die 12 Jahre in Frage gestellt, neu aufgegriffen, wesentlich bereichert sei. Nun entsteht aber durch die politischen Plane

R. Heinrichs IV. von Frankreich, welcher kein „erzherzogliches Kind,“ auf dem deutschen Throne belassen will; durch das Streben der churpfälzischen (calvinistischen) Partei im Reiche und ihre Verbindung mit den Protestanten der Erbländer, durch die Opposition der Reichsstände wie der Landstände gegen den Kaiser, durch die Bemühungen des spanischhabsburgischen Cabinetes und der Erzherzoge, den Kaiser zur Feststellung einer Successionsordnung zu bringen, durch die Versuche einer katholischen Partei im Reiche, Oesterreich's Stellung in demselben zu wahren, ein so großer Wechsel der Scenerie und ein so mannigfaltiges Hervordrängen von Persönlichkeiten auf den Vordergrund der Geschichte, daß diese Jahre zu den diplomatisch bewegtesten der neuern Zeit gehören. Endlich kommt, was lange heimlich gegraben worden, nun zu doppeltem Ausbruche. Einmal zu dem Bruderzwiste zwischen Rudolf und Mathias, wohl der traurigsten Episode der habsburgischen Geschichte; dann zu dem Entschlusse R. Heinrichs IV. loszuschlagen (1610), um den Sturz des spanischen wie des habsburgischen Zweiges des Hauses Habsburg zu vollenden. Da erfolgen die großen Veränderungen in der österreichischen Geschichte, indem Rudolf seinem Bruder das Königreich Ungarn zc. abtreten, den Böhmen den Majestätsbrief ertheilen muß, der Sieg der Landstände über das Territorialfürstenthum Rudolfs und des Königs Mathias. Andererseits scheitert aber das Bemühen R. Heinrichs durch seine Ermordung und verzieht sich wenigstens die von Frankreich drohende Gefahr.

Ueber die beiden letzten Jahre Rudolfs, die Periode einer in ohnmächtigem Zorn versuchten Reaction, die den Passauer Einbruch 1611 und Rudolfs Gefangennehmung und Absetzung zur Folge hatte, standen dem Verfasser ungleich weniger gedruckte Belege zu Gebote als über die erste Zeit und da sind nun auch die Aufschlüsse doppelt willkommen. Es ist eine traurig getriebte Existenz, welche unter körperlichen Leiden, sittlichen Verirrungen, dem Einflusse einer falschen Wissenschaft degenerirend, mit sich selbst in immer größeren Zwiespalt geräth, bis endlich im unglücklichen Kampfe mit seinem Bruder und seinen Unterthanen die Verzweiflung sich seiner bemächtigt und er denjenigen zum Raube wird, die ihn, in gleicher Angst wie Wuth, zum Äußersten treiben. In diesem Treiben, im fruchtlosen Bemühen einen äußern Halt zu gewinnen, wo es vor Allem an einem innern

gebrach, liegt etwas Tragisches, wie überhaupt in der böhmischen Geschichte unendlich viel tragische Momente sich vorfinden, wenn es auch bisher an Tragikern gebrach, die sie künstlerisch zu behandeln wußten. Tritt R. Mathias vor seinem Bruder in den Hintergrund, so erscheint Erzherzog Maximilian, der fortwährend den Zwist der Brüder zu vermitteln, das Kaiserthum und Kaiserhaus vor der sonst unvermeidlichen Katastrophe zu bewahren strebt, als eine sehr ehrwürdige Gestalt, während der stürmische unbesonnene, zu allem Extravaganzen geneigte Erzherzog Leopold als der böse Dämon des Kaisers sich darstellt. Dem Erzherzog Maximilian steht der Churerkanzler Johann Schweikart rühmlich zur Seite. Eine eigene Gruppe von Persönlichkeiten bilden dann die Gründer der Union, deren Seele, da Churfürst Friedrich IV. von der Pfalz selten nüchtern war, der schlaue berechnende, des höchsten Ehrgeizes fähige Christian von Anhalt war. Dieser Gruppe entgegen hielt sich die der Liga mit dem staatsklugen H. Wilhelm von Baiern, welche zwar zu Gunsten seines Sohnes Maximilian auf das Herzogthum Baiern Verzicht leistete, aber die Fäden oberdeutscher Politik noch immer in seinen Händen hält. Die großen Gegensätze im deutschen Reiche und den Erblanden haben sich unter der Regierung Rudolfs gemessen; ausländische Hülfe ward von beiden Seiten aufgeboten; da erfolgte die Conföderation der Landstände gegen den Landesherren, dort die der Reichsfürsten. Allein den ersteren stellte sich keine gewaffnete Liga entgegen, um nöthigenfalls ihrem Ausschreiten zu begegnen. Ihr Sieg war sicher, für den Moment unaufhaltsam, seit die Fehler Rudolfs und die Schwäche des Mathias den Landständen eine Stärke verliehen, welche ihnen aus sich selbst nicht zukam. Geschlagen, gebeugt, entwürdigt und verhöhnt wie der Kaiser war, sah er zuletzt keinen andern Ausweg, als sich an diejenigen anzuschließen, welche im J. 1610 bereit waren, Heinrich IV den Weg in das Reich zu eröffnen. Er stand auf dem Punkte, das protestantische Interesse im Reiche zum eigenen zu machen, als er starb. Ungelöst wie er alle Fragen ließ, die unter ihm auf Lösung drangen, überantwortete er seinem Nachfolger im Reiche und den Erbländern eine Fülle von Verlegenheiten und die Keime eines Krieges, welcher für den Kaiser und den österreichischen Erbherrn vernichtend ausfallen mußte, wenn die Opposition der deutschen Reichsstände sich mit der Opposition der österreichischen Land

stände zu einem Ganzen verband, was der Fürst von Anhalt wollte; nur dann war eine Rettung, wenn der Kaiser mit Hilfe der deutschen Reichsstände die Landstände bekämpfte, besiegte und die neugewonnene Macht zur Niederwerfung der deutschen Gegner gebrauchte. Wie aber, wenn die österreichischen (böhmischen) Landstände des Prävenire spielten und es ihnen gelang, ihren Erbherrn durch ein Mitglied der reichsständischen Opposition zu beseitigen? Darin lagen die Keime des 30jährigen Krieges, welcher, wenn es auf Heinrich IV. ankam, schon 1610 hätte beginnen sollen! — Fügen wir noch das Urtheil des Verfassers über Rudolf II. bei.

„Unsere Erzählung hat gezeigt, daß Mathias sich mit dem Erworbenen begnügte, und daß er weder mit den Böhmen noch mit den Schlesiern in Verhandlungen eingegangen war, um hinterlistig den Bruder zu stürzen. Er wollte in loyaler Weise abwarten, bis der Gang der Natur ihn in den Besitz der dem Kaiser noch unterworfenen Länder bringen würde. Nicht so der letztere. Unablässig brütete er über Mittel und Wege das Verlorene zu gewinnen, Verhandlungen mit Anhalt, Tschernembl, Starhemberg, Pechtenstein und anderen sollten ihm dazu verhelfen; alles dieß waren Versuche, denen kein Vernünftiger einen guten Ausgang prophezeien konnte. Auch vom Prager Fürstentum hoffte Rudolf die Demüthigung des Bruders. Als dieß alles nichts half, beschloß er zur Gewalt Zuflucht zu nehmen und der Passauer Einsall ward in Scene gesetzt, ein Unternehmen, das so sehr all. r. Aussicht auf Erfolg ermangelte, wie es in der Anlage und Durchführung verwerflich war. Gerufen von den Böhmen konnte Mathias ihren Ruf nicht überhören, wenn er dieses Land nicht verloren geben wollte; er kam und machte der Herrschaft des Kaisers ein Ende. Die darauffolgenden Verhandlungen des letztern mit der Union, seine stets wieder auftauchenden Hoffnungen auf den Wiedergewinn eines Theiles des Verlorenen sind unverkennbare Zeichen von Wahnwitz. In seinem Abscheu gegen die, seine Herrschaft untergrabenden Elemente, würde der Kaiser persönlich einen Kampf mit Legionen provocirt haben, ohne zu bedenken, daß im wirklichen Klingen seine Kräfte kaum einem Knaben gegenüber ausreichten. Himmel und Erde wollte er in Bewegung setzen, statt sich in das Loos der Nothwendigkeit zu fügen.

Anderseits muß man die Persönlichkeit des Mathias näher in's Auge fassen und seine Thätigkeit als Regent erwägen, um ihn von

allem Verdachte eines ehrgeizigen Rebellen freizusprechen. Bei seinen Unternehmungen von Rebellion zu sprechen, ist gerade so unvernünftig, als von Diebstahl zu reden, wenn ein Familienrath einem seines Verstandes beraubten Mann die Verwaltung des Vermögens, das für Frau und Kind bestimmt ist, abnehmen würde. Die Haltung Spaniens und Roms, die gewiß fern waren eine Rebellion zu begünstigen, und die stets eine dem Mathias günstige war, ist die niederschmetterndste Verurtheilung des Kaisers. Wenn durch Mathias in seinem Kampfe gegen den Bruder revolutionäre Elemente wachgerufen wurden, so trägt die Schuld daran nur letzterer. Hätte Mathias seinen Bruder bei einem Verichte klagen können, wie man gegen einen Verschwender und Wahnsinnigen eine Anzeige machen und eine Entscheidung herbeirufen kann, so wäre ohne jeden Kampf Rudolf von dem Throne entfernt worden. Aber gegen Monarchen gibt es kein Klagrecht, keinen Instanzenzug und keinen richterlichen Spruch.

Ist sonach in Rudolf allein die Schuld der mehrjährigen Wirren in Oesterreich zu suchen, so liegt zugleich in seinem geistigen Zustand eine billige Entschuldigung für ihn. Die geistige Krankhaftigkeit seiner Urgroßmutter Juana von Spanien wiederholte sich bei ihm schon frühzeitig in tiefer Melancholie und dauernder Menschenscheu und brach bei seinem natürlichen Sohne Don Julius in einen ganz schrecklichen Wahnsinn aus. So lange Rudolf sich der geistigen und körperlichen Mannesfrische erfreute, war er zwar auch kein eifriger Regent, aber seine Unthätigkeit wich doch der Nothwendigkeit und er wußte dann seinem Hang zu antiquarischen, alchymistischen und astrologischen Grillbeleben einen Zaum anzulegen. Nie wurde an der Güte seines Herzens gezweifelt, es zog ihm dies den ehrenden Beinamen eines „guten Herrn“ zu, der selbst dann noch wiederholt wurde, als er auf denselben nicht mehr die gleichen Ansprüche erheben konnte. Das böhmische Volk, unter dem er 36 Jahre seines Lebens zugebracht hatte, verzieh ihm rasch alle späteren Schwächen und hat ihm ein günstiges Andenken bewahrt. Es würde dies wohl nicht der Fall sein, wenn die staatliche, literarische und kirchliche Entwicklung, wie sie sich unter Rudolf gestaltet hatte, nicht fast unmittelbar nach seinem Tode einen totalen Umsturz erlitten hätte. Der Unterschied, der, soweit er Sprache, Literatur und Verfassung betraf, schmerzlich empfunden wurde, ließ allmählig Rudolfs Regierung in einem Nimbus erscheinen, der sie sonst nie umgeben hätte.“ *

20. Oesterreichische Geschichte für das Volk.

- I. Älteste Geschichte der Länder des österreichischen Kaiserstaates bis zum Sturze des ersten römischen Kaiserreiches. Von M. A. Beder.
- VI. Die österreichischen, böhmischen und ungarischen Länder im letzten Jahrhundert vor ihrer dauernden Vereinigung 1437—1526. Von Dr. Franz Kroneš, (o. ö. Professor der Geschichte zu Graz).
- XI. Maria Theresia und der österreichische Erbfolgekrieg 1740. Von Dr. J. B. Weiß, l. l. o. ö. Professor der Geschichte an der Universität zu Graz.
- XI. Maria Theresia vom Aachener Frieden bis zum Schlusse des siebenjährigen Krieges. 1748—1763. Von Dr. Franz Ilwof, steiermärkisch-landtschaftlichem Professor zu Graz. Wien (1863, 1864, 1865) im Commissionsverlage von Brandel und Ewald. Druck der l. l. Hof- und Staatsdruckerei. 8°.

Wie wünschenswerth es sei, eine Geschichte Oesterreichs zu besitzen, welche einerseits die Ergebnisse neuerer Forschungen möglichst berücksichtige, andererseits für einen größeren Leserkreis eingerichtet, die Genesis des österreichischen Kaiserstaates in großen Zügen gebe, ist wohl von Vielen, welche es mit Oesterreich ehrlich meinen, empfunden worden. Der Unverstand, Oesterreich nicht, wie es wirklich entstand, durch die Jahrhunderte lange Berührung verschiedener Nationen auf verwandten Gebieten, durch gemeinsame Ziele und gemeinsame Noth, worauf dann ein Herrscherhaus, das die Erbrechte der verschiedensten nationalen Dynastien in sich vereinigte, sich die Aufgabe stellte, die Vereinigung der Getrennten mit möglichster Consequenz durchzuführen, somit Oesterreichs Begründung nicht als eine That, einen Bau von Jahrhunderten, sondern nach der abgedroschenen Phrase *Tu felix Austria nube*, als ein Werk des Zufalles sich vorzustellen, muß einmal gründlich überwunden werden und einer besseren und würdigeren Anschauung Platz machen. Es war daher ein glücklicher und richtiger Gedanke des früheren Unterstaatssecretärs im Ministerium des Unterrichtes, J. A. Freiherrn von Helfert, an die Ausarbeitung einer österreichischen Geschichte nach Perioden zu gehen, welche der Entwicklung der verschiedenen Völker

Oesterreichs homogen sind und die damit auch die Ringe bezeichnen, innerhalb welcher sich ihr Leben bewegt. Das Unternehmen selbst ward mit dem unter dem Protectorate S. K. H. des Erzherzogs Franz Karl stehenden Verein zur Verbreitung von Druckschriften für Volksbildung in Verbindung gesetzt. Am 9. Mai 1862 erging an die bewährtesten Historiker Oesterreichs ein Programm S. E. des Herrn Unterstaatssecretärs, worauf sich uebst den obgenannten Herren und dem Baron Helfert selbst Regierungsrath Ritter von Arueth, der leider zu früh verstorbene Biograph Karls von Zierotin, Ritter von Chlumetzky, Prof. Gindely, Ginzl, Höfler, Huber, Jäger, Sacher-Masoch, Wolf, Zahn, Zeißberg bereit erklärten, einen Theil des Werkes zu übernehmen. Dem Herrn Herausgeber schien es angemessen, bei der Herausgabe nicht die chronologische Folge eintreten zu lassen, was auch aus dem Grunde ohne Störung geschehen konnte, weil jedes Bändchen für sich ein eigenes Ganzes bildet und so auch von seinem Verfasser behandelt wurde. In Bezug auf den ursprünglichen Plan der Einteilung der österreichischen Geschichte sind bereits nach dem Wunsche der einzelnen Bearbeiter mehrfache Veränderungen eingetreten, wie denn überhaupt die größte Selbstständigkeit in Betreff der Behandlung durch die erwähnten Namen verbürgt ist.

Herr Schulrath Beder wirft nun zuerst einen Blick auf den primitiven Zustand der Länder des heutigen Oesterreichs, geht dann auf die römische Periode ein und beschreibt weitläufig die Kämpfe der Römer mit den Germanen, wobei ihm von Augustus an die Kaiser als Leitschnur dienen. Dem Programme gemäß wird verdienter Maßen auf die römische Civilisation großer Nachdruck gelegt und das Ganze zwar nicht bis 476, was für die österreichische Geschichte keinen Abschnitt gibt, sondern bis 526, den Tod R. Theoderichs geführt. Allein auch dieser Abschnitt scheint mir nicht ganz glücklich gewählt; ich hätte vorgezogen, wenn die älteste Geschichte Oesterreichs entweder bis zum Abzuge der römischen Bevölkerung auf Befehl König Odoakers oder bis zum Abzuge der Langobarden nach Italien geführt worden wäre, womit in Oesterreich Raum für eine neue Bevölkerung entstand. Eben so hätte ich gewünscht, daß ein größerer Nachdruck gelegt worden wäre, erstens darauf, daß ein Theil des heutigen Oesterreichs seiner Vergau-

genheit nach in der römischen Periode nicht wurzelt und zwar in dieser Beziehung sich eine nördliche (nicht römische) und eine südliche römische Hälfte bildete. Zweitens darauf, daß Oesterreich auch zwischen Ost- und Westrom die Theilungslinie in sich barg, somit einen doppelten Dualismus, eine Kreuzstraße wie keine zweite in Europa enthielt, abgesehen davon, daß es fort und fort die *vagina gentium* blieb. Doch benehmen diese Bemerkungen dem Werthe des Büchleins nichts. Es liest sich leicht und angenehm, erfüllt vollständig seine Aufgabe und läßt nur zu wünschen übrig, daß der zweite Band rasch nachfolgen möge.

Seinem Gegenstande nach ungleich anziehender als die römische Periode, welcher es etwa mit Ausnahme Marbods und der illhrischen Kaiser an Persönlichkeiten gebracht, die unmittelbar in die Geschichte unseres Landes eingreifen, ist der von Prof. Krones bearbeitete Band. In diesem ist eher Ueberfluß als Mangel an solchen vorhanden, da K. Albrecht II., K. Georg Poděbrad, Mathias von Ungarn, Maximilian I. das Interesse fortwährend rege erhalten. Es ist die Periode der Wirksamkeit der größten Feinde Oesterreichs, wie denn der gefeierte K. Georg, der Gegner Albrechts und Friedrichs IV., endlich als solcher wird anerkannt werden müssen. Was bot derselbe nicht auf, Oesterreich trotz aller Verträge von Böhmen auszuschließen, diese zu vernichten, sich an die Stelle der Berechtigten zu setzen und selbst noch über seinen Tod hinaus Oesterreich von Böhmen fern zu halten. Sehr gut setzt der Verfasser auseinander, daß bei seinem Tode Böhmen sich in der größten Zerrüttung befand, die Früchte seiner schlaunen Politik eben am Ende seiner Tage für ihn selbst bitter wurden. In Betreff des Todes K. Georgs können wir noch auf einen Brief seines Sohnes Heinrich Herzogs von Münsterberg an Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg weisen (27. Febr. Aschermittwoch 1471), 5 Tage nach Kolyzanas Tode, dem zufolge am königlichen Hofe alles voll Jubel war. „Auch unsere genädige herre und frau, vater und muter, könig und königin frisch und gesunt und fröliche Faßnacht gehabt haben mit hochzeiten und beiliegen unsers lieben Bruders.“ Um so unerwarteter mußte die Katastrophe am 22. März — der Tod des Königs erfolgen.

Ebenso bemerken wir zu der sonst sehr gelungenen Darstellung des K. Wladislaus, daß der Grund, weshalb sich dieser König von Un-

garn und Böhmen erst so spät mit Anna von Candale verheirathete und sich mit der Wittwe K. Mathias gar nicht verheirathen konnte, in einer Thatsache bestand, über welche die Geschichtsschreiber gewöhnlich hinweggehen. Wladislaus hatte nämlich am 20. August 1476 die Markgräfin Barbara von Brandenburg, Wittve des am 21. Februar verstorbenen Herzogs Heinrich von Großglogau und Crossen zu Frankfurt an der Oder geheirathet. Nun war freilich die Heirath der Markgräfin so wenig zur Consumation gekommen, als ihre erste mit S. Heinrich, allein der König hatte seine volle Zustimmung zur Verlobung gegeben und obwohl sie nicht in Vollzug kam, waren die beiden Verlobten resp. Vermählten kirchlich gebunden. Das Haus Brandenburg that Alles den König zum Vollzuge zu vermögen, eine zuletzt von beiden Seiten gewünschte Trennung zu verhindern, so daß erst im April 1500 P. Alexander VI. die Ehe löste und nun der König spät zu einer Heirath schritt, welche für Böhmen, Ungarn, Oesterreich so schicksalvoll wurde. Ich hoffe diesen Gegenstand sehr bald in einer eigenen Abhandlung zu beleuchten. — Zu den böhmischen, ungarischen und polnischen Königsgestalten fügt der Verfasser zuletzt noch eine deutsche, die Maximilians I., mit welcher würdig und edel das Buch schließt, das jedenfalls dem Unternehmen in hohem Grade förderlich sein wird. Dasselbe gilt auch von den beiden Ausarbeitungen über Maria Theresia, die wir so lange Zeit den Darstellungen ihrer Gegner überließen und welche gleich ihrer unglücklichen Tochter erst jetzt in ihre historischen Rechte eingeführt wird. Wir erlauben uns hier beispielsweise den Bericht über die Schlacht von Kolin beizufügen: „Jetzt erst hatte Friedrich II. den Befehl zum Angriff gegeben. Es war ungefähr zwei Uhr Nachmittags. Mit einem besondern Infanterie-Angriffscorps unter dem General Hülsen und den sämtlichen Huszarenregimentern Zietzen's ließ er gegen Křechor ausrücken. Der Vortrab stieß zuerst auf Nádasdy's Reiterei, die geworfen wurde und sich auf Kutlitz zurückzog: ein Versuch, den Nádasdy etwas später machte, die verlorene Stellung wieder zu gewinnen, war von keinem Erfolg. Auch eine Abtheilung Croaten konnte dem Anprall nicht widerstehen und mußte, eine Batterie in den Händen des Feindes zurücklassend, in dem Eichwäldchen Schutz suchen, gegen das sich nun die Angriffe der Preußen richteten. Der erste Versuch mißlang, bis Hü-

ca drei frische Bataillone als Verstärkung erhielt und es ihm gelang, den Eichwald, aus dem er fortwährend heftig beschossen wurde, zu nehmen. Als jedoch seine Leute aus dem Gehölze hervorbrechen wollten, sahen sie sich unerwartet einer in Schlachtordnung aufgestellten österreichischen Heeresabtheilung gegenüber stehen — es waren die Truppen der Division Wied. Die Preußen machten Halt und zogen sich, als ihnen bald darauf der Eichwald wieder entrisen wurde, auf Křečhoř zurück, um erst weitere Verstärkungen abzuwarten.

Mittlerweile hatte auch schon der Angriff auf das nunmehrige Centrum der österreichischen Aufstellung, dem Kamhajezer Berg, begonnen. Im ersten Treffen standen die Kürassiere und Dragoner des Feldmarschall-Lieutenants Benedict Grafen Daun, die aber bei Annäherung der Preußen in großen Massen abschwanken, um den hinter ihnen aufgestellten Infanterieregimentern Botta, Baden-Baden und Deutschmeister Raum zu gönnen. Ein mörderisches Feuer empfing jetzt die preussischen Angriffs-Colonnen, die umkehrten und die Höhe hinabeilten. Auch gegen die Regimenter Erzherzog Karl, Puebla und Woltke stürmten die Preußen vergebens an; stehenden Fußes empfingen jene den andringenden Feind mit wohlgezielten Schüssen, gingen dann mit aufgezopftem Bajonnete auf ihn los und warfen ihn zurück. Dazwischen spielte das trefflich aufgestellte und bediente kaiserliche Geschütz, die neue Schöpfung des Fürsten Wenzel Piechtenstein, mit verheerendem Feuer und riß furchtbare Lücken in die Reihen der Preußen. Doch diese gaben ihren Gegnern an tapferer Ausdauer nichts nach. Immer sammelten sich ihre geworfenen Bataillone wieder; immer andere Schaaren kamen in den Kampf; immer neue Angriffe hatten die österreichischen Massen zu bestehen. Es war ein erbitterter Kampf, in welchem Feind und Freund an Unererschrockenheit und Heldenmuth um die Palme zu ringen schien, die einen, die sieggewohnt an ein Mißlingen ihrer Anstrengungen nicht glauben konnten, die anderen, die unter den Augen ihres Feldherrn allen Unternehmungen der Gegner ihre ungebrochene Festigkeit entgegensetzten.

Der rechte Flügel der Preußen und der linke der Unsern waren bisher nicht in den Kampf gekommen. König Friedrich hatte in seinem Schlachtentwurf die Entscheidung auf seinen linken Flügel verlegt; der rechte zurück-

geschobene sollte außer aller Thätigkeit bleiben und nur durch allmähliges Vorrücken nach links den Druck des linken Flügels verstärken. Marschall Daun befahl daher, um seinerseits etwas Luft zu bekommen, dem General der Cavallerie Grafen von Stampach, den rechten preussischen Flügel anzugreifen. Unterstützt von den Generälen Kolowrat, Wöllwart, Schalenberg und Lesèvre wurde das sogleich ausgeführt, und um den Besitz des Dorfes Chocenic mit gleicher Tapferkeit von beiden Seiten gestritten; dadurch wurde der preussische rechte Flügel am Vorrücken gehindert und seine Fortbewegung zur Kräftigung und Unterstützung des linken Flügels hörte auf.

So war jetzt der Kampf längs der ganzen Schlachtlinie entbrannt. Auf allen Punkten wurde mit beispielloser Hartnäckigkeit und Leidenschaft gefochten. Aber wenn auch jeder einzelne Mann wie ein Held stritt, jede Truppenabtheilung ihrer Pflicht im höchsten Maße gerecht wurde, so thaten einzelne mehr als dieß. Das Regiment Botta hatte bereits alle seine Patronen verschossen; allein von seinem Obersten, dem Fürsten Ulrich Kinsky, aufgemuntert, seinen Platz um jeden Preis zu behaupten, stand es unbeweglich und ruhig da, dem heftigen Kugelregen ausgesetzt; erst wenn die feindlichen Colonnen nahe genug herankamen, setzte es das Gewehr mit aufgezopftem Bajonnete ein, ging auf die Stürmenden los und warf sie zurück. Der Fürst wurde schwer verwundet und mußte vom Platze getragen werden; doch seine wackeren Leute hielten aus, bis frische Munition eintraf und sie wieder feuern konnten.

Bisher hatten sich beide Theile, der eine heldenmüthig im Angriff, der andere heldenmüthig in der Abwehr, so ziemlich das Gleichgewicht gehalten. Die Schalen des Kriegsglückes gingen an einzelnen Punkten und in einzelnen Momenten auf und nieder; im großen Ganzen standen sie einander gleich. Allein jetzt war der kritische Moment gekommen, der das Schicksal des Tages entscheiden mußte. Obgleich das Centrum und der rechte Flügel der Preußen kaum minder beschäftigt waren, als der linke, so hatte dennoch General Hülsen frische Bataillone zur Verstärkung erhalten, mit denen er, von Reiterei unterstützt, von neuem gegen die rechte Flanke der Österreicher, die Division Wied, zum Sturme vorging. Dabei geriethen zuerst einige kaiserliche Schwadronen

ins Gedränge, so daß auch mehrere Infanteriebataillone, durch die feindlichen Reiterangriffe erschüttert, zu weichen begannen. Das Bataillon Platz verlor seine Fahne; das ungarische Infanterieregiment Haller warf sich mit überschwenktem Gewehre, bloß mit dem Säbel in der Faust, dem Feinde entgegen; allein mit blutigen Köpfen wurde es zurückgeworfen. Bald schien sich alles in wilde Flucht aufzulösen; Graf Wied, bestürzt über diese ungünstige Wendung des Kampfes, befahl seiner Reiterei in die Fliehenden einzuhaufen, um sie zum stehen zu bringen; alles umsonst! Siegreich trieben die Preußen unsere wankenden Schaaren vor sich her, und schon mußten die Truppen des österreichischen Centrums fürchten, auch von rückwärts angegriffen zu werden, so daß das Regiment Erzherzog Karl, während die zwei ersten Glieder dem von vorn andringenden Feinde Stand hielten, mit dem dritten und vierten Gliede lehrte machte; denn, wie sich ein Theilnehmer jener Schlacht ausdrückt, „jetzt war es nothwendig, vorn und rückwärts gleich einem zweiköpfigen Janus Augen zu haben.“

In diesem entscheidenden Wendepuncte war es der österreichischen Reiterei vorbehalten, den Ausschlag zu geben. Hinter dem Eichwald standen die Regimenter des Generals der Cavallerie Grafen Serbelloni, des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Benedict Daun, des General-Majors Grafen Starhemberg aufgestellt, die jetzt in Galop den siegreichen preussischen Bataillonen in die Flanke fielen. Auch das Dragonerregiment Prinz de Ligne befand sich darunter, lauter junge Bursche, die mit ihren Milchgesichtern gegen die sonnebräunten und härtigen Antlitz ihrer ältern, meist lang gedienten Kameraden in den andern Regimentern eigenthümlich abstachen. Als sich der Oberst bei dem Feldmarschall die Erlaubniß ausbat, mit seinen Schwadronen anzugreifen zu dürfen, sagte Daun: „Was wollen Sie denn machen mit Ihren Grünshübeln!“ Doch gab er seine Einwilligung und die junge Mannschaft hielt sich so wacker und hieb so tapfer in die Feinde ein, daß das Regiment zum Andenken an diese Waffenthat bis auf den heutigen Tag die Auszeichnung genießt, keine Schnurrbärte zu tragen. Auch zwei sächsishe leichte Reiterregimenter, Prinz Albert und Graf Brühl, bedeckten sich bei dieser Gelegenheit mit Ruhm und nahmen glänzende Vergeltung für Pirna. Von allen Seiten von der

kaiserlichen Reiterei umringt, ballte sich das preussische Fußvolk in's Viereck zusammen und hielt, trotz des fürchterlichen Blutbades, eine Zeit lang tapfer Stand. Allein endlich war ihre Kraft gebrochen; die nicht zusammengehauen wurden, mußten das Gewehr strecken. Durch diese glänzenden Erfolge der Cavallerieregimenter waren die Truppen des Grafen Wied zur Ruhe und Besinnung gekommen und gingen nun wieder auf den Feind los, der sich vergebens bemühte, die Trümmer seiner Bataillone zu ordnen und von neuem in den Kampf zu führen. Die siegreiche österreichische Reiterei fiel jetzt die preussische Infanterie des linken Flügels von allen Seiten an, während das österreichische Geschützfeuer immer wirksamer unter ihr wüthete. Binnen kurzem waren 14 Bataillone theils zusammengehauen oder gefangen, theils versprengt.“

Wir können nach diesen vorliegenden vier Bänden das Werk unsern Lesern nur angelegentlichst empfehlen. Es wird viele historische Irrthümer berichtigen, eine geeignete Zuversicht zu einer gerechten Sache erwecken, wie wir hoffen, Muth und Vertrauen einflößen und die traurige Identificirung ganzer Volksstämme mit gewissen Parteianschauungen, die unseligste Frucht bisheriger historischer Ausarbeitungen, wirksam zu bekämpfen im Stande sein. Der Preis eines jeden Bändchens ist äußerst niedrig gestellt und dadurch die Anschaffung wesentlich erleichtert.

Vom böhmischen Büchermarkte.

Wenden wir uns wie billig zuerst den historischen Publicationen zu, so verdient der zweite Abschnitt von Dr. Hallwachs Herrschaft Türmitz (Prag. Sch. Dominicus. 1865, 86 S. gr. 8.) eine besondere Besprechung. Sie beginnt nach einem Vorworte über die benützten Quellen mit einem sehr dankenswerthen Rückblick auf die Geschichte des Hauses Rostiz, von dessen gräflicher Linie die Beilage III. eine Stammtafel (v. 1452 bis zur Gegenwart) giebt. Erst zu Ende des XVI. Jahrhunderts erlangte das oberlausitzische, aber deutsche Geschlecht Besitzungen in Böhmen, wo Otto treu an K. Rudolf, an K. Mathias und K. Ferdinand festhielt, 1623 in den Freiherrnstand, 1626 in den alten Herrenstand erhoben wurde. Hans Hartwig wurde 1646 böhmischer Graf, 1651 Reichsgraf. Der Verfasser weiß nun mit Geschick und Fleiß die Geschichte der neuen Herren von Türmitz und die Wechselfälle des kleinen aber nicht uninteressanten Türmitzer Lebens in ein anziehendes Bild zu verknüpfen, zu welchem die allgemeinen Leiden, Kriegsnoth, feindlicher Überzug, Hunger und Seuche den Rahmen bilden. Abgesehen vom Gnadenbilde und dem Schicksale des Bräuhauses bieten die Streitigkeiten

um die Gemeindefelder, die Erhebung des Dorfes Türmiz zum Markte, die Streitigkeiten der alten und neuen Bürgerschaft, die 1679 erfolgte Marktgerichtsbestellung, im Ganzen und wesentlich die Sorgfalt der Guts herrschaft um das Aufblühen des Ortes den Inhalt seiner Geschichte dar. Wir nehmen keinen Anstand dieses gerade in unseren Tagen zu registriren, welche derartigen Thatsachen nicht sehr günstig sind; allein die Geschichte muß immer und überall ihr Recht behaupten. Es ist interessant durchzugehen, von welchen Einflüssen Wohl und Wehe eines solchen kleinen Ortes abhängt, und wie augenblicklich letzteres eintritt, wo die Pflege nachläßt, die Herrschaft längere Zeit nicht im Orte verweilt. Die neueren Verhältnisse übergeht der Verfasser mit wenigen Zeilen. Wir hätten gewünscht, die weltgeschichtlichen Ereignisse des J. 1813 in jene Verbindung mit dem Grafen Johann von Rostiz und dem Kulmer (Türmitzer) Ereigniß gebracht zu sehen, in welche sie historische Kunst zu setzen vermag. Sollten nicht Briefschaften des Grafen Johann vorhanden sein, deren Mittheilung der Ortsgeschichte auch ein allgemeineres Interesse gewährt hätte? Aber auch so ist die Schrift ein recht angenehmer Beitrag zur böhmischen Ortsgeschichte, und beweist ein entschiedenes Talent des Verfassers für Zusammenstellungen, welche unter anderen Händen über einen monotonen Charakter nicht hinaus kommen. Druck und Ausstattung machen der Buchhandlung Dominicus alle Ehre.

Wir reihen hieran: Mein Wirken als Verleger. Gönnern und Geschäftsfreunden zur Erinnerung von Friedrich August Credner k. k. Hof- Buch- und Kunsthändler. 19. April 1865. Prag. Verlag des Herausgebers.

Es war ein glücklicher Gedanke von Herrn Credner, als er sein Sortimentgeschäft an Hrn. Satow veräußerte, über seinen Verlag eine Art von Rechenschaftsbericht dem Publikum abzustatten. Er bezieht sich auf Belletristik, wobei uns die Namen Ricard und Sacher Masoch entgegenreten; auf Bergbau, Geologie und Mineralogie mit den Namen Beer, Credner, Leo, Zippe; auf Bibliographie und Literaturwissenschaft mit Credner und Wenzig — letzterer natürlich in seiner germanischen Lebensperiode; auf Geschichte mit Bruna, Höfler, Klutschak, Montalembert, Szaranievicz, Tomek; auf Handel und Gewerbe mit Grohmann, Holzamer, Kaulich, Kessels, Krell, Odenthal, Ricard; auf Haus-, Land- und Forstwirtschaft mit Brucker, Heller, Maresch, Pope u. a.; auf Kunstartikel mit Fithrich und Swoboda; auf Mathematik mit Kaulich, Matouschel u. a.; auf

Medicin, Chirurgie, Pharmacie und Veterinärkunde mit Arlt, Güntner, J. v. Hasner, Köschner, Rez. Treib; auf Militärwissenschaft; auf Naturkunde; auf Pädagogik; auf Rechts-, Staats- und Cameralwissenschaft mit Arenz, Hartig, Leop. v. Hasner, Herbst, Jonak, Schrott, Leo Graf von Thun, W. Graf Burmbrand; auf neuere Sprachen; auf Technologie; auf Theologie und Philosophie mit J. Beer, Frost, Güntner, Nachlowski, Pesina, Prucha, Rost, Schöbel, Würfel, Zimmermann 2c. 2c. Herr Credner hat so ziemlich den größten Theil der Praga docta und doctissima unter seinen Schwingen vereinigt, während er selbst sich um die Literatur Siebenbürgens hervorragende Verdienste erwarb. Aus der großen Anzahl von Recensionen, welche das Büchlein bei Anführung der einzelnen Werke enthält, führen wir hier nur eine bemerkenswerthe Stelle über den „Sommerfeldzug des Revolutionskrieges im J. 1849“ an. „Über das ganze Land, so weit ihre Macht reichte, hatte die magyarische Regierung ein Netz von Blutgerichten und mobilen Militärexecutionen gezogen, denen im Ganzen 4884 Personen zum Opfer fielen und wen diese Gerichte einfach hängten, köpften, erschossen, zu Tode prügeln, den konnte man glücklich preisen, wenn man sah, wie es Anderen dafür, daß sie treu am Kaiser hingen, erging, z. B. den Männern der Familie Moldaban, denen, nachdem zuerst jeder hundert Stockprügel erhalten, die Nägel mit Zangen aus den Fingern gerissen, dann die Glieder der Finger in abwechselnden Pausen abgeschnitten, die Hände und Füße gebrochen wurden und die erst dann, nachdem sie diese Martern erlitten, nachdem sie mit Säbelhieben am Kopf, im Gesicht, in den Augen verwundet waren, halbtodt auf den Richtplatz geschleift und dort endlich erschossen wurden.“ Wo waren denn, als diese schauerhaften Barbareien geschahen, die Männer der Rechtscontinuität und wo sind die Thaten verzeichnet, durch welche sie diesen Scheußlichkeiten steuerten? Irrren wir nicht, so war es nur das Corps des Grafen Elia in Galias, d. h. die kaiserliche Armee und nicht die ungarischen Reichstagshelden, welche diese Wüthriche züchtigten.

Von den uns noch zugekommenen Werken zeigen wir noch an: Karl Kobal, über einen Handelsvertrag zwischen Oesterreich und England. Als Anhang der englische Zolltarif im Jahre 1865. Separatabdruck aus Nr. 13 und 14 der Wochenschrift des n. ö. Gewerbevereines. Prag. Commission. Die Quintessenz der Schrift ist, Oesterreich möge, wie England es stets gethan, nur sein eigenes Interesse befragen.

(Wird fortgesetzt.)

Nach einem Beschlusse des Ausschusses werden vom nächsten Hefte an in der „literarischen Beilage alle dem Vereine zugesickten, in Böhmen erscheinenden Werke und andere Verlagsartikel“ welches Umfanges und welcher Bedeutung sie auch sein mögen, einen Platz finden, indem entweder eine Besprechung oder doch immer die Angabe des Titels, in der Art, wie in buchhändlerischen Katalogen, mit Beifügung des Inhaltes aufgenommen werden wird.

Prag, am 30. August 1865.

Der Ausschuss.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von E. Höfler.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag.

Am 15. Nov. 1865.

16.

Springer und die czechische Bewegung.

(Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden 1809. Von A. Springer. 2. Theil. Leipzig, Hirzel. 1865. 774 S. 8°.)

I.

Gar manches Mitglied des histor. Vereins wird sich vielleicht der Vorlesungen erinnern, welche Anton Springer einst an der Prager Universität über Staatengeschichte der neuesten Zeit gehalten hat. Es war im Herbst 1848, als unsere Universität die Flitterwochen ihrer jungen Freiheit feierte. Die Vorlesungen Springers hatten einen ungeheuren Erfolg. Die Neuheit revolutionärer Gedanken, das Feuer der Sprache entzündete die Zuhörer und es kam vor, daß Springer selbst nicht in den Saal gelangen konnte, der von Zuhörern bis zum Erdrücken gefüllt war. Wie gar viele Deutschen, welche den Sturz des Metternichschen Systems auch im Interesse Deutschlands ersehnt hatten, neigte sich damals Springer der czechischen Bewegung zu, die den Kampf gegen die veralteten Zustände Oesterreichs mit größerer Energie aufzunehmen schien. Seither ist Springer den kleinlichen Verhältnissen des böhmischen Parteigetriebes wieder entrispen worden; das Leben in der deutschen Universitätsstadt, wo er als Professor der Geschichte thätig ist, hat seinen politischen Horizont erweitert, seine Ansichten geklärt und ihm jene Ruhe und Unbefangtheit gewonnen, welche insbesondere dem Geschichtsschreiber österreichischer Zustände nothwendig ist. Seine Verbindungen mit Prag aber haben jederzeit sein Interesse für die Ereignisse in Oesterreich wach erhalten, so daß Springer einer der wenigen Gelehrten Deutschlands ist, welche mit österreichischen Zuständen gründlich vertraut sind.

Nach alldem ist es erklärlich, daß wir das neueste Werk dieses Gelehrten mit besonderem Interesse in die Hand nahmen. Wir begegnen in dem Buche allen Vorzügen, welche auch den unsgeschichtlichen Arbeiten des Verfassers eigen sind: einer ungemein klaren, fast dramatischen Anordnung des Stoffes, und einem so lebhaften, frischen Styl, daß das Buch, gleich einer belletristischen Lektüre, zu fesseln im Stande ist.

Springer schildert die gewaltigen Erschütterungen, welche die Märzereignisse des Jahres 1848 in allen Theilen der Monarchie hervorriefen und Oesterreich der Auflösung nahe brachten, er zeichnet das tragische Verhängniß, welches die Ungarn trotz ihres Rechtsgefühls mit dämonischer Gewalt zu offener Empörung drängte, wie die Slaven, die Ausschreitungen der ungarischen und der Wiener Revolution benützend, die schwankende Regierung zu reaktionären Plänen ermunterten, bis der Sieg der österreichischen Waffen in Italien, in Prag und Wien der Militärpartei die entscheidende Stimme im Reiche gewährte und die Idee des centralisirenden Absolutismus zur Herrschaft gelangte. Die interessanteste Partie des Buches ist für diese Blätter die Geschichte der czechischen Bewegung.

Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war die czechische Sprache fast ausschließlich auf den Hausgebrauch beschränkt und die Pflege der czechischen Literatur zu bloßer Liebhaberei herabge-

sunken. Das höchste Ziel, welches die damaligen czechischen Schriftsteller anstrebten, war, ihre halberstorbene Sprache in die Welt wieder einzuführen und ihr ein bescheidenes Plätzchen in der europäischen Literatur zu erringen. Aber selbst so weit verstiegen sich nicht die Gedanken aller Patrioten. Der berühmte czechische Gelehrte Dobrowský schrieb alle seine Werke deutsch; er betrachtete die czechische Sprache als einen schönen Leichnam, der nur noch für das Messer des Anatomen Interesse darbot, ja er konnte es nicht einmal leiden, wenn in seiner Gegenwart die Conversation czechisch geführt wurde. „Laßt die Todten ruhen,“ lautete dann oft grob und unhöflich seine Antwort. Wie die Sprache schien auch das nationale und politische Leben der Cechen völlig erstorben. Fünfundzwanzig Jahre später, und wir sehen uns einer gewaltigen nationalen Bewegung gegenüber, welche auf die unbedingte Herrschaft im Lande Anspruch erhebt, die deutsche Nationalität von Position zu Position verdrängt, selbst in Mähren und Schlesien an Einfluß und Bedeutung gewinnt und mit seltener Einmüthigkeit und Energie sich anschießt, die unter den Deutschen berüchtigten czechischen Traditionen aus der Zeit vor der Schlacht am weißen Berge in Form eines Staatsrechts der böhmischen Krone zur Anerkennung zu bringen. Was hat diese wunderbare Umgestaltung aller Verhältnisse hervorgebracht? Welches waren die Umstände, unter denen die czechische Bewegung sich so erfolgreich entfalten konnte? Das neueste Werk Springers, in welchem der czechischen Bewegung große Aufmerksamkeit zugewendet ist, gibt uns hierüber in klarer, wenn auch nicht in erschöpfender Weise Aufschluß, und verdient schon aus diesem Grunde, von den Deutschen in Böhmen beachtet zu werden. Das wichtigste Ereigniß, welches die czechische Bewegung in Fluß brachte, war die Auffindung der Königinhofer Handschrift. Die Echtheit dieser Handschrift ist vielfach bestritten worden; und in der That, die Umstände, unter denen die Handschrift gefunden wurde, mußten nothwendiger Weise diesen Verdacht erregen. Jemehr sich die jüngere czechische Schriftsteller-Generation mit patriotischen Ideen erfüllte, um so tiefer empfand sie die Dede und Unselbständigkeit in der vorhandenen Literatur, um so stärker wurde sie von der Sehnsucht ergriffen, eine eigenthümliche nationale Literatur aufzuweisen zu können. Diese Sehnsucht war so groß, daß sie in der That zu offenbaren, erwiesenen Fälschungen, wie die des Wenzelsliedes, führte. Nichts destoweniger hat der Streit über die Echtheit der Königinhofer Handschrift gegenwärtig alle praktische Bedeutung verloren. Ob echt oder unecht, die Königinhofer Handschrift hat ihre Schuldigkeit gethan, die gegenwärtige nationale Bewegung kann dieses literarischen Hebels längst entbehren. Damals aber erfüllte ihre Auffindung die slavische Welt mit Jubel und Begeisterung. Nun endlich war der czechische Homer, das würdige Gegenbild zum Nibelungenliede gefunden, das czechische Volk zu dem Anspruche, unter den Culturnationen Europas mitzuzählen, vollkommen berechtigt, die so schmerzlich vermißte Grundlage für die weitere Entwicklung des nationalen Lebens gewonnen. Der Kunstwerth der Königinhofer Handschrift ist ziemlich gering, aber die Cechen waren unermüdblich, die Schönheit, den nationalen Gehalt dieser Lieder zu preisen und entfalteten einen bewunderungswürdigen Eifer, den an sich nicht bedeutenden Schatz allseitig zu verwerthen. Für die slavische Rechtsgeschichte, Mythologie und Sprachkunde wurde eine unerwartet reiche Ausbeute erzielt, und das Verhältniß zum Deutschthum für immer geregelt. Jetzt, nach Auffindung der Königinhofer Handschrift, brauchte man keine fremde Cultur mehr, man brauchte nur auf die Traditionen der eigenen Heimat zurückzugehen, die eine so großartige, durchaus selbständige, schon ursprünglich dem deutschen Wesen feindselige Bildung aufzuweisen hatte. Nationale Cultur, Kampf gegen das Deutschthum war seither das Lösungswort der czechischen Patrioten. Den gutmüthigen Sprachenthusiasten der älteren Zeit folgten leidenschaftliche Fanatiker der Nationalität, welche nur mühsam den Haß gegen die fremden übermüthigen „Kolonisten“ verbargen und offen die Wiederherstellung einer abgeschlossenen czechischen Cultur verkündeten. Früher hatte man bloß nationale Duldung angestrebt, jetzt wurde man schon über jede wahre oder vermeintliche Demüthigung überaus empfindlich, ja es gehörte nun zum Wesen eines Patrioten, über Verletzung der natürlichen Rechte unermüdblich Klage zu führen. Auch in den Beziehungen zu den übrigen slavischen Stämmen trat eine wichtige Aenderung ein. Die Verwandtschaft in Abstammung und Sprache, welche zwischen Cechen, Russen, Serben und Polen herrscht, war zwar längst bekannt, aber nur bei Sprachstudien und wissenschaftlichen Forschungen beachtet worden.

Erst jetzt wurde in den Herzen czechischer Patrioten die Hoffnung lebendig, daß man diese sprachliche Verwandtschaft praktisch verwerthen, daß man die zerstreuten slavischen Stämme zunächst literarisch vereinigen könne, um ihre politische Einheit für weitere Zukunft anzubahnen. Dieser panslavistische Gedanke wirkte zündend in der erhitzten Phantasie der slavischen Patrioten. Je weniger man Ursache hatte, die Vergangenheit des Slaventhums glorreich zu nennen, desto glänzender malte man sich das Bild der slavischen Zukunft aus. „Bei den Slaven ist erst der Morgen angebrochen, während die Deutschen im Mittag stehen, die Franzosen und Spanier dem Abend zu neigen.“ „Die Slaven sind bestimmt eine neue Culturepoche für die Menschheit zu eröffnen.“ „Die Slaven sind das mächtigste und begabteste Volk auf Erden.“ Durch solche Sätze suchte man sich wechselseitig zu erhitzen und sich in seine weltgeschichtliche Rolle hineinzureden.

Unter dem Namen einer „literarischen Wechselseitigkeit“ faßte man den Plan, eine annähernd allslavische Sprache zu bilden, und die siebenzig Millionen Slaven zunächst auf literarischem Gebiete zu vereinigen. Zu diesem Ende wurde die Gründung slavischer Buchhandlungen, Lehrkanzeln und Zeitungen, der Austausch literarischer Erzeugnisse, die Herstellung einer einförmigen Rechtschreibung empfohlen und an jeden gebildeten Slaven die Forderung der Kenntniß wenigstens der vier wichtigsten Sprachzweige gestellt. Die Freunde der literarischen Wechselseitigkeit versicherten zwar unaufhörlich, daß dieselbe „den weltlichen Obrigkeiten und Landesherren nicht gefährlich, vielmehr mit den bestehenden Zuständen zufrieden sei, sich in alle Regierungsformen füge, mit jedem Herrn in Frieden, mit jedem Nachbar in Freundschaft lebe“: aber die Weiterblickenden wußten sehr wohl, daß der literarischen Vereinigung der engere politische Bund nothwendiger Weise nachfolgen werde.

War der Grundgedanke des Planes richtig, bildete in der That das Slaventhum einen einzigen großen Körper; bestand zwischen den einzelnen slavischen Stämmen in Wahrheit kein größerer Unterschied als zwischen dem baierischen, schwäbischen, fränkischen Stamme in Deutschland: so mußte man es nur folgerichtig nennen, daß über die Centralisation der literarischen Thätigkeit hinaus auch die innigere politische Verbindung der einzelnen Stämme ersucht wurde. Der gefeierteste Verkündiger dieses panslavistischen Evangeliums war der slovakische Schriftsteller Johann Kollar; er hatte den Namen für die litt. Wechselseitigkeit erfunden, ihre Wichtigkeit und Nothwendigkeit mit Feuereifer gepredigt, derselbe Mann verherrlichte sie auch in seinem Gedichte: Die Tochter des Ruhmes (Slávy dcera), welches künstlerisch von untergeordnetem Werthe, für den Unbefangenen kaum genießbar, durch eifrige Vertheidigung der herrschenden Vorurtheile und leidenschaftliche Vertretung der nationalen Annahmen einen großen Einfluß errang. Kollar schmeichelte der Ruhmsucht seiner Landsleute, er bestätigte ihre kühnsten Phantasien, er verwies den deutschen Historiker Rottted in die Hölle, konnte da irgend ein Patriot zögern, das Gedicht als musterhaft zu preisen? Die Cechen verstanden schon damals außerordentlich die Kunst, ihre Parteigänger berühmt zu machen; sie waren unermülich, dieselben zu loben, zu preisen. Die Namen derselben klangen den Deutschen so lange in den Ohren, bis diese endlich die Vorzüglichkeit jener czechischen Geistesprodukte wie etwas Selbstverständliches auf Treu und Glauben hinnahmen.

Schötter (Dr. Joh.). **Johann**, Graf von Luxemburg und König von Böhmen. — Luxemburg, bei V. Bück 1865. 8°. 2 Bände.

I. Th. XII, 392. II. Th. VIII, 320.

In dem vorliegenden Werk hat der Herr Verfasser alles geleistet, was jahrelange Anstrengungen eines unermüdlchen Bienenfleißes eben zu leisten vermögen. Zur Steuer der Wahrheit muß man ihm nachrühmen, daß er nichts ungelesen und unbenutzt ließ, was ihm bei der Ausarbeitung seiner Monographie irgendwie

förderlich sein konnte. Er begleitet den Text seines Buches auf Schritt und Tritt mit dem Nachweis der Quellen, woraus er geschöpft und geht in seiner Gewissenhaftigkeit so weit, daß er selbst solche Data, die er offenbar nur zu eigener Orientirung nachgeschlagen, auch dann zum Besten gibt, wenn sie mit der Geschichte Johann's in keinem oder doch nur in einem äußerst losen Zusammenhange stehen, z. B. die lange Formel des „Eligo“ bei der Kaiserwahl Heinrich's VII. Indes bleibt ein Allzuviel

dieser Art doch immer ein Zeugniß eines redlichen Eifers. Weniger günstig gestaltet sich unser Urtheil, wenn wir die Neuheit des Stoffes, den uns der Hr. Verfasser in seinem Werke bietet, oder die historiographische Kunst, womit er ihn formt und gliedert, einer Prüfung unterziehen. Johann erscheint auf dem Titel in doppelter Eigenschaft: als Graf von Luxemburg und als König von Böhmen. Ueber den Grafen Johann erfahren wir nun allerdings manche bisher unbekannte Einzelheiten, da das ihnen zu Grunde liegende Urkundenmaterial aus den Kopialbüchern des königl. großherzoglichen Archivs in Luxemburg erst jetzt von dem verdienten Wirth-Paquet zu Tage gefördert und in den Hefen des Luxemburger Alterthumsvereines der Oeffentlichkeit übergeben ward. Für den König Johann dagegen hat Schötter keine archivalischen Eroberungen von Wichtigkeit gemacht oder machen können, obschon Johann erst durch die Berufung auf den böhmischen Königsthron jenen Machtzuwachs gewann, der ihm die Möglichkeit erschloß, auf der Schaubühne der europäischen Politik und Geschichte eine Rolle zu spielen. So fleißig nun auch Schötter's Monographie die vielfach zerstreuten Nachrichten über König Johann zusammengetragen hat, so bereichert sie doch sein Bild mit keinem einzigen neuen Zuge; denn ihr stand, wie allen bisherigen Forschungen über Johann, nur die Eine vorhandene Hauptquelle zu Gebote: die altbekannte und bereits vielfach ausgebeutete Königsaalers Chronik des Abtes Peter aus Zittau, der dem König Johann nicht allein als Privatperson nahe stand, sondern auch bei dessen öffentlichem Auftreten wiederholt intervenirte, daher auch Personen und Verhältnisse der damaligen europäischen Politik viel genauer kannte, als irgend einer seiner Zeitgenossen. Wenn wir aber in der Königsaalers Chronik lesen, wie unverantwortlich Johann seine Regentenspflichten vernachlässigt; wie er nur Abenteuer, Lustgelagen, Turnieren, Damen und Kämpfen nachjagt; wie er sich in allen Ländern Europa's herumtreibt und in alle politischen Angelegenheiten fremder Monarchen einmischt; wie er in seinem Königreich — Dank seiner beständigen Abwesenheit — die tollsten Unordnungen, Zerwürfnisse, Fehden, Parteiungen und Gewaltthätigkeiten einreißt und gewähren läßt; wie er sich an seinen Unterthanen die unerhörtesten Gelderpressungen und Spoliationen er-

laubt; wie in Böhmen mit dem allgemeinen Elend eine grenzenlose Entfittlichung um sich greift; wie Böhmen durch Johann's Schuld an den Rand des materiellen und moralischen Ruins gedrängt wird: so muß es uns einigermaßen befremden, daß Schötter alle diese That-sachen, weil er nicht anders kann, wohl zugibt; bezohngeachtet aber den Charakter Johann's viel höher taxirt, als jene That-sachen es erlauben. Neben der durch persönliche Rücksichten unbeirrten Wahrheitsliebe des Königsaalers Abtes erscheint die Parteilichkeit Schötter's wie eine arge Schwäche, die schwerlich dadurch entschuldbarer wird, daß auch Palacky's Geschichte in der Schilderung Johann's von einer gewissen Schönfärberei nicht ganz loszusprechen ist. Wie Johann's persönlichen Werth, so überschätzt Schötter auch dessen politische Bedeutung, wenn er ihn als den „einflußreichsten Monarchen des 14. Jahrhunderts“ bezeichnet. — Bei der Anordnung des umfangreichen Stoffes erinnert Schötters Buch, indem es stritte die Abfolge der Jahre als leitenden Gesichtspunkt festhält, an die einfache, aber auch kahle Chroniken-Manier. Diese mechanisch-anreihende Erzählungsmethode paßt jedoch nicht recht zu den verschlungenen Linien, in welchen sich das unstete, abenteuerliche und vagabundirende Leben Johann's bewegte. A...z...r.

Heimatsklänge. Eine Sammlung von Gedichten in der Mundart der Deutschen in Nordböhmen. Herausgegeben von Dr. Anton Jarisch. Zweite, verbesserte und vermehrte Aufl. Wien 1864, Sommer. VIII, 134.

Die neue Auflage des Büchleins stimmt mit Ausnahme von sieben neu hinzugekommenen Gedichten (von S. 97—128) und von unerheblichen Verbesserungen abgesehen, mit der 1853 erschienenen ersten Auflage ganz überein. Neben manchen Gedichten von sadem Geschmade stehen einzelne Stücke, die durch ihren frischen und natürlichen, zuweilen humoristischen Ton ansprechen. Gleich das erste Gedicht, im Warnsdorfer Dialekt, von Joachim Liebisch (dem auch das S. 23 stehende „Billardspiel“ als poetisches Eigenthum zuzusprechen ist), behandelt das beliebte Thema des verliebten Hans mit der rechten Naivetät der Darstellung, die wir an einigen Gedichten des Herausgebers vermissen; der Styl der breiten Schilderung „Wie's ei Wiens zugiebt“ ist z. B. stellenweise mehr als naiv und erinnert an die traurigen Zeiten des wahr-

haft beschränkten Unterthanenverstandes. Heutzutage soll der Dialektdichter nicht vergessen, daß er mit berufen ist, an der Bildung des Volkes zu arbeiten. Ein wesentlicher Vorzug von Schriften im Dialekte ist stets die treue Wiedergabe der Volkssprache, deren Sprödigkeit gegenüber dem Zwange unserer Schrift- und Dichtersprache so viel wie möglich bewahrt bleiben soll. Dem Charakter des nordböhmischen Dialektes, den Jarisch sehr unrichtig als „sogen. deutschböhmischen“ auführt (S. VIII), widerspricht z. B. der Abfall von e: ei dau grufa Loch (Loche) oder Fügungen, wie „trinken, ohne auszeruhn“ oder „Sai de Stube nou su kleine“; ich zweifle sehr, ob gleich die erste Zeile in der Mundart „Ej Brief ei meine lieben Landsleute“ richtig nordböhmisch ist. In diesem Briefe, der im populärsten Tone den Werth unserer Mundart bespricht, steht noch, immer, auch in der verbesserten Auflage, daß der Franzose viel Wind macht und der Engländer ein Lügenteufel ist; das sei an der französischen und englischen Orthographie wohl zu erkennen. Der Herr Dechant hätte wenigstens den Lügenteufel in der 2. Auflage weglassen können. Druckfehler stehen in dem Buche verhältnißmäßig wenige; einige sind alte Schäden, z. B. S. 42: A hübsches Meidl, a (jetzt o) Schlumper saal für — saal. Wer mit der Mundart nicht näher bekannt ist, wird manchen Druckfehler schwer ins Reine bringen.

—R.

Gedichte in Reichenberger Mundart. Gesammelt und herausgegeben v. Ferdinand Siegmund. Reichenberg 1865, Schöpfer und Waage. VIII, 87.

Ein Büchlein, dem wir mit Freuden unsern Empfehlungsbrief auf den Weg geben und das sich in mehrfacher Beziehung vortheilhaft von der oben besprochenen Sammlung unterscheidet. Während uns Jarischs Heimatsklänge jezuweilen an verklungene Zeiten erinnern, steht Siegmund mitten im frischen Leben der Gegenwart. Freilich ist der Reichenberger Dichter schon insofern im Vortheile, als seine Mundart eine große Stadt mit einheitlichen Interessen und regem Verkehr mit auswärts umfaßt. Das gibt der mundartlichen Dichtung ganz natürlich einen weiteren Gedankenkreis. Wir zweifeln nicht, daß Siegmunds Büchlein recht viele dankbare Leser finden wird. Den ersten Platz darin nimmt eine Parodie der Schiller'schen Glocke ein: „Der Tuchmacher von Ehedem“ von F. Keil. Wenn Siegmund

dieses zweifellos gelungene Gedicht klassisch nennt und sagt: „Was Hebel in seinen ‚alemannischen Gedichten‘, das hat Keil in unsrer Mundart geleistet,“ so kann freilich ein Nichtreichenberger anderer Ansicht sein; es gibt wenigstens manche andere Parodie auf Schillers Glocke, die man mit gleich viel Recht klassisch nennen könnte, z. B. eine rudolstädtsche in Sommers Bildern und Klängen (4. Heft) unter dem Titel: „De Schittchen“ (ein rudolstädtsches Gebäck). Holtei, dessen „Schlesische Gedichte“ unter die besten Dialektdichtungen gehören, ist gleichwohl so bescheiden, Hebel als bedeutend größer anzuerkennen. Was uns in dem hübschen Reichenberger Büchlein nicht zusagen will, das ist der an einzelnen Stellen erscheinende allzu moderne oder sentimentale Anstrich. Nur zu leicht verfällt dann der Dialekt in eine seiner gesunden Natur sehr widerstrebende hochdeutsche Phrasenmacherei. Stellen wie: „Schwankt des Greises Jammerböld“ (im schlechten Reim auf befiehlt, auch schriftdeutsch) oder „A tiefer Seufzer, wehmutsvoll — Hemmt meine Wanderloft“ oder „Ich möchte ewig senken — Af dich, liebs Kindl du, man Blöck“ sind durchaus unreichenbergisch und durch und durch unvolksmäßig. Welch andern Klang hat dagegen das derb naturtreue Gedicht von der Wallfahrt nach Haindorf; das liest sich wie eine Dorfgeschichte von Jeremias Gotthelf im Gegensatz zu einer Idylle von Geßner. Was die Beigaben zum Verständniß der Mundart betrifft, so müssen wir leider gestehen, daß für Nichtreichenberger, denen wir das Büchlein auch empfehlen möchten, hie und da wenig gesorgt ist. Daß Uhr Ohr, glai gleich, Zoig Zeug ist, braucht nicht im Wörterbüchlein zu stehen; was heißt aber z. B. sich Klau (sich aus dem Staube machen), wicheru (wimmern)? In Keils Tuchmacher ist eine große Zahl technischer Ausdrücke unverständlich, wir glauben, auch für einen Tuchmacher außer Reichenberg.

—R.

Geschichte der Kreuzkirche in Reichenberg. Von P. Ant. Hoffmann. Reichenberg 1864.

Der Verfasser erzählt mit großer Gründlichkeit die Schicksale der von dem Italiener Marcus Antonius Chaniavelli i. J. 1696 erbauten, 1753 erweiterten und 1864 renovirten Kreuzkirche in Reichenberg, deren Gründung und Erhaltung zum großen Theile dem frommen Sinne der gräflichen Familie Cla-

Gallas zu danken ist. Der sehr fleißigen, den Stoff geradezu erschöpfenden Detailarbeit sind zwei Lithographien, die Ansicht der Kirche vom Jahre 1864 und das Bildniß des Dechanten Anton Ignaz Kopsch († 1775) beigegeben, weld' letzterer sich um die Schul- und Kirchenangelegenheiten Kratzau's, seiner Vaterstadt, und Reichenbergs, des Ortes seiner spätern Wirksamkeit, große Verdienste erwarb.

L. S.

Reihenfolge der Bürgermeister der Stadt Reichenberg (nebst einer kleinen Chronik der Stadt). Dem löblichen Magistrate und dem löblichen Stadtverordneten-Collegium der Stadt Reichenberg hochachtungsvoll gewidmet von P. Anton Hoffmann.

Ein Beitrag zur Geschichte Reichenbergs, der uns mit Ausnahme der fettgedruckten Bürgermeister Reichenbergs wenig Neues bringt. Die Feile der Kritik ist wohl an dieses Werkchen nicht gelegt worden, sonst hätte, um nur ein Beispiel zu erwähnen, nicht zum Jahre 1579 die in diesen Blättern (Mitth. J. III. 6 L. B. S. 114) bereits als irrthümlich nachgewiesene Ansicht von der Einwanderung des ersten Tuchmachers im genannten Jahre angeführt werden können.

L. S.

Das Recht in Böhmen und Mähren.

Geschichtlich dargestellt von Dr. Hermenegild Jireček. Ersten Bandes erste Abtheilung. Prag. Carl Bellmanns Verlag. 1865.

Der Verfasser unternimmt die Darlegung des Ganges der Rechtsentwicklung in Böhmen und Mähren, wo slavisches, deutsches, römisches und kanonisches Recht zusammentreffen und einander theilweise verdrängen. Von dem im J. 1863 begonnenen Werke desselben Verfassers: *Slovanské právo v Čechách a na Moravě* unterscheidet sich das vorliegende dadurch, daß jenes nur das slavische Recht zum Gegenstande hat, während dieses die gesammte Rechtsentwicklung in Böhmen und Mähren schildern soll. In der vor uns liegenden ersten Abtheilung, welche die Zeit bis zum Schlusse des X. Jahrhunderts behandelt, versucht der Verfasser zunächst den Boden zu begränzen und zu beschreiben, auf dem die darzustellende Rechtsentwick-

lung erfolgte. Er zieht die Gränzen Böhmens und Mährens jener Zeit, berichtet über die Ansiedlung, Stammes- und Geschlechtereintheilung wie auch Familienverfassung der nach Böhmen eingewanderten Slaven und setzt die letztern in Parallele mit den analogen, in der Militärgränze und in Serbien noch heutzutage sichtbaren Zuständen anderer Völker. Ackerbau, Bergbau, Gewerbe, Handel jener ältesten Zeit werden in einem besondern Abschnitt behandelt. Nach Entwurf dieser für das Verständniß der Rechtsgeschichte nothwendigen Grundzüge der gesellschaftlichen Verhältnisse übergeht der Verfasser zu dem eigentlich rechtshistorischen Theil seines Werkes. Er führt eine Reihe von Rechtsinstituten an uns vorüber: Gemeinbürgerschaft, Vertragsrecht, außergerichtliche Verfolgung des Rechts, Verfahren bei Eigenthumsverletzungen u. s. w., überall vergleichend und analoge Bestimmungen anderer nationaler Rechtssysteme berücksichtigend. Bei Darstellung der Gemeinbürgerschaft, die in der Haftung des Geschlechts für die von den Genossen verübten Muthaten bestand, hätte der Verfasser die Ähnlichkeit dieses Instituts mit der bei den Angelsachsen bestandenen Gesamtbürgerschaft berühren können, aus der sich hier die Rügejury und das Geschwornengericht entwickelte. In den letzten Abschnitten der ersten Abtheilung werden die kirchlichen und völkerrechtlichen Verhältnisse Böhmens und Mährens behandelt, namentlich die Beziehungen zum Frankenreiche. So bietet das Buch des Interessanten genug und hätten wir auch eine übersichtlichere Anordnung der einzelnen Abschnitte gewünscht, so sei es dem Leser doch als erster Versuch einer zusammenhängenden Rechtsgeschichte Böhmens und Mährens warm empfohlen.

J. U.

Die Wanderungen des Ahasver v. S. Heller.
Wien 1865. Zamarski und Dittmarisch. 8°.

Die philosophische Lyrik hat in Deutschland eine Reihe bedeutender Vertreter aufzuweisen. J. Rosen hat mit hoher dichterischer Gestaltungskraft bei vorwiegend epischer Färbung im „Ahasver“ und im „Ritter vom Wahne“ dieses Feld bebaut. Rosen hier mit einer poetischen Gedankenschöpfung zu begegnen, ist eine große Aufgabe. Der Stoff enthält freilich Raum für die ganze Weltgeschichte und ist elastisch genug, um

eine Fülle von Gestalten aufzunehmen, und drängt dabei einen talentvollen Dichter zur schwungvoll elegischen Betrachtung hin. In den jüngsten Tagen ist in Oesterreich Robert Hammerling mit einem „Ahasver in Rom“ hervorgetreten; vor uns liegt S. Hellers Gedicht „Wanderungen des Ahasver“ in 40 Gesängen, noch unvollendet. Ein Endurtheil ist, wie es sich von selbst versteht, so lang nicht möglich, bevor nicht das Gedicht ganz erschienen ist, obwohl aus dem ersten Theil es sich schon ergibt, daß es dem Dichter gelingen wird, sich des Stoffes geistig zu bemächtigen. Mosen machte seinen Ahasver zum Repräsentanten der ganzen Menschheit:

Und helfen will ich jedem Volke ringen
Los von des Wahnes Nacht und Slaverei,
Bis alle Ringe von der Kette springen
Und alle Menschengeister hier auf Erden
Ein seliges, ein herrliches Geschlecht,
Bis alle Menschen selber Götter werden.

Man wäre versucht zu glauben, daß Heller, der dieselbe Form wie Mosen (Terzinen) wählte, auch denselben Grundgedanken mit ihm theile. Der Dichter beginnt den ersten Gesang:

„Euch führt Ahasver
— — — vom düstern Kreuzesgrause
Durch alle Völker, jedes Land und Meer,
Bis zu der Gegenwart Entscheidungspause;
Vom Gott, der ward zum Menschen groß
und hehr,
Zur Menschheit, die als Gott erhob sich wieder.

So zeigt der Dichter poetisch einen Orbis pictus, die Geschichte sieht sein Ahasver „wechselnd aufgerollt“; und wahrhaftig, es geht durch diese Gesänge der mächtige Pulsschlag der Geschichte. Die speculative Bedeutung unseres Gedichtes spricht der Dichter im 40. Gesange aus:

„Dein Weltgeheimniß nennt Antonius:
Es ist ein ewig Wirken, Leiden, Lieben.“

Es wird dem genialen Dichter gelingen, sein Kunstwerk so harmonisch abzuschließen, wie es ihm gelang, die in den einzelnen Gesängen gegebenen Bilder poetisch zu verklären und sie unter die weltgeschichtliche Beleuchtung zu rücken. Wir begegnen einer Fülle herrlicher Schilderungen, die Situationen sind plastisch herausgemeißelt, alles Verschwommene ferngehalten. Ein schwungkräftiger Idealismus, ein Reichthum philosophischer Gedanken, ein tiefer Ernst der Weltanschauung gehen durch das ganze Gedicht. Heller geht nicht in dem alten ausgefah-

renen Geleise, nichts krankhaftes oder sentimental elegisches, überall hohe ethische Gesinnung. Wie ergreifen die herrlichen Terzinen des 30. Gesanges! Die Energie, mit der Heller seine Weltbilder zeichnet und durchgeistigt, gibt auch der Sprache ein markiges Gepräge. Hier und da wird der Dichter freilich vom rhetorischen Pathos zu stark ergriffen, solche Stellen stechen stark gegen die kraftvollen Striche ab, mit welchen er seine weltgeschichtlichen Fresken hinzuzaubern versteht. Nirgends aber müht sich der Dichter unter der Wucht seiner Gedanken ab, rein und voll tönen diese Gesänge aus. Ein Reichthum neuer Bilder und wohlklingender Reime belebt das Gedicht. Die Schwierigkeiten für einen Dichter, welcher Probleme des Geistes in dichterische Anschauungen verwandelt, sind zu groß, um nicht hier und da ein Schwanken hervorzubringen; immerhin bleiben aber diese 40 Gesänge ein Kunstwerk, dessen Vollendung wir mit Freuden erwarten.

L. Gh.

Beitrag zur Dialekt-Forschung in Nordböhmen. Von Ignaz Petters. Sonderabdruck aus dem Jahresberichte des Leitmeritzer l. l. Obergymnasiums. 1. Heftchen 12 Seiten. 1864. 2. Heftchen 1865. 12 S.

Wir Deutschen in Böhmen dürfen uns immerhin freuen, daß ein so tüchtiger Gelehrter, wie Herr Prof. Petters, seinen ganzen Eifer daran setzt, die deutschen Mundarten in Böhmen zu erforschen und für die deutsche Wissenschaft zu erschließen. Alle seine Arbeiten tragen ein streng wissenschaftliches Gepräge und haben sich auch bei den deutschen Fachgenossen allgemeine Anerkennung errungen. Auch seine beiden neuesten Schriftchen begrüßen wir mit lebhafter Freude, sie enthalten neuerdings sehr werthvolle Beiträge zu einem Wörterbuche des nordböhmisches Dialektes. Die Etymologien sind durchweg klar und besonnen, und werden durch eine ausgebreitete Kenntniß der einschlägigen Literatur gesichert. Wir müssen es uns hier allerdings versagen, auf all die interessanten Einzelheiten einzugehen, welche die beiden Schriftchen dem Sprachforscher ebensowohl, wie dem Freunde des Volksthümlichen darbieten; die wenigen nachfolgenden Bemerkungen aber mögen zeigen, mit welcher lebhaftem Interesse wir die beiden Schriftchen gelesen haben und wie sehr wir wünschen, daß dem Verfasser zur Vollendung seines Werkes recht zahlreiche Bei-

träge aus allen Gegenden Böhmens zuschießen mögen. Das Wort mansern, das P. durch „unnöthige Vorbereitungen treffen“ erklärt, kommt in Hainspach wie in Schlesien auch in der Bedeutung „herumtasten“ vor; beide Bedeutungen lassen sich übrigens sehr leicht vereinigen. In demselben Orte ist messeldrätch (meißeldrätig) in übertragener Bedeutung ein Synonym von thierchtich (thiercht). Zu morksen gehört wohl auch ermurksen, in der Bedeutung erwürgen und abmorkeln, herumwelfern, ein Kind „muckeln“. Das Wort pærzelch (pärzel) bezeichnet in Hainspach einen Kopf mit vollen, zerzausten Haaren. Die Schreibung ümper für imper würden wir in so lange nicht anrathen, als die Etymologie des Wortes nicht vollkommen sichergestellt ist. Die Ableitung von unbære ist doch ziemlich problematisch. **G.**

A u f r u f

zu

Beiträgen für das deutsche Sprichwörterlexikon.

Einer unserer besten Schriftsteller, Bogumil Goltz, hat behauptet, daß der kein deutsches Gewissen und keinen deutschen Witz hat, den die deutschen Sprichwörter nicht durch und durch erbauen.

Diese schönen Worte hat mit Fug und Recht R. Fr. W. Wander (in Hermsdorf bei Warmbrunn) zum Motto für sein „Deutsches Sprichwörterlexikon“ gewählt, welches als ein wahrhafter „Hauschatz für das deutsche Volk“ seit 1863 bei Brockhaus in Leipzig erscheint.

Die Theilnahme an der Sammlung für dieses stattliche Werk, dem eine emsige Arbeit von mehr als 30 Jahren zu Grunde liegt, wird in immer weiteren Kreisen rege. Bisher haben 10 Lieferungen (zu 8 Bogen) die Presse verlassen; sie enthalten die Buchstaben A—F (die Sprichwörter sind nach dem ersten Hauptbegriffe alphabetisch aneinander gereiht) und schon weit über vierzigtausend Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus dem Volksmunde, der reichsten Quelle der Sammlung, und aus zahlreichen Schriften alter und neuer Zeit. Wir Deutschböhmen aber, die wir doch auch im „Reiche“ wohnen, wenn gleich der Sprachgebrauch uns noch immer an andere, alte Zeiten erinnert, haben bis heute „kein A dabei gemacht“ und doch sagen uns die Polen nach:

„Den Deutschen wird man nie durch Schreiben übertreffen.“

Daß wir, wie andere deutsche Stämme, einen reichen Schatz von Sprichwörtern und Redensarten als gute Zeugnisse von deutschem Gemüth und deutschem Humor besitzen und seiner nur zu wenig achten, davon mögen hier nur einige Proben Platz finden, die hoffentlich zeigen können, daß es der Mühe werth ist, den ganzen Schatz aus Tageslicht zu schaffen.

Ein Wörtchen, das weithin in Deutschböhmen gäng und gäbe ist, mag als ein guter Ausdruck unseres nationalen Rechtsbewußtseins und zugleich als ein treffliches Körnlein deutschen Witzes angeführt werden: Der Arme geht bei uns „auf deutschem Boden.“ Das Wort gilt eigentlich nur vom Barfüßigen und bekommt einen weiteren humoristischen Beigeschmack, wenn der Arme die Sprachgrenze überschreitet; der tschechische Bettler im deutschen Gebiete und der deutsche Bettler im tschechischen — beide gehen „auf deutschem Boden“, was auch die Geschichtsforscher dagegen einzuwenden haben. Oder wie wichtig ist ein Sprichlein vom Riesengebirge: Von Michhejzl boß ze Wenzeslaus hon de Weiber's Recht; vom 29. September bis zum 28. haben wir gerade das volle Jahr! Doch dem Uebermuthe ist bei alledem eine Schranke gesetzt; in Bernstadt heißt es: Unser Herrgout leet d'r Ziege'n Bolnej zu lang wochsen, was eine schöne Variante zu dem bekannten Texte von den hoch aufschießenden Bäumen liefert.

Während der hoch- oder schriftdeutsche Strupelmann oder Schulfuchs den Kümmele spaltet, um seine Sache so gründlich als möglich abzufertigen, sagen unsere Landsleute von einer neugierigen Kümmerin: A wills bis of die Kümmele wurzel wessen; tiefer kann man gewiß nicht nachforschen!

Soweit wären unsre Sprichlein harmloser Natur, es gibt aber auch mitunter interessante Stichwörter von lokalem Charakter, deren Ursprung oft schon längst verdunkelt ist. Davon wissen z. B. die Buchauer zu erzählen (oder eigentlich ihre freundlichen Nachbarn); warum in Nordböhmen die Trägheit auch die Pleiswedler Staube heißt, davon ist heute in dem rüthigen Wesen der Leute kein Grund zu finden. Ein trefflicher Volkschriftsteller, Ludwig Aurbacher, hat den wahren Ausspruch gethan: „Gott verhüte, daß das Necken unter den deutschen Landsleuten abkomme; es wäre das

ein übles Anzeichen, daß auch das Lieben bei ihnen abgekommen sei.“ Das möge sich Buchau und Bleiswedel gesagt sein lassen!

Neben dem unererschöpflichen Quell des Volksmundes liegt noch eine Menge verborgener Goldkörner in unserer heimatlichen Literatur. Die Betheiligung am deutschen Sprichwörterlexikon möge sich also (nach Wanders Einladung) erstrecken:

1. Auf Sammlung der lokalen oder provinziellen Sprichwörter aus dem Volksmunde, aus Lokalblättern, Ortschroniken u. s. w. Wie jede größere Stadt, so hat auch der kleinste Ort seine eigenen Sprichwörter.

2. Auf Sammlung in bestimmten Berufskreisen und ihrer Literatur, z. B. Sprichwörter in Werkstätten, beim Ackerbau, in Gast- und Schenkstuben.

3. Auf Sammlung der Sprichwörter aus gewissen Literaturzweigen, z. B. den Postillen, den Kalendern, den Volksbüchern, einzelnen Zeitschriften oder der Tagesliteratur überhaupt.

4. Auf Ergänzungen, Nachträge, Zusätze, Berichtigungen zu dem bisher Erschienenen. Zum Letzten möge hier ein Beispiel geliefert werden:

Wander gibt unter den 117 Sprichwörtern über Affe eines vom Affen von Heidelberg. Es ist ein steinerner Affe auf der Heidelberger Brücke mit der Inschrift: „Was tuest mich angaffen, hast nie gesehn alt' Affen? Zu Heidelberg schau hin und her, du findest meinesgleichen mer.“ Daran schließt sich eine Stelle im Hussitenkrieg von Zacharias Theobald (von Schlaggenwald), wo mit Bezug auf den unfreiwilligen Aufenthalt des Papstes Johannes XXIII. das „alte“ Sprichwort erwähnt ist: „Hat doch der Pabst zu Rom den alten Affen zu Heidelberg schawen müssen.“ Das fehlt in Wanders Lexikon.

In allen Fällen der Theilnahme an der Sammlung wird die Angabe der jeweiligen Quellen nöthig sein, wie auch bei historischen, mundartlichen u. dgl. Sprichwörtern die Beifügung der zum Verständniß gehörenden fraglichen, lokalgeschichtlichen u. s. w. Erläuterungen.

Im Vorworte zum ersten Bande, der voraussichtlich mit G abschließen wird, sollen die Namen sämtlicher Beitragenden genannt werden.

Alle Nachträge und Berichtigungen zu den

bereits gedruckten Lieferungen werden am Schluß des ganzen Werkes erscheinen.

Wer nicht direkte Zusendung durch die Post an R. F. W. Wander in Hermsdorf bei Warmbrunn (Preussisch-Schlesien) oder an die Verlags-handlung vorzieht, wird gebeten, seine freundlichen Beiträge zu dem schönen Volksbuche durch Beischluß einer Buchhandlung seines Ortes an die Verlags-handlung von F. A. Brockhaus in Leipzig gelangen zu lassen.

Gingefandte Werke.

Andachts-Lieder, Katholische, für das ganze Kirchenjahr. Prag. B. Stýblo.

Baldamus Eduard, die literarischen Erscheinungen, der letzten 20 Jahre 1845 — 1864 auf dem Gebiete der Kriegswissenschaft. Mit einem Anhang der wichtigsten Karten und Pläne Europa's aus dem letzten Jahrzehent. Prag. H. C. J. Satow. 1865. 8°.

Baldamus Eduard, Schleswig-Holstein-Literatur. Verzeichniß der in den Jahren 1863 und 1864 mit Bezug auf die Herzogthümer und den deutsch-dänischen Krieg erschienenen Bücher, Karten und Pläne. Prag, H. C. J. Satow. 1864. 8°.

Bericht über die vom 7. bis 12. September 1864 in Pilsen abgehaltene erste vereinigte Ausstellung der Industrie und Gewerbe des pilsner Handelskammer-Bezirktes sowie der Landwirtschaft des pilsner Kreises. Pilsen. Carl Maasch. 1865. 8°.

P. Dobicer Fr. Jos., Kamzikostřelci aneb: Císař Maximilian na stráni Martinské. Pro dospělejší mládež. (Druhé úplně opravené vydání.) (S ocelorytinou.) V Praze B. Stýblo. 1865. 8°.

J. S. Dýka. Historický román, z doby veliké revoluce francouzské, dle Oettingera třetího vydání. Hradec Králové. Ladislav Pospíšil. 1865. 8°.

Dr. Ehrlich Joh. Nep. Fundamental-Theologie. 2 Theile. Prag. Friedrich Ehrlich. 1862. I. Theil: Leitfaden für Vorlesungen über die allgemeine Einleitung in die theologische Wissenschaft und die Theorie der Religion und Offenbarung. Prag, 1859. II. Theil: Leitfaden für Vorlesungen über die Offenbarung Gottes als Thatsache der Geschichte. Prag, 1862. 8°.

Dr. Ehrlich Joh. Nep., Der Buddhismus und das Christenthum. (Aus dem 2. Hefte der

- apologetischen Ergänzungen zur Fundamentalthologie besonders abgedruckt.) Prag, Friedrich Ehrlich. 1864. 8°.
- Dr. Ehrlich Joh. Nep., Apologetische Ergänzungen zur Fundamental-Theologie. 2 Hefte. Prag. Friedrich Ehrlich. 1863 und 1864. 1. Heft: II. Die Beweise für das Dasein Gottes und ihr Zusammenhang. II. Die Bedeutung der heidnischen Opfer vor Christus. III. Zur Erklärung des Entstehens der Volksreligionen. 2. Heft: IV. Der Buddhismus und das Christenthum. V. Der Mensch und der Staat. 8°.
- Frencl Innoc. Ant., Posvátní zvukové. — Modlitby a uvažování pro vzdělané paní a panny od Albacha. Dle jedenáctého vydání. Druhé vydání. V Praze. B. Stýblo. 16°.
- Hočárek F. Malý Bosko čili: 100 kouzelných kousků, které se dají velmi snadno vyváděti pro zábavu a obveselení ve společnostech. S přídavkem několika žertovných kousků s kartami a několika předpisů na strojené inkousty a rakéty. Dle vlastní zkušenosti a nejlepších spisů. V Praze. B. Stýblo. 16°.
- Jawurek Joh. K. Satzlehre der deutschen Sprache, mit auferlesenen, dazu gehörigen Aufgaben, nebst einem Anhang „einige Piecen aus der Weltgeschichte“ für die erste Unter-Realschule. Königgrätz. Ladislav Pospíšil. 1859. 8°.
- Kašpar Jos. V. Dívčino srdce. Dárek pro naši milou mládež. Závistivá sestra — Žofie — Valerie — Emilie — Nevinný klep. V Praze. B. Stýblo.
- Dr. Kraßmann Emil. Marienbad. Handbuch für Kurgäste. Mit 12 Stahlstichen. Prag. Fried. Ehrlich. 1864. 12°.
- Prof. Dr. Löschner. Die Mineral-Quellen von Königswart vom physikalisch-chemischen und medicinisch-therapeutischen Standpunkte geschildert. Prag, S. Dominicus, 1865. 8°.
- Náhlik Ferd. Führer durch die böhmische Schweiz als Anschluß an die sächsische Schweiz. Böhmisches-Kamnis. Julius Reinhold. 12°.
- Náchodský A. B. Rodina Zárubova. Původní povídka ze života, pro mladý i dospělý věk. V Hradci Králové. Ladislav Pospíšil. 1865. 8°.
- V. F. Návštěva z Ameriky. Povídka pro mladý i dospělý věk, od Viléma Herchenbach-a. V Hradci Králové. Ladislav Pospíšil. 1865. 8°.
- P. Novotný Josef. Následování Krista dle Tomáše Kempenského. Modlitební knížka obsahující: modlitby ranní, večerní, kemši svaté, k zpovědi a k přijímání, litanie a mnoho písní, křížovou cestu se 14 vyobrazeními, spasitelné rvzímání s 10 obrázky a. t. d. V Praze. B. Stýblo. 16°.
- Detzl Joh. Nep. Der Prinzstod mit Wabenrähmchen. Keine Bienenwohnung über ihn! was einfache, leichte und bequeme, dabei milde und humane, zugleich reichlich lohnende, und überhaupt — zweckmäßige und rationelle Bienenbehandlung betrifft. Eine Monographie und gewissermaßen ein Nachtrag zu dem Buche „Klaus, der Bienenwater aus Böhmen.“ Mit dem Portrait des Verfassers und 22 Abbildungen auf 2 Tafeln. Prag. Friedrich Ehrlich. 1864. 8°.
- Crha Václav A. Blahořečenky. Původní český gratulant pro mládež. V Praze. B. Stýblo. 1865. 16°.
- Paleček Ant. Cvičení mluvnická, pravopisná a slohová pro žáky 2. a 3. třídy obecných a hlavních škol. Druhé vydání. V Praze. B. Stýblo. 1865. 8°.
- Pečírka Josef. Příklad, aneb: malíř mezi divými lidmi. Povídka pro mladý i dospělý věk. Dle vypravování od G. Nýrice. (S obrázkem.) V Praze. B. Stýblo. 1865. 8°.
- Pečírka Josef. Sirotek, aneb: „Nechte malíčkových přijíti ke mně.“ Povídka pro mládež a přátele její. Dle vypravování od G. Nýrice. (S obrázkem.) V Praze. B. Stýblo. 1865. 8°.
- Pečírka Josef. Králova životní stráž. Povídka pro mladý i dospělý věk. Dle vypravování od G. Nýrice. (S obrázkem.) V Praze. B. Stýblo. 1865. 8°.
- Pečírka Josef. Záhuba města Pompejí, čili: Bázeň Boží a důvěra v Boha. Povídka z prvních dob křesťanství pro mládež a přátele její. Dle Nýřicova vypravování. (S ocelorytinou.) V Praze. 1865. B. Stýblo. 8°.

(Fortsetzung folgt.)

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. J. Birg. Grohmann.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Paase Söhne. — Verlag des Vereines.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag.

Am 31. Januar 1866.

17.

Springer und die tschische Bewegung.

(Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden 1809. Von A. Springer. 2. Theil. Leipzig, Hirzel. 1865. 774 S. 8°.)

II.

Trotz der außerordentlichen Anstrengungen, welche für die Hebung der tschischen Literatur gemacht wurden, gelang dies doch nicht in dem Maße, daß das immer wachsende Nationalgefühl der Tschchen befriedigt worden wäre. „Ein kleiner Stamm, sagt Springer, dessen Angehörige häufig eine Amphibiennatur besitzen und sich in der deutschen Sprache ebenso geläufig wie in der Muttersprache ausdrücken können, vermag trotz aller Anstrengung einzelner Patrioten mit der literarischen Entwicklung der Hauptvölker Europa's nicht gleichen Schritt zu halten. Eine nachhinkende Literatur aber kann in einer Zeit allgemeiner Erschlossenheit der Nationen gegen einander keine dauernde Wirkung üben, sie verliert selbst im engen Kreise ihrer Pfleger und Förderer allmählig an Interesse. Schon der Umstand, daß für jedes literarische Fach gewöhnlich nur ein Vertreter gewonnen werden konnte, der Wettseifer im Schaffen, die unbefangene Kritik — jedes einzelne verdammende Urtheil vernichtete einen ganzen Literaturzweig — gänzlich fehlte, ließ die nationale Bewegung, soweit sie wissenschaftlichen und künstlerischen Zielen nachstrebte, erfolglos erscheinen. Die Thatsache, daß ein „Nachhall“ heimischer Volkslieder die beste Leistung der neueren tschischen Poesie bildete, erregte billig Zweifel an ihrer Entwicklungsfähigkeit über die ursprüngliche Grundlage hinaus. Das klare Bewußtsein dieser natürlichen Schwierigkeiten war nicht vorhanden, bis zur Stunde herab wird wenigstens äußerlich das Ideal einer selbständigen Literatur festgehalten und die Möglichkeit einer Absonderung vom deutschen Wesen behauptet; seit der Julirevolution aber gewann die literarische Bewegung der Tschchen doch immer mehr eine politische Färbung. Allerdings fehlte ihnen jedes bestimmte politische Programm. Sie traten zunächst nur für die Rechte der Volkssprache in die Schranken und forderten die geistige Ausbildung des bisher in seiner Entwicklung zurückgehaltenen Stammes. Das war das Klügste was sie thun konnten. Hätten die tschischen Patrioten bestimmte Verwaltungsreformen vorgeschlagen und damals schon wohl gar besondere Grundzüge der österreichischen Verfassung aufgestellt, so würden sie nicht lange die Eintracht in ihren Kreisen gewahrt, sehr rasch der unmittelbaren Verfolgung durch die Regierungsgewalten sich ausgesetzt haben. So aber erhielten sie die Sympathien der Menschenfreunde, welche für jeden Fortschritt der Volksbildung schwärmten, sie gewannen die Gunst der zahllosen Unzufriedenen, der Regierungsfeinde, welche den innern Gegensatz zum herrschenden Systeme auch aus den friedlich klingenden Forderungen der Tschchen herausfühlten.

Auch in den Kreisen des mittleren Bürgerstandes fanden die nationalen Bestrebungen großen Beifall; der Gewerbsmann war dankbar für die Ehre, die seiner Sprache, seinen Sitten angethan wurde; er hatte bisher in dem Glauben gelebt, sich beider schämen zu müssen. Dem Gebildeten eröffnete sich durch die Theilnahme an der nationalen Bewegung die Aussicht, die Eintönigkeit des Lebens wohlthätig zu unterbrechen; sie bot ihm Ersatz für die mangelnde politische Thätigkeit. Endlich schlossen sich auch einzelne adelige Ständemitglieder den Patrioten

in der Hoffnung an, ihr Ansehen dadurch zu mehren und sich in den Augen der Hofkanzlei fürchtbar zu machen.

Die tschechische Bewegung wechselte auf diese Weise ihre Bahn. Noch immer vertrat dieselbe zwar sprachliche Interessen; es galt aber von nun an nicht mehr so sehr der literarischen Ausbildung der halberstorbenen Sprache, sondern vielmehr ihrer Anerkennung im öffentlichen Leben. Diese aber konnte nur durch eine fortgesetzte Agitation erreicht werden. Immer und immer wieder mußte auf das Volk gewirkt, mußte nachgewiesen werden, wie unerträglich der Druck sei, den es dulde, wie wenig noch geschehen sei, um das unveräußerliche Recht der Nation zur Wahrheit zu machen. Auf diese Weise näherten sich die tschechischen Patrioten dem politischen Gebiete. Nur bei oberflächlicher Betrachtung konnte, was sie anstrebten, dem Staatswesen fremd erscheinen und ob in einer Provinz der Gebrauch der deutschen oder der böhmischen Sprache vorherrsche, für die Fortdauer der bestehenden Verfassung gleichgiltig bleiben. Daß der überlieferte Absolutismus in Oesterreich der tschechischen Bewegung nicht entgegen trat, ist eben nur ein neuer Beweis, daß derselbe mit dem deutschen Volksthum nichts gemein hatte; ja, was Springer nicht hervorgehoben hat, der Absolutismus hat die tschechische Bewegung oft und vielfach begünstigt. Nirgend fanden die literarischen Bestrebungen der Tschechen eine wärmere Anerkennung und Aufmunterung als in den österr. Blättern für Literatur und Kunst, dem Beiblatt der officiellen Wiener Zeitung.

Der tschechische Patriotismus bedrohte nicht unmittelbar die augenblicklich gültige Staatsform, ja er zeigte sich dem Absolutismus damals sogar sehr gefügig und konnte den kurzsichtigen Staatsmännern Oesterreichs ziemlich ungefährlich erscheinen. Selbst bei den Gegnern erregten die tschechischen Agitationsmittel wegen ihrer Kleinlichkeit mehr Spott, als Besorgniß. Aber gerade, weil die Tschechen auch das kleinlichste Agitationsmittel nie verschmähten, den geringsten Erfolg ausbeuteten, gewannen sie immer neue Stützpunkte, die Bewegung erweiterte ihren Raum, die Agitationsmittel wurden größer, gewichtiger und ihre Kraft und ihr Selbstbewußtsein steigerte sich von Tag zu Tag.

Mit unschuldigen Waffen in der Hand begannen die tschechischen Parteien den Kampf. Sie veranstalteten in kleinen Landstädten Deklamationsübungen und in Prag zur Carnevalszeit öffentliche Bälle, in welchen die tschechische Sprache ausschließlich herrschte; sie gründeten sogenannte Ressourcen, deren Mitglieder nach und nach in strenger Parteidisziplin geübt wurden, und gegenseitig für einander einstanden. Sie stifteten eine Mutterlade (*matice*), zunächst zur materiellen Pflege der Literatur bestimmt, aber auch vortrefflich geeignet einen Stamm zuverlässiger und unbedingter Anhänger heranzubilden. Bei dem geringen Betriebsinne tschechischer Buchhändler — man durfte beinahe ohne groben Irrthum von ihnen in der Einzahl sprechen, — mußte der Weg der Association eingeschlagen werden, um die Schriftsteller zur Thätigkeit zu ermuntern und ihre Werke unter die Leute zu bringen. Die Mitglieder dieser „*Matice*“, über das ganze Land zerstreut, waren die eifrigsten und natürlichsten Werkzeuge, wenn die Führer bei passender Gelegenheit die nationale Bewegung auf das politische Gebiet verpflanzen wollten. An Rührigkeit ließen es die letzteren keineswegs fehlen. Sie ersetzten, was ihnen an wirklicher Macht etwa abging, durch ihre Allgegenwart. Nichts erschien ihnen so klein und so unbedeutend, daß sie es mit den tschechischen Interessen zu verflechten, für ihre Zwecke auszubeuten verschmäht hätten; jeden Anlaß ergriffen sie mit leidenschaftlicher Hast, um bald an ihr langes Martirerthum zu erinnern, bald ihre unverjährbaren Rechte, ihre billigen Forderungen laut auszusprechen. Und wenn sie sich auch zuweilen mit dem Fluche der Lächerlichkeit beluden, wie z. B. als sie bei der Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst Guttenberg in einen Kutenberger verwandelten: so schreckte sie auch dieser Preis nicht ab. Sie hatten wenigstens die Genugthuung, die öffentliche Aufmerksamkeit dauernd zu beschäftigen.“ Also auch das trug zum Erfolg der tschechischen Bewegung bei, daß sie Führer hatten, welche sich ganz der nationalen Sache widmeten, und kein Mittel scheuten, wenn es nur zum Ziele führte. „Der Erfolg rechtfertigte ihren Operationsplan. Die Stiftung des Grafen Sternberg, das böhmische Museum, war glücklich in ein tschechisches Institut verwandelt worden. Die tschechische Museumszeitschrift wurde der Mittelpunkt der nationalen Literatur.“ Das Museum war ursprünglich beiden Nationalitäten gewidmet: jetzt herrschte in den Räumen desselben ungestört das tschechische Element,

„die Sammlungen, die Verwaltung nahmen mit jedem Jahre einen ausschließlich czechischen Charakter an.“ Für die Deutschen war der Verlust des Museums unerlässlich; den Cechen diente das von der Regierung geschützte Institut als fester Rückhalt. „Bald darauf brachten die Patrioten auch den böhmischen Gewerbeverein unter ihre Botmäßigkeit. Ein Deutscher, Namens Kreuzberg, hatte das größte Verdienst um die Gründung des Vereins, welcher zuerst ohne große Erfolge, aber in aller Friedlichkeit seine unmittelbaren Zwecke verfolgte und durch Vorträge, Herausgabe von Volkschriften und periodische Versammlungen der Mitglieder an der Entwicklung des gewerblichen Lebens arbeitete. Die Möglichkeit, mit Hilfe des Gewerbevereins die Agitation durch das lebendige Wort zu fördern, wie das Museum die Mittel zum Betriebe derselben durch das gedruckte Wort darbot reizte die Cechen.“ Der Gewerbeverein sollte in eine parlamentarische Vorschule umgewandelt werden. „Allmählig wich die wahre Aufgabe des Vereins vor dem Streben, das Recht und das Gewicht der nationalen Bewegung geltend zu machen, in den Hintergrund und nicht mit Unrecht schleuderten die Gegner gegen die Cechen den Vorwurf, daß sie den Gewerbeverein als ein bloßes Werkzeug für fremdartige Zwecke benutzten. Die Cechen erreichten so viel, daß die Namen der hervorragenden Leiter weit über den Kreis der Parteigenossen bekannt wurden, daß die Gewohnheit immer und überall von den czechischen Reden zu hören, dieselben schließlich legitim fand, die Bestrebungen der Cechen, über welche man anfänglich gutmüthig spottete, jetzt Furcht und Schrecken erregten.“

Endlich wurden die Deutschen auch noch in der Tagespresse überflügelt. Im J. 1846 war der czechische Schriftsteller Karl Havlicek aus Rußland zurückgekehrt und hatte die Redaction der officiellen Zeitung übernommen, fest entschlossen, dieselbe trotz aller Hindernisse den czechischen Interessen dienstbar zu machen und er siegte, Dank der Beschränktheit der Polizeicensur, welche nicht zwischen den Zeilen zu lesen verstand, Dank der Fähigkeit der Cechen nach Freimaurerart sich einer Geheimsprache zu bedienen. Der Nichteingeweihte mochte billig staunen, daß Havlicek's Zeitung der irischen Angelegenheiten einen so großen Raum gönne und bei ihren Lesern eine so eingehende Theilnahme für O'Connell und die Repealbewegung voraussetze. Es war zwar bekannt, daß die österreichischen Zeitungen über die heimischen Zustände ein strenges Schweigen beobachteten und nothgedrungen ihre Spalten mit Berichten aus den entlegensten und gleichgiltigsten Ländern füllen mußten. Aber diese Einseitigkeit, diese einförmige, ewig wiederkehrende Schilderung englischer Gewaltthätigkeit und irischen Leidens zeugte denn doch von einer groben Nachlässigkeit der Redaction. Die Cechen wußten es besser. Die angeblich fremden Blättern entlehnten Correspondenzen aus Tipperary und Cork hatte Havlicek selbst geschrieben, unter falschen Namen die feindseligen Verhältnisse zwischen Cechen und Deutschen, die despotischen Maßregeln der Regierung, die Hoffnungen des czechischen Volkes gezeichnet. Wenn die Cechen von der Härte der englischen Minister, von dem Uebermuth des englischen Volkes lasen, so dachten sie an die heimische Regierung und an die Deutschen in Oesterreich, wenn sie von der Repealbewegung hörten, so machten sie unmittelbar die Anwendung auf die eigenen Verhältnisse und sann nach, wie sie einen ähnlichen Verein, die deutschösterreichische Herrschaft zu lockern, in Böhmen begründen könnten.“ Es mag unrecht sein, daß Havlicek von der Regierung sich bezahlen ließ, und dafür gegen sie agitirte: allein in der czechischen Bewegung galt der Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel, genau so wie bei den Jesuiten. Der Zweck wurde doch erreicht. Durch Havlicek ist die Tagespresse unter den Cechen populär geworden und hat seit jener Zeit einen unglaublichen Einfluß auf die Hauptstütze der czechischen Agitation, auf das Landvolk und das Kleinbürgertum gewonnen. Während es heute noch in Deutschböhmen zahlreiche Dörfer gibt, wo auch nicht eine einzige Zeitung zu finden ist, hält fast jeder vermögende czechische Bauer sein Journal und folgt unbedingt der Ordre, die ihm durch dasselbe gegeben wird. An der Tagespresse hatte die nationale Bewegung den treuesten und mächtigsten Verbündeten gewonnen, der das Volk disciplinirte, begeisterte und ihm das richtige Verständniß erschloß für die weitstichtigsten Pläne seiner Patrioten. Die Deutschen in Böhmen hatten vor dem Jahre 1848 auch nicht ein einziges nationalpolitisches Blatt aufzuweisen.

So wurden die Deutschen von Position zu Position gedrängt, ohne auch nur einen erheblichen Widerstand zu leisten. Auch das gehört zu den günstigen Umständen für die Erstarkung der czechischen Bewegung, daß ihr in Böhmen niemals eine

gesinigte, starke, ihrer Mittel und Ziele bewußte deutsche Partei energisch entgegentrat. Springer hat leider in seiner österreichischen Geschichte die deutschen Verhältnisse in Böhmen wenig berücksichtigt, es ist das eine wesentliche Lücke in seinem Buche; aber für die Zeit vor dem Jahre 1848 ist diese Lücke leicht zu entschuldigen. Das war der Fluch des Metternich'schen Systems, daß es die deutsche Nationalität in Oesterreich losriß von der großen deutschen Nation, ihrer gemeinsamen Mutter, daß es das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Vaterlande vollständig zerstörte und Mautschranken errichtete, damit auch nicht ein deutscher Gedanke befruchtend, anregend und belebend auf die deutschen Unterthanen des Reiches einwirkte. Gerade die deutsche Nationalität schien dem allmächtigen Minister am gefährlichsten, weil sie am leichtesten von den freisinnigen Gedanken ihrer Stammesgenossen hätte angesteckt werden können; keine einzige Nationalität in Oesterreich ist daher von Metternich mit gleicher Härte behandelt, keiner sind die Lebensadern so unterbunden worden. Die Amts- und Regierungssprache mochte immerhin deutsch sein, das gehörte zur Bequemlichkeit der Regierung, was nützte es aber, wenn dafür alles geschah, um das Nationalbewußtsein der Deutschen vollständig hintanzuhalten. Von Kindheit auf gewöhnte man ihn, einen geographischen Begriff an die Stelle der Nationalität zu setzen, so daß er nicht sagte: ich bin ein Deutscher, sondern ich bin ein Böhme. Die Folge davon war, daß zur Zeit, als die Cechen immer siegreicher die nationale Fahne entfalteten, das deutsche Landvolk kaum ahnte, um was es sich handelte, und viele von den Gebildeten sich ohne Scheu und ohne Erröthen der czechischen Bewegung geradezu anschloßen.

Gerade die talentvollsten und berühmtesten Deutschböhmern sympathisirten damals mit der czechischen Bewegung, theils, weil der romantische Schimmer der czechischen Vergangenheit ihre poetischen Empfindungen weckte, theils aus jener Gutmüthigkeit, mit welcher der Deutsche so gern den Klagen unterdrückter Nationen seine Sympathie entgegen bringt, wenn er auch bald darauf wieder die Fußtritte derselben zu erwarten hat. Einen guten Theil ihres Erfolges hat die czechische Bewegung auch der deutschen Gutmüthigkeit zu verdanken.

G e s c h i c h t e.

Dorfschronik. Geschichte der Ortschaften Maffersdorf, Proschwitz und Neuwald nebst einer übersichtlichen Geschichte der betreffenden Herrschaften u. vielen Nachrichten aus der Gegend. Gesammelt u. zusammengestellt von A. Jäger. Reichenberg 1865. 2. u. 3. Lieferung.

Küftig fördert der fleißige Dorfschronist sein Werk, das sicherlich zu den verdienstlichsten in seiner Art gerechnet werden muß. Wir können über die zweite und dritte Lieferung der Dorfs geschichten nur jenes Lob wiederholen, das wir bereits der ersten Lieferung gezollt haben. Mit wahren Bienenfleiß sind die zerstreut liegenden Details zusammengetragen, übersichtlich geordnet und in jenem volksthümlichen, mit viel gesundem Humor gewürzten Tone dargestellt, der auch den mit den Lokalverhältnissen nicht näher vertrauten Leser zu fesseln versteht. Das Interesse an den geschichtlichen Ereignissen erhöht der Verfasser in anerkennenswerther Weise durch stete Rücksichtnahme auf die Verhältnisse der Gegenwart, indem er freisinnig und entschieden, als wackerer Kämpfer des Fortschrit-

tes dem Jopse in der engeren Heimath entgegentritt und mit Wärme die von den Landbewohnern oftmals angefeindeten Errungenschaften unseres Jahrhunderts in Bezug auf Landwirtschaft, Industrie, Verkehrswege u. dgl. versieht. In den zwei neuen Lieferungen werden in 4 Capiteln (3.—7. C. S. 105—194) in eingehender Weise die Kirchen, Schulen, Mühlen und Kriegsbegebenheiten in der Gegend behandelt — vier in sich abgeschlossene getreue historische Bilder, von denen wir die über die Schulen und die Mühlen als wahrhaft gelungen bezeichnen dürfen. Wer den Dorfschulmeister in seinem historischen Jammer und Elend studiren will, der lese Jägers Capitel über die Schulen, aus dem wir andererseits mit Freude die lobenswerthen, mit großen Opfern einzelner Gemeinden verbundenen Fortschritte des Schulwesens der betreffenden Dörfer in der neuesten Zeit erfahren. Wenn der Verfasser, wie wohl kein zweiter, in allen Verhältnissen seiner Heimath bewandert ist, so ist er es ganz insbesondere in der Geschichte der Mühlen, denen er mit sichtlicher Liebe, hie und da in fast poetischer Sprache (S. die alten Handwerks-

bräuche, die Wanderzeit S. 220 flg.) mit Recht ein eigenes Capitel widmet. — Proben aus den weiteren Lieferungen der schätzbaren Dorschronik sind den Lesern der Mittheilungen im I. Hefte dieses Jahrganges vorgeführt worden.

Zum Schlusse noch zwei Wünsche, deren Verlautbarung uns der Verfasser nicht übel deuten möge: Einmal würden wir gerne solche Partien, wie die Geschichte der Pesten (S. 296), die doch kaum zur Sache gehören, gestrichen sehen, das andermal wünschen wir den hie und da durchschlagenden Einfluß Kottel'scher Lektüre immer mehr vermindert.

L. S.

Schuller Joh. Karl. Zur Frage über die Herkunft der Sachsen in Siebenbürgen. Für Gönner und Freunde siebenbürgischer Landeskunde. 2. verbesserte Auflage. Beigabe: Bibliotheca transsilvanica. Prag 1866. Credner. 8°. 57 S.

Der Zweck der vorliegenden Schrift ist bekanntlich, den Nachweis zu liefern, daß der Kern der heutigen Sachsen und Siebenbürger aus den Gegenden des Niederrheins stammen, woher die Ansiedler um die Mitte des zwölften Jahrhunderts von König Geysa dem II. berufen worden seien. Der Verfasser sucht diesen Nachweis hauptsächlich aus der Aehnlichkeit der siebenbürgischen und der niederrheinischen Mundart, so wie der beiderseitigen Sitte und Sage zu führen und fördert hiebei in der That überraschende Parallelen zu Tage. Das Büchlein übt auf den deutschen Leser auch noch eine besondere Anziehungskraft, indem es zeigt, wie ein deutscher Volksstamm, der Jahrhunderte lang von seiner Nation getrennt sich entwickelte, unter den ungünstigsten Verhältnissen, umgeben von feindseligen Nationalitäten, unter dem Türkenjoch eben so gut, wie unter den Schrecken des Racenkampfes, sein deutsches Nationalbewußtsein wahrte und seine Zusammengehörigkeit mit der deutschen Mutternation nicht vergessen hat.

G.

Medicin.

Eberle Dr. Ant. Die Thermen von Teplitz und Schönau und die gleichzeitige Anwendung der Electricität in den exudativen Krankheitsformen. Prag 1864. Dominicus. gr. 8°. 196. S.

Das vorliegende Werk ist von der medicinischen Fachkritik bereits als eine echt wissenschaftliche Leistung durchaus beifällig aufgenom-

men worden, so daß wir uns hier mit einer einfachen Anzeige desselben begnügen können. Unser berühmte Balneolog Prof. Löschner bezeichnete dasselbe als ein Werk, das sich den besten balneologischen Schriften würdig zur Seite stellt und empfiehlt dasselbe angelegentlich der allgemeinen Beachtung.

P.

Die Pflege der Augen im gesunden und kranken Zustande, nebst einem Anhang über Augengläser, allgemein faßlich dargestellt von Dr. Ferd. Arlt, o. ö. Professor in Wien. Mit 1 Tafel in Farbendruck 3. umgearb. Ausgabe. Prag 1865. Fr. A. Credner. 8.

Der erfahrungsreiche Augenarzt und Ope- rateur, unser berühmte Landsmann aus Graupen im Erzgebirge, ist mit dieser neuen Auflage seines in den 40er Jahren zum ersten Male erschienenen Werckchens einem sehr gefühlten Bedürfnisse entgegenkommen. Hat sich schon damals das Büchlein — keine jener blumenreichen, phrasengeschmückten, jetzt so sehr in die Mode gekommenen populär-wissenschaftlichen Styl- übungen, sondern der in schlichten, festen und klaren Zügen ausgedrückte Rath eines kundigen Meisters — Anspruch auf den Dank des Publikums erworben, so ist dies jetzt noch mehr der Fall, da bei dem täglich wachsenden Gebrauche des Auges zu angestrenzter und bei künstlichem Lichte zu thuerer Arbeit die Gefährdung des Gesichtsinnes eine steigende und allgemeinere geworden ist. Fehlt doch gar nicht viel, daß man den Satz proklamiren könnte, je gebildeter und fleißiger ein Mensch sei, ein desto weniger gutes Auge müsse er besitzen d. h. desto kurzsichtiger muß er durch Schreiben, Lesen, Zeichnen u. s. w. geworden sein. Da sich seit zwanzig Jahren der Schatz des ophthalmol. Wissens ungemein bereichert hat, so waren in dieser 3. Auflage noch mehr als in der 2. zahlreiche Zusätze und Umarbeitungen nöthig. Im ersten Abschnitte macht der Verf. den Leser mit dem Nothwendigsten über den Bau und die Thätigkeit des Auges bekannt, im zweiten bespricht er die Rücksichten, welche Eltern und Erzieher auf die Augen der Kinder zu nehmen haben. Der dritte Abschnitt enthält die Augendiätetik für Erwachsene, der vierte handelt von den regelwidrigen Zuständen des Auges und der fünfte von den Augengläsern. Eltern und Erzieher werden mit eindringlichen Worten auf die Sünden aufmerksam gemacht, die gegen die Augen der Jugend begangen

werden. Das Capitel über Brillen enthält Vieles auch für Aerzte willkommenes Wissenswürdiges.

Die Sprache des Buches ist leichtverständlich, Fremdwörter sind gemieden, Druck und Papier lobenswerth. **D.**

Handbuch der öffentlichen Sanitätspflege für Aerzte, Juristen und jeden Gebildeten. Von Dr. Franz Kav. Güntner, k. k. a. o. Professor der gerichtl. Medizin etc. Prag 1865. Fr. Aug. Credner k. k. Hofbuchhandlung.

Verfasser hat in zehn Abschnitten die gesammte öffentliche Sanitätspflege abgehandelt u. zw. handelt der 1. Abschnitt von der Sorge für eine gesunde Nachkommenschaft; der 2. für die Beschaffung guter Nahrungsmittel, der 3. für gesunde Wohnungen; der 4. für die Gesundheit bei den verschiedenen Beschäftigungen, der 5. für die Gesundheit bei dem Zusammenleben der Menschen in Städten und anderen bewohnten Orten, 6. für die Armen, 7. für den Gesundheitszustand bei herrschenden Epidemien, Endemien und Epizootien; 8. für den Bestand und die Erhaltung der in ihr Bereich fallenden Anstalten; 9. Sorge für die Ausbildung der dem Sanitätswesen zugehörigen Individuen und 10. die Sorge für den Sanitätsdienst selbst.

Das Werk empfiehlt sich durch seine bündige und leichtfaßliche Darstellung und entspricht den Anforderungen des Studirenden sowohl wie des prakt. Arztes. Druck und Papier sind untadelhaft. **D.**

Medicinische Zeitschriften.

1) Vierteljahrschrift für die practische Heilkunde herausgegeben von der medic. Facultät zu Prag, Redaktion: Prof. Jos. Halla und Dr. Josef Kraft. 22. Jahrgang 1865. IV. Bd oder 88. Bd. der ganzen Folge. Prag, Verlag von Karl André. Enthält als Originalaufsätze: 1. Beitrag zur Kenntniß der excrementiellen Taurin- und Schwefelausfuhr beim Menschen, von Dr. W. Dreßler, Assistenten der 1. med. Klinik. 2. Untersuchung des Farbstoffes eines melanotischen Leberkrebses. Von Dr. W. Dreßler. 3. Melanin im Harne. Von Dr. Alfred Präbram, 1. Sekundärarzt im allgem. Krankenhause zu Prag. 4. Zwei Fälle von Extrauterinschwangerschaft. Beobachtet und beschrieben von Dr. Gustav v. Wiedersparg.

5. Zur Prognose und Behandlung complicirter Fracturen. Von Dr. E. v. Wahl in Sect. Petersburg. 6. Ueber Neurotomie und Nerven-naht. Vorgetragen in einer Versammlung von Aerzten von Prof. Szymanovsky in Kiew. 7. Die cutane Analgesie und ihr symptomatisches Vorkommen in verschiedenen Krankheiten. Vom Privatdozenten Dr. Smoler. 8. Ueber die giftigen Eigenschaften der Anilinfarben. Von Dr. E. Bergmann, Privatdocenten in Dorpat.

Die Analecten, d. i. Referate über interessante Arbeiten und Beobachtungen auf dem Gebiete der gesammten Medicin, wurden besorgt durch die Herren Dr. Bondi, Chlumzeller, Prof. Petters, Dr. Eiselt, Kaulich, Präbram, Breisky, Herrmann, Niemetzsch, Prof. Pilz, Dr. Smoler und Prof. Maschka. Den Schluß des Bandes bilden Miscellen, Todesfälle und der literarische Anzeiger.

2. Die „Sitzungsberichte des Vereines practischer Aerzte in Prag“, im Selbstverlage des Vereines. Verantwortlich Dr. Em. Präbram, Vereinssekretär. Druck v. A. Krenn in Prag.

3. Prager medicinische Monatschrift für Homöopathie, Balneotherapie und Hydropathie begründet von weild. Med. Dr. Altschul. XII. Jahrgang. Herausgegeben und redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck und Verlag von Carl Bellmann in Prag.

Es stehen ferner noch zwei andere hervorragende medicinische Zeitschriften Deutschlands unter der literarischen Leitung von Landsleuten; diese sind:

1) die Würzburger med. Zeitschrift, redigirt von G. v. Bamberger und F. v. Scanzoni (Beide sind gebürtige Prager, und haben sowohl ihre Ausbildung an der hies. med. Fakultät erhalten als auch, als Assistenten, am Lehramte daselbst theilgenommen) herausgegeben von der physikal. med. Gesellschaft. Würzburg, Druck und Verlag der Stahlschen Buch- und Kunsthandlung.

Der im J. 1865 erschienene Band enthält von Bamberger einen Aufsatz über Asthma nervosum.

2) Die Zeitschrift der k. k. Gesellschaft der Aerzte unter der Redaktion von E. Braun, A. Duchek und V. Schlager. (Dievon ist Duchek, früherer Assistent bei Prof. Hamernil und Halla, ein Prager.) Diese Zeitschrift erscheint unter

zweierlei Form, einmal als *Wochenschrift* und ferner unter dem Namen „*medizinische Jahrbücher*“ in zweimonatlichen Hefen, die im Jahre 2 Bände ausmachen. Wien, im Selbstverlage der Gesellschaft. Das am 25. Nov. 1865 ausgegebene Heft des Jahrgangs 1866 enthält einen Aufsatz unseres Landsmannes Dr. *Wenzel Gruber*, Professor der prakt. Anatomie an der med. chir. Akademie in Sct. Petersburg „*Über die tiefe Lage der linken Niere.*“

Im *Jahrbuche für Kinderheilkunde und physische Erziehung*. Redigirt v. *Widerhofer*, *Politzer* und *Schuller*. Wien 1865. Selbstverlag der Herausgeber — erschien ein bemerkenswerther Originalaufsatz: „*Die fettige und amyloide Entartung der Leber im Kindesalter*“ nach den im *Franz Josef-Kinderspitale zu Prag* gesammelten Erfahrungen. bearbeitet vom Docenten Dr. *Steiner* und Dr. *Neurentter*.

D.

Mundartliches.

Beiträge zu einem Wörterbuche der siebenbürgischen Mundart. Von *J. K. Schuller*. Prag 1865. *J. A. Credner*. XII., 76.

Willkommenes Material für den Dialektforscher, von dem um *Siebenbürgen* hochverdienten Verfasser († 10. Mai 1865) nur zum Theile verarbeitet. Die etymologische Untersuchung hat mancherlei Mängel, deren ausführliche Darstellung hier nicht geliefert werden kann; beispielsweise sind auf der ersten Seite die Worte *abätzig*, *afentinen*, *agelampig* ganz unrichtig erklärt: das niederdeutsche *haten* kann nimmermehr mit dem holländ. *bezigen* (vergl. engl. *busy*, angl. *byseg*, *hysgu*) zusammengehören, *afentinen* und *afentunen* muß mit *mhd. touwen*, nicht *toumen* verbunden werden und die bei dem 3. Worte angeführten Worte *lumpf*, *junges Holz*, *limpfes* (l. *limpfec*?) existiren gar nicht. Die altdeutschen Wortformen sind häufig bis zur Unkenntlichkeit entstellt, es scheint dem Büchlein durch den unerbitterten Tod des Verfassers die letzte Nachbesserung ent-

zogen worden zu sein. Druckfehler sind in reicher Zahl vorhanden und beeinträchtigen theilweise den Nutzen des Büchleins. *J. P.*

Bibliographie.¹⁾

a) *Neuigkeiten des böhm. Buchhandels.*

Bachmann Ferd Des Kindes erster Unterricht im Rechnen innerhalb der Zahlräume eins bis zehn. Für Mütter, Erzieher und Erzieherinnen, für Kindergärten, Bewahranstalten und Unterrichten. Prag *Reiniger* in Com. geh. 60 kr.

Barrande, Joach. *Défense des Colonies*. III. *Etude Générale sur nos étages G—N avec application spéciale aux environs de Hlubočep près Prague*. Prag. *J. G. Calve* in Com., gr. 8°. mit 2 col. Karten. geh. 2 fl.

Bastien Joh., *Artillerie-Schule*. Lehrbuch der gesammelten *Artillerie-Wissenschaft*. Mit zahlreichen *Holzschnitten* im Texte und Tafeln. 1.—4. Lieferung. Prag. *Bellmann* in Commission. gr. 8°. geh. 1 fl. 30 kr.

Frind P. Anton, *Die Kirchengeschichte Böhmens im allgemeinen und in ihrer besonderen Beziehung auf die jetzige Leitmeritzer Diözese*. Nach den zuverlässigsten, größtentheils handschriftlichen Quellen bearbeitet. 2. Band. Die Zeit des erblichen Königthums bis zum Tode *Karls I. (IV.)* Die goldene Zeit der Kirche Böhmens. Prag. *Tempshy*, 8°. geh. 4 fl.

Günther A., *Hilfstabelle zur Berechnung des Nährstoffgehaltes absoluter Gewichtsmengen der einzelnen Futtermittel bei Aufstellung von Futterrationen nach Dr. Gruvens Normen nebst einer Reihe completer Futterrationen*. Mit einem Vorworte von Dr. *Gruven*. Prag. *Křivnác*, 8°. geh. 1 fl.

Handbibliothek literarische, 5 Bändchen (Inhalt: die litter. Erscheinungen der letzten 15 Jahre 1850 bis Juli 1865 auf dem Gebiete der Bau-, Maschinen- und Eisenbahnkunde). Alphabetisch und systematisch geordnet von *Ed. Baldanus*. 2. Aufl. Prag. *Satow* in Commission. 8°. geh. 1 fl.

1) Unter dieser Rubrik wird die lit. Beilage ein Verzeichniß aller jener Werke bringen, welche zu Böhmen in irgend einer Beziehung stehen. Die erste Abtheilung umfaßt die Neuigkeiten des Buchhandels in Böhmen. Die zweite Abtheilung enthält jene Werke, die nicht in Böhmen verlegt sind, die aber einen unserer Landsleute zum Verfasser haben. Die dritte Abtheilung endlich bringt jene Neuigkeiten des auswärtigen Buchhandels, welche ganz oder theilweise über Böhmen handeln. Von der *čechischen* Literatur werden nur Werke geschichtlichen Inhalts berücksichtigt werden. Um die Verzeichnisse in Zukunft möglichst vollständig zu machen, werden Schriftsteller und Verleger ersucht, ihre Werke der Redaction rechtzeitig einzusenden oder ihr wenigstens den vollständigen Titel mitzutheilen.

- Herlofohn R.**, Gesammelte Schriften. Erste Gesamtausgabe Heft 9—11. IV. (Phantasiegemälde, Romantische Erzählungen. 2 B. 2. Aufl.) Prag. Kober. gr. 16. geh. 30 kr.
- Hübner**, Katechismus der Seidenraupenzucht. Prag. Silber und Schenk. 8°. geh. 60 kr.
- Jahrbuch für österr. Landwirthe.** 1866. Begründet und unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von E. Komers. 6. Jahrg. gr. 8° geh. mit Beilage: Landwirthschaftlicher Geschäftskalender. Prag. Calve. 12°. geb. 2 fl. 40 kr.
- Jahresbericht**, erster, über die Wirksamkeit der beiden Comités für die naturwissenschaftliche Durchforschung Böhmens im J. 1864. Prag. Rživnác in Comm. gr. 8°. geh. 80 kr.
- Jaresch, J. C.**, Wasserleitungsröhre aus gläserter Steinzeugmasse. Prag. Merch. 8°. geh. 20 kr.
- Köster, Dr. L.**, Edler von Strahmberg. Handbuch für Eger, Franzensbad und seine Umgebungen. Mit 10 Photographien des Curortes und einem Situationsplane. 4. verbesserte und vermehrte Auflage. Eger, Koberich & Schihay. 12° geb. 1 fl. 80 kr. ohne Phot. 80 kr.
- Kirsch, Dr. F.** Die Hypothekbank des Königreichs Böhmen. Ein Leitfaden für Darlehenswerber u. Bankschuldner. Prag Steinhäuser. 8°. geh. 50 kr.
- Mattauschek Wenzel.** Der praktische Forstmann. Lehrbuch für das technische Hilfs- und Forstschutzpersonale in den k. k. Staaten mit besonderer Berücksichtigung Böhmens. Prag. Credner. gr. 8°. geh. 2 fl.
- Roback, V.**, Böhmens Graphit. Eine Skizze über das geognostische Vorkommen und über die Bedeutung desselben als Handelsartikel. Prag. Satow in Commission 8°. geh. 20 kr.
- Parthe, Dr. J.**, Lehrbuch der Arithmetik für Unterghymnasien. Mit einer reichhaltigen Aufgabensammlung. 1. Heft für die 1. Gmn. Klasse. Prag. Credner. gr. 8°. geh. 50 kr.
- Pustan, Dr. Alex. v.**, Episoden aus Oesterreichs constitutionellem Leben. Prag. Credner. gr. 8°. geh. 60 kr.
- Pustan**, Ungarn für sich und im Staatsverbande mit Oesterreich. Prag, Credner. 8°. geh. 80 kr.
- Schebeck, E.**, Das Handelsregister, nach dem allgemeinen Gesetzbuche. Gutachten der Handelssektion der Handels- und Gewerbekammer in Prag. Prag. Satow in Commission Lex. 8. geh. 90 kr.
- Schuller, J. C.**, Beiträge zu einem Wörterbuche der siebenbürgisch-sächsischen Mundart. Prag. Credner. gr. 8. geh. 1 fl.
- Schuller**, Zur Frage über die Herkunft der Sachsen in Siebenbürgen. Für Gönner und Freunde siebenbürgischer Landeskunde. 2te verbesserte Auflage. Beigabe: Bibliotheca transsilvanica u. Nekrolog des Verfassers v. J. Kannicher. Prag. Credner. 8. geh. 60 kr.
- Schüss, J.**, Ueber einige Krankheiten der Halsparthie. Habilitationsschrift. Prag. Calve. 8°. geh. 80 kr.
- Verfall der Spiritusbrennereien** und die Mittel einer gründlichen Abhilfe. Besprochen in einer zahlreichen Versammlung von Fachmännern am 16. Mai 1865. Herausgegeben von der k. k. patriot. ökon. Gesellschaft in Böhmen. Prag. Calve in Commission gr. 8°. geh. 1 fl. 60 kr.
- Zepharovich, Dr. Vikt.** Ritter von, Krystallographie. Wandtafeln für Vorträge über Mineralogie an höheren und niederen Lehranstalten. 1. Lieferung. Prag. Dominicus. Nr. 1—11. Plenotesserale Formen. gr. Imper. Form. in Umschlag. 1 fl. 10 kr.
- Bibliotéka historicka, Běh II.** Staré paměti dějin českých. Monumenta historiae bohemicae. Vydává Ant. Gindely. seš. 20. 21. Pavle Skály ze Zhoře historie česká od roku 1602—1623. K vydávání upravitel K. Tieftrunk. seš. 6. 7. Geschichtsbibliothek 2. Ser. Alte Denkmäler der böhm. Geschichte. Herausgegeben von Anton Gindely. 20. 21. Paul Skála's von Zhor böhmische Geschichte vom J. 1602—1623. B. II. Heft 6. 7. Prag. Kober. gr. 8°. à Heft 48 kr.
- Hus, mistr Jan.** sebrané spisy české. Znejstarsích známých pramenů k vydání upravitel J. K. Erben. (Hus, gesammelte Schriften, nach den ältesten Quellen herausgegeben v. J. K. Erben. Heft 8—11.) Prag. Tempel. 8°. geh. à 50 kr.
- Kalhanek, C.** Klášter a kostel sv. Mikuláše na starém městě pražském. (Kloster und Kirche zu St. Nicolaus in der Altstadt Prag.) Prag Silber und Schenk in Commission. 8°. geh. 20 kr.
- Památky archeologické a místopisné** vydávané od archeologického odboru musea království českého. Redaktoři K. Vl. Zap a Fr. J. Zoubek. Ročník XII., Díl VI. Sv. 7. (Archeologische und topographische Denkwürdigkeiten Jahrg. XII., B. VI., Heft 7.) Prag. Rživnác. Commission.
- Tomek W. W.** Základy starého místopisu Pražského. Oddíl I. (Tomel, Topographie des alten Prag. 1. Abtheilung: Die Altstadt Prags.) Aus der Abhandlung der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. V. 14. gr. 4°.
- Zap K. Vl.** Vypsání války husitské (Schilderung des Hussitenkrieges). Separatabdruck aus der česko-moravská kronika. Heft 1. Prag. Kober. II. 4°. geh. 36 kr.
- Zap K. Vl.** Česko-moravská kronika. (Unstrirte Chronik von Böhmen und Mähren. Heft 22. 23. Prag. Kober. gr. 4°. geh. à 64 kr.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. J. Birg. Grohmann.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins
für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag.

Am 31. Januar 1866.

18.

Springer und die czechische Bewegung.

(Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden 1809. Von A. Springer. 2. Theil. Leipzig
Girzel. 1865. 774 S. 8°.)

III.

Man hat Springern häufig den Vorwurf gemacht, daß er die österr. Revolution absichtlich mit einer gewissen Geringschätzung behandle. Es läßt sich auch nicht läugnen, daß der Ton seiner Darstellung häufig aus Burschikose streift und daß der Spott, mit welchem er einzelne Personen und Ereignisse oft in ungerechtfertigter Weise übergießt, dem Ernste des Historikers zuweilen abträglich ist. Allein das ist nicht richtig, daß Springer deshalb die hohe Bedeutung der österreichischen Revolution unterschätzt hat; er zollt namentlich der folgenreichsten That derselben, der Aufhebung des Unterthänigkeitsverbandes, die vollste Anerkennung; denn dadurch wurde Oesterreich in Wahrheit in die Reihe modern organisirter Staaten eingeführt und mit dem Mittelalter gründlich und für immer gebrochen!"

Am wenigsten aber haben die Cechen Ursache, sich über Springer und seine Darstellung der österreichischen Revolution zu beklagen. Springer verkennt keinen Augenblick, welche einen großen Vorschub die Revolution der czechischen Bewegung geleistet hat. Die Revolution des Jahres 1848 bot den Cechen zum erstenmale Gelegenheit als politische Macht aufzutreten und ihre längst vorbereiteten Forderungen zur Geltung zu bringen. Zwei große Vortheile begünstigten die czechische Bewegung; die Cechen hatten gleich bei ihrem ersten Auftreten ein bestimmtes politisches Programm und sie geboten über die Massen des niedern Volkes, welche in Zeiten politischer Aufregung stets den Markt beherrschen. Das erste gab der Bewegung Einheit und Energie, das letztere bot ihr das Mittel, die Deutschen einzuschüchtern, zu terrorisiren und überall ihren Willen durchzusetzen.

Das eigentliche Ziel der czechischen Bewegung war von nun an die Wiederherstellung eines autonomen czechischen Reiches. Man hat viel über diese Idee gelächelt, gespottet, die Cechen haben sie seither unter allen Umständen festgehalten und mit ungemeiner Zähigkeit und Energie verfolgt und sie haben sich dem Ziele zwar wenig aber immerhin doch genähert. Die ursprüngliche Idee war allerdings, daß in diesem Cechenreiche alle Stämme, welche der czechoslavischen Nationalität angehören, die Böhmen, Mähren und Slovaken, vereinigt werden sollten, seitdem sich jedoch die Slovaken schon vor dem J. 1848 gegen die czechische Oberherrschaft ausgesprochen und entschlossen hatten, ihren eigenen Weg zu wandeln, beschränkten sich die Wünsche der czechischen Patrioten auf die Vereinigung von Böhmen, Mähren und Schlesien. Schon in der Wenzelsbader Petition (11. März) wurde diese Idee als Forderung der gesammten czechischen Nation hingestellt und in der zweiten czechischen Petition, welche Fasser und Trojan nach Wien überbrachten, war schon von „unauflösllicher Vereinigung der sämmtlichen zur Krone Böhmens gehörigen Länder“ die Rede. Als Vorbild dienten den Cechen die Ungarn und es ist dies Copiren der Ungarn ein charakteristischer Zug der czechischen Bewegung bis in die neueste Zeit geblieben. Die Cechen forderten die Vereinigung von Böhmen, Mähren und Schlesien aus nationalen Gründen; sie hatten dabei die Absicht, ihre Nationalität in eine compacte Masse zu vereinigen und die Deutschen in den betreffenden Ländern unbedingt zu majorisiren, zu beherrschen und nach und nach zu czechisiren. Das deutsche Element in Oesterreich wäre dadurch zerrissen und auf wenige Länder (Oesterreich, Tyrol, Steiermark) eingeschränkt, zur Ohnmacht verurtheilt worden. Das war der eigentliche Plan der

Čechen. Weil aber der Reichstag zu Presburg das Recht der ungarischen Krone auf ihre Nebenländer durch historische Gründe unterstützte: mußte auch die Vereinigung von Böhmen, Mähren und Schlesien als historisches Recht der Čechen hingestellt werden. Palacký, welcher sich niemals gescheut hatte, die Geschichte im Sinne der nationalen Partei zu verdrehen, erfand denn auch die Fabel von der heiligen S. Wenzelskrone und gab den ehemaligen Generallandtagen von Böhmen, Mähren und Schlesien eine staatsrechtliche Bedeutung, die ganz nach dem Sinne der čechischen Patrioten war, die denselben aber niemals zugekommen ist. (Schluß folgt.)

Ein Manuscript Kants.

(Aus der Handschriftenammlung unseres Vereines.) Die Bibliothek unseres Vereines verdankt der bewährten Liberalität eines ihrer sehr geschätzten Prager Mitglieder den Besitz eines Manuscriptes, das jeder Bibliothek zur besonderen Zierde gereichen würde. Es ist dies die sechzehn Seiten umfassende vollständige Abhandlung I. Kants über das radikale Böse in der menschlichen Natur, deren Abfassung höchst wahrscheinlich aus der zweiten Hälfte des Jahres 1791 datirt. Der Text selbst rührt nicht von Kants eigener Hand her, wohl aber ist dies bezüglich der zahlreichen Correcturen und Zusätze, die bisweilen ganze Seiten ausfüllen und wahrscheinlich auch bezüglich der Namensfertigung am Ende der Fall. Diese Abänderungen, die dem Manuscripte seinen besondern Werth verleihen, haben theils minutiöse Verbesserungen der Interpunction, Umformungen der etwas antiquirten ursprünglichen Orthographie, grammatikalische und stylistische Umgestaltungen, theils aber auch wesentliche Verschärfungen und Verdeutlichungen der Gedanken und weitere Ausführungen einzelner Punkte zum Gegenstande. Sie eröffnen uns einen höchst anziehenden Einblick in die innere Werkstätte dieses großen, in mancher Beziehung einzigen Genius und lassen uns jene äußerste Sorgfalt so ganz wieder erkennen, welche Kant namentlich in seinen späteren Perioden auf die Darstellung seiner oft der Unverständlichkeit angeklagten tiefen Ideen verwandte. Der Verfasser dieser Zeilen wird demnächst Gelegenheit haben, zu zeigen, wie manche Anstoß erregende Stelle dieser vielgerühmten und viel angefeindeten Abhandlung vor der Correctur ursprünglich anders und zwar meistens minder entschieden lautete und wie einmal sogar ein in alle späteren Ausgaben aufgenommener den Sinn wesentlich alterirender Ausdruck sein Dasein lediglich einer etwas eigenthümlichen Correctur verdankt (der Beste statt der Böse, Blatt 9. S. 2). Kant veröffentlichte die betreffende Abhandlung dreimal. Das Erstmal erschien sie als selbstständiger Artikel in Diesters Berlinische Monatschrift, wo sie im Aprilheft 1792 zwischen einem poetischen „Angebilde am ersten April“ eines anonymen, antikisirenden Musensohnes und einer in Kammeler'scher Manier gehaltenen Ode des H. F. A. von Berger an seinen Bruder den Geheimen Finanzrath und Acciseregistrator Fr. Eberhart Georg v. B. eine etwas seltsame Stelle einnimmt. Die zweite Publikation erfuhr sie als „Erstes Stück“ in der ersten Ausgabe der Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft 1793 unter dem Doppeltitel: Von der Einwohnung des bösen Principes neben dem guten oder über das radikale Böse in der menschlichen Natur, im Übrigen mit der ersten völlig gleichlautend, die dritte in der zweiten Ausgabe desselben Werkes 1794 und zwar diesmal um einige, genau gezählt sechsundzwanzig Notizen unter dem Texte vermehrt, unter denen sich auch die einzige Stelle befindet, an der Kant seines congenialen Verehrers „des“ Herren Prof. Schiller erwähnt. Das im Besitze unseres Vereines befindliche Manuscript dient, was besonders hervorzuheben ist, dem ersten Abdrucke zur Grundlage, wie aus der Ziffer vor dem Titel, dem Titel selbst, der Namensfertigung am Schlusse, dem Censurzeichen des Theologen Hillmer und ganz besonders aus der vom Seher angebrachten Bezeichnung der Seitenumbrechung, die mit jener der Monatschrift übereinstimmt, mit völliger Evidenz hervorgeht. Über die Echtheit der Autographen kann kein Zweifel bestehen: die inneren Gründe derselben drängen sich jedem Leser von selbst auf, der Unterzeichnete hat die betreffenden Stellen überdies mit einem derselben Periode entnommenen Facsimile einer Stelle aus einem anderen Abschnitte der Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft verglichen und eine genaue Übereinstimmung insbesondere in dem ganz charakteristischen Zuge des T gefunden. Schließlich kann derselbe nicht unterlassen, darauf auf-

1) Das Manuscript ist von Herrn Joseph Singer, Fabrikbesitzer, dem Vereine geschenkt worden.

merklich zu machen, daß dem Verein aus derselben Quelle eine zweite Autographenreihe: Briefe Knebels an Doktor Döring zukamen, die einzelne nicht uninteressante Details aus der goldenen Zeit des Weimarer Dichterlebens enthalten, auf deren Besprechung er bei einer späteren Gelegenheit zurückzukommen hofft.

Prag, Jänner 1866.

W. Volkmann.

Culturgegeschichte.

M. Johann Huß' gesammelte Schriften in tschischer Sprache. Herausgegeben von Karl Jar. Erben. Prag 1864—5. 8^o. Heft 1.—11.

Erst 100 Jahre nach Huß' Tode fing man an, dessen Schriften zu ediren. Sein erstes Werk, welches der Drucklegung theilhaft geworden, heißt *Anatomia Antichristi* und erschien nebst einigen kleineren opusculis auf Veranstaltung des Otto von Braunfels ohne Datum um das J. 1521 zu Straßburg. Im J. 1537 gab Luther in Wittenberg bei dem Drucker der Wartburgbibel, Hans Lust, einige lateinische Briefe des M. J. Huß mit einer Vorrede heraus; auch besorgte er eine Verdeutschung unter dem Titel: „Des h. Merterers briefe aus dem gefengnis im concillio zu Costnitz an die Böhmen geschrieben.“ Zwei Decennien später traten zu Nürnberg aus der Druckerei des Montanus und Neuber die *Opera omnia J. Hussi* (1558) in zwei Folioebänden an's Licht der Oeffentlichkeit. Allein der Titel entsprach nicht der Wahrheit; denn die angebliche Gesamtausgabe kannte den schriftstellerischen Nachlaß des J. Huß bei weitem nicht nach seinem ganzen Umfange; dies gilt namentlich von dessen tschischen Schriften. Das älteste der durch den Druck veröffentlichten tschischen Hussitica ist: *Die aus den Kettenfäden des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung geflochtene Schnur* (Prag 1545. 8^o). In unserem Jahrhundert haben Hanka und Sembera einzelne tschische Hussitica herausgegeben, bis Erben jüngst mit der obigen Sammlung hervortrat. Die bisher erschienenen 11 Hefte umfassen lauter Schriften theologischen Inhalts, z. B. eine Auslegung des Credo, der zehn Gebote, des Vaterunsers, der Evangelien zc. zc. Dem Huß auf allen Wegen seiner Auffassung und Exegese zu folgen, kann nur Sache der theologischen Fachkritik sein; dagegen dürfte die Abhandlung über die Simonie auch dem Laien ein Interesse abgewinnen, da sie trotz ihrer theoretisch-allgemeinen Fassung doch deutliche Fingerzeige

auf klerikale Zustände des 15. Jahrh. enthält. Aus der Sprache und Phraseologie des Huß wird die tschische Lexikographie manchen Gewinn schöpfen.

A...z...r.

Land und Leute in Ungarn. Von Dr. Erasmus Schwab. Leipzig. Wigand. 1866.

Es ist über Ungarn an flüchtigen Skizzen und Bildern schon vieles geschrieben worden. Ein Land von einer so bestimmt ausgeprägten Physiognomie wie dieses reizt gewiß den Touristen zur Schilderung, die freilich selten tiefer geht, und höchstens die Oberfläche abschöpft, die dann pikant präparirt geboten wird. Hier hat man es mit einem andern Buche zu thun. Schwab hat Ungarn kennen gelernt, er hat dort gelebt, seine Zeit zu eingehenden Studien verwendet. Man sieht es dem Buch, das in einer liebenswürdigen Form mit einer plastischen Kraft der Darstellung geistvolle Reflexion vereint, nicht an, wie viel Zeit und Mühe jede Zeile gekostet hat. Der Verfasser ist Culturhistoriker der seinen Blick liebend auf allem ruhen läßt und die das Landschaftsbild nicht hinmalt um sich selber vielleicht andere an dem empfangenen Eindruck zu ergötzen, sondern ihm ist es zugleich die Bestätigung dessen was er culturhistorisch feststellt, die Staffage des Bildes bekommt dadurch wahrhaft ethnografischen Charakter. Die Vielseitigkeit seiner Bildung und die reiche gebildete Anschauung eines Mannes, der hinter der Schale den Kern zu finden weiß, befähigen, wie jede Seite des Buches zeigt, den Verfasser vor allem zu einer solchen Aufgabe. Die schwungvolle Darstellung ist hier und da von einem feinen witzigen Humor durchgeistigt, die Schlaghaftigkeit des Ausdrucks wirkt oft wahrhaft überraschend. Wir verweisen auf die Beschreibung der Agteleksohle, der Tarra; die Schilderung des Zigeuners, der armen Burjsche zc. und wünschen dem Buch, das zur Kenntniß eines der wichtigsten Kronländer so viel beiträgt, recht viele Leser.

Rechtswissenschaft.

Lustkandl, Dr. Wenzel. Abhandlungen aus dem österreichischen Staatsrecht,

über das kaiserl. Manifest und Patent v. 20. Sept. 1865, über die beiden Adressen des ungarischen Landtages von 1861 und über die Unbedingtheit, Einheitlichkeit und Realität der pragmatischen Sanction mit Anschluß ihrer Dokumente. Wien 1866. W. Braumüller in Comm. 25 Bog. 8°. Dieses Werk ist hervorgerufen worden durch die bekannte Discussion, in welche Deak über des Verfassers früheres Werk („das ungarische Staatsrecht“, Wien, Braumüller 1863) eingetreten war, und bildet in Verbindung mit der Habilitationsschrift des Verfassers (über den „Begriff und das Wesen der österr. Reichsverfassung.“ 1864) den ersten umfassendsten Versuch, unsere Verfassungsfrage auf wissenschaftlichem Wege aus den vorhandenen rechtsgeschichtlichen und staatsrechtlichen, namentlich ungarischen Quellen zu betrachten und zu lösen.

B.

Juridische Zeitschriften. Auch auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft nimmt die literar. Thätigkeit der Deutschböhmen eine ehrenvolle Stellung ein. Dr. Julius Glaser, o. ö. Prof. a. d. Wiener Univ. (ein Prager) ist mit Dr. Nowak Herausgeber der „Gerichtszeitung“ und mit Prof. Dr. Unger und Ministersecretär Walter Herausgeber der „Entscheidungen des obersten Gerichtshofes.“ Von unserem berühmten Landsmanne, Dr. Franz Haimlerle, k. k. Hofrath u. o. ö. Prof. d. Rechte an der Wiener Universität, wird gleichfalls eine wichtige juridische Zeitschrift herausgegeben unter dem Titel: Österreichische Vierteljahrsschrift für Rechts- und Staatswissenschaft (im J. 1858 an die Stelle des vormaligen Magazins für Rechts- und Staatswissenschaft. B. 1 — 16 getreten). Band 16. Wien 1865. W. Braumüller.

Politik.

Unter dem Titel „Spása Rakouska“ (das Heil Oesterreichs) erschien bei J. L. Kober in Prag eine böhmische Brochure, deren Verfasser zwar auf dem Titel nicht genannt erscheint, als den aber seither böhmische Blätter und den Grafen Johann Harrach enthüllt haben. Der Verfasser erklärt, sein Schriftchen bereits im Jahre 1860 vollendet, mit dessen Veröffentlichung aber bis jetzt geögert zu haben. Wenn diese Veröffentlichung ganz unterblieben wäre, hätte die Welt auch keinen allzugroßen Verlust zu beklagen gehabt. Vergebens sieht man sich in der Brochure nach einem neuen fruchtbaren Gedanken um. Was sie enthält, wurde von

den Verächtern des föderalistischen Systems anderwärts schon über Genüge vorgebracht. Der Verfasser ist nicht bloß Gegner der Februarverfassung, er erklärt sich auch gegen das Octoberdiplom. Während Palach letzteres acceptirte und in seiner jüngsten Schrift „Die österreichische Staatsidee“ von seinem ursprünglichen im Jahre 1849 aufgestellten Plane, die Ländergruppen des föderalistischen Oesterreich nach Nationalitäten zu formen, wieder abgegangen ist, um das „historische Recht“ an deren Stelle vorzuschieben, will Graf Johann Harrach von letzterem nur gerade so viel gelten lassen, als ihm zur Realisirung seiner nationalen Projecte passend erscheint. Er schlägt ein siebengliedriges Oesterreich vor, und zwar wären diese sieben Gruppen folgende: Ungarn mit Siebenbürgen, Böhmen mit Mähren und Schlesien, Galizien mit der Bukowina, Lombardo-Venetien, das dreieinige Königreich (Kroatien, Slavonien, Dalmatien), Illyrien (Krain, Kärnten, Istrien, Triest, Görz) und Deutschösterreich (Ober- und Niederösterreich, Salzburg, Steyermark und Tirol.) Jede dieser Gruppen soll ihren eigenen Hofkanzler haben, so daß nebst den Ministern für die gemeinsamen Angelegenheiten das Ministerium 12 Mitglieder zählen würde. Für die Legislation schlägt Graf Harrach einen dreifachen Apparat vor, nämlich das Reichsparlament, dann Kronlandtage (Generallandtage für die verschiedenen Gruppen) und endlich die Einzellandtage. Von dem ursprünglichen Föderationsprojecte Palach's unterscheidet sich das Harrach'sche dadurch, daß ersteres acht nationale Ländergruppen vorschlug, indem es auch die Rumänen in eine besondere Gruppe zusammenfassen wollte. Darum wird aber das neue Project um nichts origineller oder praktischer. Eine Gruppe mehr oder weniger, eine größer oder kleiner, das ändert wenig, daran liegt den böhmischen Föderalisten nichts, wenn nur ihr eigentlicher Zweck erreicht: wenn aus Böhmen, Mähren und Schlesien ein Staatskörper zusammengeschweift wird, der nach ihrer Ansicht kräftig genug wäre, um so viel als möglich selbstständig und unabhängig von allen übrigen Reichstheilen zu existiren und in welchem das slavische Element das überwiegende und herrschende würde. Dieses, die Loslösung der deutschen Bevölkerung Böhmens, Mährens und Schlesiens von ihren übrigen Stammesgenossen, die in Folge dessen nothwendig eintretende Schwächung des deutschen Elements, und als

weitere Consequenz die Oberherrschaft des Slaventhums in der genannten Ländergruppe: das ist das eigentliche Hauptziel der Bestrebungen unserer tschechischen Föderalisten. Aus diesem Ziele lassen sich alle ihre Schritte erklären; und mögen sie auch bei dieser in Inconsequenzen und Widersprüche zu gerathen scheinen, in ihrem Hauptstreben bleiben sie doch immerdar consequent und beharrlich. In dieser Beziehung könnten sie den Deutschen als Muster dienen; ab inimico discas.

**

Poesie.

Die literarische Beilage zu den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen hat bisher von der schönwissenschaftlichen Literatur so gut wie keine Notiz genommen, und doch sind gerade auf diesem Gebiete Kräfte von ganz vorzüglicher Begabung thätig und die Produktion in dieser Richtung ist eine solche, daß Deutschland und selbst das Ausland vielfach in die Lage kommen, ihr in hervorragender Weise Berücksichtigung schenken zu müssen. Nennt man die guten Namen unter den deutschen Novellisten, so nennt man die Deutschböhmen sicher mit dabei. Diese erscheinen auf dem deutschen Büchermarkte alljährlich mit einem ganz artigen Contingent und ihre quantitativ sehr achtbare Betheiligung ist auch qualitativ nicht zu verwerfen. Die Romane und Novellen von Alfred Meißner, Moriz Hartmann, Lucian Herbert, Adalbert Stifter, Josef Raul, Julius Gündling zählen zu den gelesenen Werken und der Anschaffung derselben kann sich keine Leihbibliothek in Deutschland ent schlagen, so lebhaft ist allerorten das Verlangen nach denselben. Dieses lebhafteste Verlangen bethätigt sich auch vielfach in neuen Auflagen und Uebersetzungen in fremde Sprachen, wie denn erst kürzlich zweite Auflagen von Meißners Sansara und Schwarzgelb, von Herberts Louis Napoleon und Gündlings Schnobeles nothwendig wurden und die Franzosen sich manches Werk Meißners, die Holländer, Ungarn und Cechen Herberts Louis Napoleon in Uebersetzungen aneigneten. In letzter Zeit haben sich den eben erwähnten accreditirten Erzählern auch jüngere Kräfte angereicht, welche viel versprechend auftreten. Klapp hat sich mit Erfolg namentlich auf dem Gebiete realistischer Schilderung versucht und Ernst kultivirt die Volkserzählung mit Geschick, wobei es nur zu bedauern ist, daß er

noch zu keiner Sammlung seiner in Journalen und Kalendern zerstreuten Geschichten gekommen ist. Die poetische Erzählung pflegt Ebert nach seiner nicht vollkommen gegliederten Excursion auf das dramatische Gebiet wieder mit Vorliebe und der Name des Lustspieldichters Julius Rosen ist auf allen Theaterzetteln Deutschlands zu lesen. Eine Mischung von Kozebue und Benedix hat Rosen durch das gelungene Lustspiel „Die Kompromittirten“ seinen Ruf begründet und selbst die minder gelungene Mache und der schwächere Erfolg seiner späteren Stücke lassen nicht alle Hoffnung schwinden, daß das deutsche Lustspiel von dem Deutschböhmen Rosen noch etwas Tüchtiges zu erwarten hat.

Zweck dieser Rubrik soll es nun sein, die schönwissenschaftlichen Erzeugnisse der Deutschböhmen mit kurzen Schlagworten anzuzeigen und die Deutschen in Böhmen auf diese Art über die Bestrebungen ihrer Belletristen zu orientiren.

Wir notiren für diesmal folgende Werke neueren Datums:

Die letzten Tage eines Königs. Historische Novelle von Moriz Hartmann. Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Einbändig.

Dieser kleine, zuerst in Hallbergers vielgelesener illustrirter Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ erschienene Roman schildert in anregender Weise die Flucht Joachim Murats aus Frankreich und seine Bestrebungen in Korsika aus den versprengten Bonapartisten einen Anhang zu bilden, den auch specifisch korsikanische Elemente verstärken helfen. Das Ende Murats bietet dem Romancier einen so dankbaren Stoff, daß wir uns durchaus nicht wundern, dasselbe Thema gleichzeitig von einem zweiten Romanschriftsteller — Bernd von Gujel — in Angriff genommen zu sehen.

Nach der Natur. Novellen von Moriz Hartmann. Verlag von Ebner in Stuttgart. Drei Bände.

Dreizehn hübsche Geschichten in der bekannten ansprechenden Manier Hartmanns, dessen Stärke solche kleine Geschichten bilden, in welchen sich die bunten Anschauungen seines bewegten Lebens spiegeln.

Schnobeles. Roman von Julius Gündling. Verlag von Fr. M. Grunow in Leipzig. Zweite Auflage. Volksausgabe in einem Bande.

Der Roman schildert prager Leben und

prager Gestalten. Er führt den Leser in die Untersuchungsgefängnisse des prager Criminalgebäudes und aus der Stille dieser Zellen wieder in das buntschillernde Straßen- und Volksleben der Prager Judenstadt, in welcher wir in dem hundertjährigen Leihbibliothekar, in Esther Effeles, in der reizenden Sara Raifur, in dem Journalisten Löw Zucker, in dem Banquier Raifur und dem schlauen David Knorpeles eine Reihe drastischer Figuren kennen lernen, welche insgesammt dem Leben entnommen sind. Schnobeles selbst arbeitet sich vom armen Juristen zum reichen Advokaten empor, wird als solcher von der Zeitkrankheit, der Großmannsucht befallen, und geht an derselben zu Grunde. Er, der gern alle Verhältnisse dominirt, im Gemeinderathe, im Theatercomité, im Verwaltungsrathe der Gasanstalt und der projektirten Eisenbahn die erste Rolle gespielt hätte, vernachlässigt über seinen zahllosen Geschäften seine Frau und sieht sich eines Tages von ihr verlassen. Der Proceß, den er um der entlaufenen Frau willen mit seinem Schwiegervater Raifur führt, bringt ihn um sein Vermögen. Der Matabor Schnobeles, der sogar seinen an das Ghetto mahnenden Namen verachtete und sich Schneeball nannte, wird wieder der „Kleine Schnobeles,“ um den sich Niemand kümmert. Aber seine Armuth rührt das Herz seiner Frau und sie kehrt zu ihm zurück. Durch das Buch zieht sich ein rother Faden, die geheimnißvolle Geschichte der schönen Reiterin Olympia Anselmini und die Scene, wo der Bajazzo Hannibal am Sterbebette der Reiterin steht, die ihm, dem früher von ihr Verachteten, die Worte zuhaucht: „Hannibal, wenn ich noch einmal gesundete, wie lieb solltest Du mir sein,“ dürfte mancher Leserin die Thränen in die Augen gelockt haben.

Witiko. Roman von Adalbert Stifter. Der auf drei Bände berechnete Roman liegt uns erst mit dem ersten Bande vor und wir müssen uns daher hier vorläufig begnügen, ihn anzuzeigen. Ein jedes Werk des genialen Verfassers der „bunten Steine“ ist immer geeignet, das Interesse in hohem Grade anzuregen. Wir denken unwillkürlich an den hohen Genuß, den uns einmal Stifters „Hochwald“ oder „Hagestolz“ gewährt hat. Doppelt werthvoll wird Einem der wirkliche Hochwald, wenn man ihn mit dem Stifter'schen „Hochwald“ in der Hand durchstreift, und so oft der Schreiber dieser Zeilen die melancholische Spielmannsau

im Allgäu oder die hohen Forste, die von Kreuth zum Achensee hinabführen, durchstreift hat, ist ihm die meisterhafte Naturschilderung in Stifters „Hochwald“ ins Gedächtniß zurückgerufen worden. Und sollte es dem Schreiber dieser Zeilen noch einmal vergönnt sein, in schönen Herbsttagen den Bregenzwald oder die urwaldähnlichen Strecken des Böhmerwaldes zu durchstreifen, so wird Stifters „Hochwald“ sicher das einzige Handbuch sein, das er auf diesen Wanderungen mitnehmen wird.

Auch von Stifters Abdias ist so eben eine zweite, schön ausgestattete Auflage bei Frenast in Pest erschienen.

Schwarzgelb. Roman von Alfred Meißner. Verlag von Otto Janke. Zweite Auflage. Volksausgabe in einem Bande.

Mit diesem hochinteressanten Roman, welcher die Reaction in Oesterreich schildert, wie sie in den Jahren 1850 bis 1860 sich ausprägte, hat die Verlags-handlung ein Experiment der Verwohlfeilung vorgenommen, welches beinahe über die Grenzen des Möglichen geht. Den Roman selbst möchten wir am liebsten ein Seitenstück zu Louis Blancs berühmter Geschichte der zehn Jahre nennen. Wie Blanc in seiner Histoire de dix ans das Frankreich der Jahre 1830 bis 1840 in farbensaftiger, brillanter Weise schildert, so ist Meißner in Schwarzgelb zum getreuen Chroniker dessen geworden, was in Oesterreich in den zehn Jahren von 1850 bis 1860 vorging, in welchen tabula rasa mit allen Nationalitäten gemacht wurde und an Stelle des hinwegdekretirten historischen Oesterreich ein neues uniformes geschaffen werden sollte. Es ist das Oesterreich der Concordate, der Nationalanlehen, der Belagerungszustände, der unerschöpflichen Hilfsquellen, der bureaukratischen Vergewaltigung, welches Meißner in lebendigen Farben schildert. Repräsentanten aller Stände treten da auf, den Cavalieren Thieboldseck und Kronberg sekundirt der Vertreter des Polizeistaates Rad. Aus dem Stillleben eines kleinen böhmischen Fleckens heraus entwickelt sich die allmählig wie ein Strom anschwellende Handlung, die wir mit ihren vielen feinen Verschlingungen hier auch nicht einmal annäherungsweise zu skizziren im Stande sind. Wir sehen den demokratischen Schriftsteller Schmey eine Schwenkung nach rechts hin machen und die Tochter eines vermögenden Glaubensgenossen heiraten. Mit dem Gelde der Frau bringt Schmey das radikale Blatt an sich und

macht es über Anregung Thieboldsegs zu einem Regierungsorgan. Aber während der Graf Thieboldseg Propaganda macht für die feudalen Anschauungen, verliebt sich seine Tochter Cornelia in den Insurgenten Bruno Haldenried, verbirgt ihn, als ihn der Bezirkshauptmann Rack aufgestöbert hat, im väterlichen Schlosse und geht an der Liebe zu dem Freiheitsmanne zu Grunde. Die Art, wie das Leben des nobilitirten Ehepaars Schmey geschildert ist, die spannende Behandlung des düstern Geheimnisses, das sich um Haldenried zusammenzieht und ihn in den Verdacht eines Mordes bringt, das Nebeneinander so interessanter Gestalten, wie es die Negroni, Schepkes, Stropps, Dubsky's u. s. w. sind, geben eine Fülle der anregendsten Situationen.

Lemberger und Sohn. Roman von Alfred Meißner. Verlag von Otto Janke.

In ungleich engerem Rahmen bewegt sich diese kleine Geschichte, welche das prager Lederhausgäßchen zum Schauplatz hat. Fünf, sechs Personen, unter welchen der Rauchfanglehrer und der athletische Fleischhauer am drastischsten gezeichnet sind, führen vor unseren Augen eine kleine Aktion auf, die manche hübsche Pointen aufzuweisen hat. Die Scenen, in welchen sich der junge Jude des Fleischhauers gegen den von ihm so sehr gefürchteten Rauchfanglehrer zu versichern sucht, gehören zu den drolligsten des Buches. Weniger ansprechend scheint uns die Geschichte mit der Kartenschlägerin, welche das Dienstmädchen zu Rathe zieht. Hier bleibt das eigentlich Räthselhafte auch ohne Aufklärung. Dagegen kommt der Gegensatz zwischen dem Altjudenthum und dem jüdischen Epigonthum in Vater und Sohn zu schlagender Anschauung.

Eine Magyarenfrau. Poetische Erzählung von Carl Egon Ebert. Verlag von Czernak in Wien.

Das kleine, hübsch geschriebene und hübsch ausgestattete Büchlein feiert eine schöne Frau — die Heldin von Muráni — und ist auch einer schönen Frau, der Fürstin Leonie von Fürstenberg gewidmet. Das Gedicht wird den Freunden der Ebert'schen Muse um so willkommener erscheinen, als Ebert an dem nonum prematur in annum festhält und selten mit einem neuen Werke hervortritt.

Die todte Hand. Roman von Lucian Herbert. Mit Anlehnung an das nationale, kirchliche und sociale Leben De-

sterreichs. Vier Bände. Verlag von Fr. W. Grunow in Leipzig.

Der Roman behandelt zum erstenmal in dieser Form den Conflict zwischen Deutsch und Cechisch. Von Ostende, wo Jaquetta Bultink, die Tochter des alten Austerparkwächters Zacharias Bultink, den Jockey Dick Hawerton gegen den Willen ihres Vaters, den der Verkehr mit seinen Mollusken zum schweigsamsten aller Menschen gemacht hat, heiratet, verpflanzt sich die Handlung nach Wiesbaden. Dick bricht bei den Pferderennen den Hals und sein Herr, der Graf von Slynen, verliebt sich in die schöne und junge Witwe und das Glück kommt ihm dabei in so wunderbarer Weise zu Hilfe, daß sich ihm Jaquetta freiwillig zu eigen gibt, um von ihm das Leben eines jungen Cavaliers zu erkaufen, der im amerikanischen Duell mit ihm die schwarze Kugel gezogen hat. Die einem edlen Motiv entsprungene Schuld läßt Jaquetta nicht ruhen. Während Slynen nach Böhmen übersiedelt, wo er eine Herrschaft gekauft hat, geht auch Jaquetta als barmherzige Schwester nach Böhmen. Ihres Vaters Bruder ist vor vierzig Jahren mit einer Million Francs, die er für den Orden, dem er angehörte, aus einer Verlassenschaft in Brüssel zu erheben hatte, nach Amerika verschwunden. Die Art, wie er drüben von einem Manne, der ihm auffallend ähnlich sieht, um das gestohlene Geld gebracht wird, verschlingt sich mit der Schilderung, wie derjenige, der ihn um das Resultat des an der todten Hand begangenen Raubes gebracht hat, sich nach vielen Irrfahrten in Böhmen ansiedelt und von dem Austerparkwächter Bultink eine zeitlang für seinen Bruder gehalten wird, zu einem Quoten, der in spannender Weise sich immer mehr schürzt. Auch der Mönch Bultink ist wieder nach Europa zurückgekehrt und die Figuren des Romans eröffnen nun eine Art Schachspiel gegeneinander, in welchem einen andern matt zu legen sucht. Eine aus der Feder des bekannten Kritikers Baron Stift herrührende ausführliche Besprechung der „todten Hand“ in der Neuen Freien Presse stellt die zwei Abtheilungen des Romans: „Im Kloster“ und „Der Missionär“ am höchsten und vindicirt den Figuren des Romans, dem Jockey, dem alten Bultink, dem Leuchthurmwächter, dem Gendarm, dem Mönch und nachmaligen Croupier Bultink, dem Guardian Pater Richard, den beiden verwahrlosten Mönchen Florian und Amand, dem Judenthutor Pinkas, dem Lebe-

mann Snyken, dem Amerikaner, den Frauenge-
stalten Jaquetta, Emerenz und Aurelie Van-
dertrop, dem Journalisten Schlemm, dem Pho-
tographen Zünglein eine seltene Originalität.

Bibliographie.

b) Schriften deutschböhmischer Schriftstel- ler, welche auswärts erschienen sind:

- Cyklarz Dr. Karl.** a. o. Prof. a. d. Pra-
ger Universität. Das Veräußerungsverbot
des Fundus dotalis. (Erschienen in der Sie-
gener Zeitschrift für Civilrecht und Proceß.
Neue Folge. B. 22. S. Sießen 1865.)
- Ebert Carl Egon.** Eine Magyarenfrau. Poe-
tische Erzählung. Wien, Czermak. 16. carton.
- Grohmann, Dr. Jos. Virgil.** Medicinisches
aus dem Atharva-Veda mit besonderem Be-
zug auf den Takman. (Erschienen in „Webers
Indischen Studien“. 9. B. Leipzig, Brock-
haus 1865.)
- Gruber, Dr. Wenzel,** Prof. der prakt. Anato-
mie an der med. chir. Akad. in St. Peters-
burg Ueber die tiefe Lage der Niere. (In
der „Zeitschr. der k. k. Gesellsch. der Aerzte.“
Wien 1865.)
- Hartmann Moriz.** Nach der Natur Novellen.
2 Bände. Stuttgart. Ebner 8°. geh.
- Hartmann M.** Die letzten Tage eines Königs.
Hist. Novelle. Stuttgart. Hallberger. 8°. geh.
- Herbert Lucian.** Die todte Hand. Roman
mit Anlehnung an das nationale, kirchliche
und sociale Leben Oesterreichs 1.—3. Band.
Leipzig. Grunov.
- Herbert E. Viktor Emanuel,** Roman und
Geschichte. 4. B. Leipzig, Grunov. 8°. geh.
- Herbert E.,** Zwischen Leben und Sterben.
Geschichten und Skizzen. Leipzig, Grunov. 8°.
- Kustfandl, Wenzel.** Abhandlungen aus dem
österr. Staatsrecht über das kaiserl. Manifest
und Patent vom 20. Sept. 1865 über die
beiden Adressen von 1861 und über die Un-
bedingtheit, Einheitlichkeit und Realität der
pragmatischen Sanktion mit Anschluß ihrer
Dokumente. Wien 1866. Braumüller in Com-
mission. 8°.
- Meißner A.,** Schwarzgelb. Roman aus Öster-
reichs neuester Geschichte. Volksausgabe. Ver-
lin. Janke. hoch 4°. geh.
- Ragel, Dr. Leo.** Rechtsconcipient in Prag;
Beiträge zur Lehre der Grunddienstbarkeiten
nach österr. Rechte. (Ersch. in dem neuesten
Hefte der Haimerl'schen Vierteljahrschrift.)

c) Werke über Böhmen.

- Archiv für österr. Geschichte.** Herausgegeben
von der zur Pflege vaterländischer Geschichte
aufgestellten Commission der k. Akademie der
Wissenschaften. 34. B. 1. u. 2. Hälfte. Wien.
Gerold Sohn in Comm. gr. 8°. geh.
- Dudik Dr. B.** Mährens allgemeine Geschichte.
Im Auftrage des mähr. Landesausschusses
dargestellt. 4. B. Von 1173 bis 1197. Mit
2 Beilagen und zwei von H. Jireček ent-
worfenen Landkarten. Brünn. A. Nitsch in
Comm. gr. 8°. geh.
- Dudik Dr. B. Waldsteins Correspondenz.** Wien.
Gerolds Sohn in Comm. Lex. 8°.
- Grünhagen Dr. C.** Die Correspondenz der
Stadt Breslau mit Karl d. IV. in den Jah-
ren 1347—1355. Wien. Gerolds Sohn in
Comm. gr. 8°. geh.
- Koch, A.** Geschichte des deutschen Reiches unter
der Regierung Ferdinand des III. Nach
handschr. Quellen. Mit Unterstützung der
kais. Akad. d. Wissensch. 2 Bände. Wien.
Gerolds Sohn in Comm. 8. geh. 4 fl. 50 kr.
- Straßenkarte von Böhmen** in Kupfer ge-
stochen, enthaltend das Fluß- und Straßen-
netz, alle Ortschaften, Waldungen im Maße
der der Wiener Zoll zu 4000 Wiener Klafter
oder 1:288000 der Natur. Wien, k. k. milit.
geograph. Institut, in 4 Folioblättern
- Tourtual F.** Böhmens Antheil an dem Käm-
pfen K. Friedrichs I. in Italien. 1. Theil.
Der Mailänder Krieg 1158, 1159. Göttingen.
gr. 8°. geh.
- Weech Fr.** Correspondenzen und Aktenstücke zur
Geschichte der Ministerconferenzen von Karls-
bad und Wien in den J. 1819, 20 und 34.
Leipzig. Vogel gr. 8°. geh.
- Wurzbach Dr. Const. v.** Biographisches Lexi-
con des Kaiserthums Oesterreich, enthaltend
die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen,
welche seit 1750 in den österr. Kronländern
geboren wurden oder darin gelebt und ge-
wirkt haben. 14. Theil. Mit 9 genealog.
Tafeln. Mit Unterstützung des Autors durch
die k. Akad. d. Wiss. Wien, k. k. Hof- und
Staatsdruckerei. gr. 8°. geh.

Anfrage.

Da ich mich gegenwärtig mit einer Geschichte
der nordböhmischen Glasindustrie beschäftige, so
richte ich an jene Mitglieder des histor. Vereins,
welche etwa darauf bezügliche Dokumente oder
Chroniken besitzen, die fr. Bitte, mir selbe zur
Benützung überlassen oder mir Mittheilungen
darüber machen zu wollen

Morchenstern i. B. den 5. Dez. 1865.

Paul Weiskopf.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. J. Virg. Grohmann.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins
für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag.

Am 15. März 1866.

19.

Springer und die tschechische Bewegung.

(Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden 1809. Von A. Springer. 2. Theil. Leipzig
Hirzel. 1865. 774 S. 8°.)

III.

(Schluß.)

Die Forderungen, welche die Tschechen im Jahre 1848 aufstellen, klingen uns überaus kühn und abenteuerlich, und doch bilden dieselben auch heute noch das A-B-C des tschechischen Staatsrechtes. Nur waren die Tschechen i. J. 1848 im ersten Rausche des Sieges so unvorsichtig, das Kind mit dem Bade auszuschütten und ihre Pläne auf einmal auszukramen, während sie heute, durch die Erfahrungen des letzten Decenniums vorsichtig gemacht, Schritt für Schritt vorgehen, wie die Schachspieler jeden Zug im voraus berechnen, um dieselben Ziele, wenn auch langsamer so desto sicherer zu erreichen.

Am deutlichsten offenbart sich diese Politik in den Verhandlungen über die Gleichberechtigung der beiden Landessprachen. Im J. 1848 war dies eine der ersten Forderungen, welche die Tschechen aufstellten; aber man forderte kühn, daß kein Deutscher ohne Kenntniß der böhmischen Sprache zu irgend einem Amte im ganzen Lande zugelassen werden solle. Ganz anders geht man heute zu Werke. Man erobert sich zunächst die Volks- und Mittelschule, und erst, nachdem der Sprachenzwang in den Mittelschulen durchgesetzt ist, fordert man die Universität und gelangt endlich durch den Antrag des Abgeordneten Škarda auf Gleichberechtigung der beiden Landessprachen in Ämtern zu demselben Punkte, den man im J. 1848 durch einen kühnen Sprung zu erreichen versucht hatte. Weil die Ungarn sich ein eigenes Ministerium erobert hatten, so wollten auch die Tschechen i. J. 1848 nichts mehr von dem Wiener Cabinet wissen und verlangten in der 2. Petition, welche Fasser und Trojan nach Wien überbrachten, nun ebenfalls ein verantwortliches Ministerium für die zur Krone Böhmens gehörigen Länder. In dem Entwurfe einer böhmischen Verfassung, welche Ende Mai publicirt wurde, waren die Ministerien des Innern, des Cultus und der Justiz aus dem Wiener Cabinet gestrichen und dasselbe auf die Ministerien des Äußern, des Krieges, der Finanzen und des Handels eingeschränkt. Dem böhmischen Vicekönige standen dagegen fünf verantwortliche Räte für die Administration, die Justiz, den Cultus, die Landesfinanzen und die öffentlichen Arbeiten zur Seite. Eine ähnliche Verfassung ist auch heute noch das Ideal der tschechischen Patrioten geblieben; allein man formulirt die Forderungen nicht mehr in trockenen Worten, man spricht bloß von den historischen Rechten der böhmischen Krone, man will eine föderalistische Verfassung Oesterreichs mit größtmöglicher Selbständigkeit der historischen Individualitäten. Wie die tschechischen Patrioten im Jahre 1849 das Föderativsystem verstanden, geht daraus hervor, daß Kieger im Reichsrathe zu Kremsier auch den deutschen Bundesstaat als Muster für die österreichische Verfassung aufstellte.

Um diese Pläne durchzuführen, griffen die Tschechen zu jedem Mittel, das sich ihnen darbot. Sie proklamirten sich heute als Regierungspartei und boten dem flüchtigen Kaiser ihre Dienste an, „wenn der Kaiser den böhmischen Landtag persönlich eröffne und die administrative Selbstständigkeit des Königreiches anerkenne.“ Sie stellten sich morgen dem Adel zur Verfügung, wenn sie hofften, daß dieser ihre Pläne zu unterstützen geneigt sei. Palach hatte es stets als bitteren Mangel empfunden, daß an der Spitze der böhmischen Nation kein nationaler Adel stehe,

der wie der ungarische für die Forderungen des Landes kämpfte. Sein ganzes Trachten ging daher dahin, diese Lücke auszufüllen. Daraus erklärt sich die demüthige Haltung der Cechen vor den adeligen Größen des Landes, die an Servilität streifte. Ein freundlicher Blick, ein Händedruck oder gar ein gnädiges Wort in böhmischer Sprache war augenblicklich im Stande, dem Adel die guten Dienste der Cechen zu sichern, und sie den feudalen Plänen der hohen Herren gefällig zu machen. So offenbarte sich schon damals jenes wahlverwandtschaftliche Verhältniß zwischen den Cechen und dem Adel, das in unseren Tagen dem Volke schon so viele zahlreiche Opfer gekostet hat. Eines suchte das andere zu benützen und auszubeuten. Die Cechen hofften mit Hilfe des Adels nicht nur ihre föderalistischen Pläne zu fördern, sie erwarteten namentlich in Sprachenfragen, die ihnen zunächst aus Herz gewachsen waren, die Unterstützung des Adels bei Unterdrückung des deutschen Elementes; der Adel dagegen speculirte auf die Dienste der Cechen, um seine früheren ständischen Vorrechte zurückzuerobern. Es war ein Compagniegeschäft, das zunächst auf Kosten der Freiheit und des deutschen Elementes in Böhmen errichtet wurde.

Der Haß gegen das Deutschthum blieb denn auch die eigentliche Triebfeder der czechischen Politik während der ganzen Revolutionsperiode. Nichts schlimmeres konnte ihnen geschehen, als daß Böhmen als deutsches Bundesland aufgefordert wurde, in das Frankfurter Parlament zu wählen. Palachy feierte damals seine glorreichsten Tage. „Wahrlich, rief er aus, existirte der österreichische Kaiserstaat nicht schon längst, man müßte im Interesse Europas, im Interesse der Humanität sich beeilen, ihn zu schaffen.“ Die Besorgniß vor Frankfurt verwandelte die Cechen augenblicklich in die loyalsten Österreicher. Die slavischen Farben verschwanden und schwarzgelbe Fahnen vertraten ihre Stelle. Das war das beste Mittel, die Deutschen, welche am zähesten an der österreichischen Idee festgehalten hatten, einzuschüchtern, und wo dies nicht half, mußten Drohungen und Demonstrationen angewendet werden. Die Deutschen in Prag befanden sich damals in einer außerordentlich kläglichen Stellung. Sie vertraten den österreichischen Gedanken, den die Wiener Regierung selbst verlassen hatte, und fanden doch nicht den Muth, für einen innigeren Anschluß Österreichs an Deutschland einzustehen, sie verloren daher jeden Halt und jede Bedeutung. Die deutschen Farben wurden verboten, während die slavische Tricolore unangefochten in allen Gassen flaggte. „Slavische Studenten störten in roher Weise die Sitzung, welche im deutschen Vereine der Frankfurter Parlamentswahlen wegen abgehalten wurde, und drohten die Versammlung zu sprengen, bis einzelne Cechenführer die Rednerbühne bestiegen, die Ruhe herstellten und den Deutschen mit höhnischem Wohlwollen die Berathungen fortzusetzen erlaubten.“ Nur in den deutschen Gränzbezirken fühlten sich die Deutschen stark genug, dem Treiben des czechischen Nationalvereins entgegenzutreten und die Wahlen in das Frankfurter Parlament zu vollziehen. In Prag fanden sich am 23. Mai zur Freude der Cechen nur 3 Wähler auf dem Rathhause ein, es gab also, wie die Cechen triumphirend versicherten, nur drei Deutsche in der alten Königsstadt.

Wir können in dieser Beziehung unsern deutschen Lesern die Lektüre des Springerischen Buches nicht genugsam empfehlen.

Manche irrige Ansicht wird in dieser Lektüre ihre Correctur finden. Man schmeichelt sich in der Regel, die czechische Bewegung sei bedeutungslos. Sie ist es auch, sofern man bloß ihren Einfluß auf die Geschichte der gesammten Monarchie im Auge hat; allein für die deutsche Nationalität in Böhmen birgt die czechische Bewegung die allergrößten Gefahren. Ihr Ziel ist, die gesunkene Größe der czechischen Nation wieder aufzurichten. Daher bemächtigt man sich der Schulen, daher arbeiten Lehrer und Geistliche, die Jugend, der die Zukunft angehört, zur czechischen Nationalität herüberzuziehen, daher strebt man nach der Zerstückelung der deutschen Nationalität in Österreich, um dieselbe in Böhmen desto leichter majorisiren zu können. Die Führer sind begeistert für ihren Beruf, und eine wohldisciplinirte Partei gehorcht jedem ihrer Worte. Auf ihren Wink verfaßt sie Vertrauens- oder Mißtrauensadressen, auf ihren Wink ist sie selbst zu den größten materiellen Opfern bereit, wenn es gilt die Kraft und die Größe der czechischen Nation zu verkünden. Sie kennt kein anderes Urtheil, als das ihrer nationalen Zeitschriften, sie folgt mit glühendem Interesse den Verhandlungen des Landtags, jede nationale Frage wird populär und dringt, verstanden und nicht verstanden, bis in die untersten Classen der Gesellschaft. Dem gegenüber dürfen die Lehren, welche die Deutschen i. J. 1848 empfangen haben, nicht verloren gehn. Sie müssen gleichfalls Farbe bekennen, ein regeres politisches Leben muß sich auch

unter ihnen entfalten. Sie müssen sich fest um ihre Führer schaa ren zu einer geschlossenen politischen Partei, die allerdings kein anderes Programm auf ihr Banner schreiben wird, als die Einheit Österreichs und die freiheitliche Entwicklung unserer Verfassung. Nur möge die deutsche Partei in Böhmen nie vergessen, daß ihr Einfluß am größten, ihre Kraft am bedeutendsten ist, wenn sie von den Sympathien der großen deutschen Mutter nation getragen wird.

Philosophie.

Es ist eine eigenthümliche aber bisher wenig beachtete Erscheinung, daß die philosophische Literatur Oesterreichs größtentheils, ja man dürfte fast sagen ausschließlich, von Deutschböhmen getragen oder gefördert wurde. Die deutschen Denker in Böhmen haben jederzeit den lebhaftesten Antheil an der großartigen Entwicklung der deutschen Philosophie genommen und die Geschichte dieser Wissenschaft wird nicht wenige Namen derselben dankbar zu verzeichnen haben. Der populäre Dualismus der nachjalobischen Richtung findet in Lichtenfels seine Vertretung; der creatürliche Dualismus in dem berühmten Theologen Günther, welchem Löwe und in jüngster Zeit Wilhelm Kaulich (Geschichte der scholast. Philosophie) sich anschließen. Die Herbart'sche Richtung repräsentiren: Exner (allerdings in Wien geboren, aber durch ein Decennium als Professor in Prag thätig), Suttner, Zimmermann (gegenwärtig Prof. an der k. k. Universität in Wien), Volkman n (Prof. an der k. k. Universität in Prag), Nahlowsky, Veier (Prof. des Strafrechtes in Innsbruck), Lindner und Orbal. Sporadische Anklänge an Hegel finden sich bei Springer, Biedermann (in Bodenbach) und Jos. Bayer. Eine ganz eigenthümliche Richtung verfolgte Bolzano, der vielverehrte Lehrer in Prag, dessen Andenken in den Herzen seiner Schüler heute noch lebendig ist. In jüngster Zeit hat sich auch Dr. F. Hölzel, Professor in Böhm.-Leipa, durch seine schätzbare Arbeit: „Der Umfang des Begriffes neben dem Inhalte desselben“ (Gymnasialprogramm) den deutschböhmi schen Arbeitern auf dem Gebiete der philosophischen Literatur zugesellt. Wir lassen hier aus der Feder eines sehr verehrten Mitarbeiters das Referat über zwei philosophische Werke folgen, welche in letzter Zeit von Deutschböhmen ausgegangen sind.

Dr. Joseph Nahlowsky, o. ö. Prof. an der Univ. zu Prag. Die ethischen Ideen als die waltenden Mächte im

Einzel- wie im Staatsleben nach ihren verschiedenen Beziehungen beleuchtet. Leipzig. 1865. (98 S.)

Der sehr geehrte Hr. Verf., manchen Lesern dieses Blattes vielleicht auch aus den Vierzigerjahren durch seine tiefgefühlten lyrischen Spenden in erfreulicher Erinnerung, hat, wie er sich bei einer früheren Gelegenheit aussprach, sich zur Aufgabe gestellt: in dem reichen Schatze der Philosophie Herbarts einzelne Seitenstollen zu befahren und die Ausbeute zum Frommen jenes Publikums zu Tage zu fördern, dem das eigene Befahren des Schachtes bedenklich erscheint. Aus diesem Bestreben ging sein im Jahre 1862 erschienenenes „Gefühlsleben“ hervor, über das sich die Fachkritik höchst anerkennend ausgesprochen hat, die „Grundzüge zur Lehre von der Gesellschaft“ folgten 1865 nach, und so eben liegt uns im innigen Anschlusse an letztere Monographie, das angezeigte Schriftchen vor, das in gemeinschaftlicher, anspruchsloser Weise eine Reihe der wichtigsten ethischen Fragen der Beantwortung vom Standpunkte der Herbart'schen Ideenlehre aus entgegenführt. Die Vorrede entrollt ein etwas düster gehaltenes Bild unserer socialen Verhältnisse, dem Rec. leider um so weniger zu widersprechen vermag, als es der Hr. Verf. im Verlaufe seiner Erörterungen an der Anerkennung der Lichtseiten nicht fehlen läßt (vergl. z. B. S. 37). Den Reigen der „fundamentalen Fragen“ eröffnet die Besprechung der Lebensziele des Individuums: eine klare, sehr gut geschriebene Abhandlung, die dem Hrn. Verf. so recht Gelegenheit bietet, die tiefangelegten Eigenthümlichkeiten seines eigenen innersten Wesens zur vollen Geltung zu bringen und einen seltenen Reichthum an fein gefühlten und klar gedachten Bemerkungen enthält, wie z. B. die Parallele zwischen indischer und hellenischer Weltanschauung (S. 7), die treffliche Charakteristik der deutschen Mystiker: Eckhart, Tauler und Suso (S. 9 und ff.) u. s. w. Seiner Natur nach etwas abstrakter gehalten erscheint der zweite Abschnitt, dasselbe Thema bezüglich der Gesellschaft aufnehmend, der indeß dem Leserkreise

dieses Blattes sich dadurch besonders empfehlen dürfte, daß er den Standpunkt richtig bezeichnet, von dem aus so mancher tief greifende Conflict unseres politischen und nationalen Lebens seine Lösung zu erwarten haben wird. Das zweite Buch führt uns in zwangloser Folge eine Reihe der wichtigsten Analysen der Tugend-, Pflichten- und Güterlehre vor. Die Pflicht der Pietät gegen die Kunstdenkmale der Vergangenheit, der ethische Werth der Arbeitsamkeit und Sparsamkeit eine Charakteristik einzelner Laster, die wahre Bedeutung der Ehre und Freundschaft, die Pflicht der Sorge für Aufklärung, der Prüfung des Berufes, der Verwerflichkeit der Lüge, des Selbstmordes, des Duells (letzteres in Anlehnung an des Verf. Monographie: Das Duell. Leipzig 1864), die eingehende Analyse der Familienverhältnisse, um den schönen Ausdruck gruppirt: „Die Familie ist die Baustütze, darin die Steine zum Baue der Zukunft behauen werden“ (S. 87) — bilden den reichen Inhalt, dessen große Mannigfaltigkeit uns für die bisweilen etwas vortretende, bei der eingeschlagenen Behandlungsweise freilich unvermeidliche schablonenartige Darstellung vollkommen entschädigt und das Schlußwort des Verf., daß die Herbart'sche Ethik noch lange nicht die ihr gebührende Anwendung auf andere Wissenschaften gefunden hat, leider nur als allzu gerechtfertigt erscheinen läßt. Rec. würde es sich zum Verdienste anrechnen, wenn es ihm durch diese kurze Anzeige gelungen wäre, zur Verbreitung des recht anempfehlenswerthen Büchleins in den weiten Kreisen, für die es bestimmt ist, beigetragen zu haben.

W. V.

Dr. Mathias Orbal, Lehrer am k. k. Gymn. zu Linz. **Lehrbuch der propädeutischen Logik**, zum Gebrauche für den Gymnasialunterricht und zum Selbststudium durch Beispiele, Aufgaben und Figuren leichtfaßlich dargestellt. Wien. 1865. 174 S.

Der Hr. Verf. auf dem Wege neunjähriger Erfahrungen mit den Bedürfnissen der Schule wohlbekannt, hat es sich in dem vorliegenden Lehrbuche zur Aufgabe gestellt, die logischen Lehren nicht nackt hinzustellen, sondern sie möglichst tief zu begründen und mit zahlreichen Beispielen zur Übung und Prüfung zu versehen, und wir müssen ihm zugestehen, in der einen wie der anderen Beziehung Ersprießliches ge-

leistet zu haben. Sind auch die einleitenden allgemeinen Bestimmungen — vielleicht gerade in Folge des Strebens die tiefere Begründung mit leichter Faßlichkeit zu verbinden — nicht ganz frei von manchen bedenklichen Schwankungen und hätte auch manche Partie durch eine zweckmäßigere Anordnung wesentlich gewonnen, so läßt sich doch die erfolgreiche Bemühung, die Leistungen der neueren Literatur der Logik mit der propädeutischen Bedeutung der letzteren für die Mittelschule in Einklang zu bringen, nicht verkennen, ja einzelne Abschnitte, wie die Syllogistik und die Methodenlehre überschreiten das Maß des gewöhnlich Gebotenen in glücklicher Weise. Als Hilfsmittel dienten dem Hrn. Verf. die betreffenden Lehrbücher von Drobisch, Zimmermann und Ueberweg, über deren wissenschaftlichen Werth die Akten theilweise längst geschlossen sind. Die reiche Sammlung freilich überwiegend noch immer unhistorischer Beispiele dürfte dem Buche in manchem Kreise zur besonderen Anempfehlung dienen. Eine eingehendere Besprechung des Buches, das übrigens bereits in der Zeitschrift für exakte Philos. Bd. VI. Heft 1 eine anerkennende Erwähnung gefunden hat, behält sich Unterzeichneter für eines der nächsten Hefte der österr. Gymnas. Zeitschrift vor, und es sei nur noch schließlich erwähnt, daß der H. Verf. dem Vernehmen nach beabsichtigt, seiner propädeutischen Logik demnächst ihr psychologisches Gegenstück nachfolgen zu lassen.

W. V.

G e s c h i c h t e.

Florenz Tourtual. Böhmens Antheil an den Kämpfen Kaiser Friedrich I. in Italien. 1. Theil. Der Mailänderkrieg 1158—1159. Göttingen 1865.

Herzog Wladislaw II. von Böhmen erhielt bekanntlich vom deutschen Kaiser Friedrich Barbarossa am 11. Januar 1158 die königliche Krone gegen das Versprechen, ihn auf dem Zuge wider die trotzige Stadt Mailand zu unterstützen. Wladislaw kämpfte im Jahre 1158 persönlich mit einem böhmischen Heere in Italien und gewann durch seine Klugheit und Tapferkeit die Herzen der Freunde nicht nur, sondern auch der Mailänder, die ihn wiederholt zu ihrem Fürsprecher bei dem Kaiser wählten. Nach seinem Abzuge hinterließ er in Italien auf Bitten des Kaisers den Prager Bischof Daniel, einen ausgezeichneten Diploma-

ten und in dieser Eigenschaft dem Kaiser fast unentbehrlich, sowie seinen Kapellan, den Prager Domherrn Vincenz. Letzterer überlieferte uns einen vortrefflichen, durch Glaubwürdigkeit und Ausführlichkeit ausgezeichneten Bericht über die betreffenden Kriege, welcher durch die nunmehr von Vertz edirten italienischen Quellen bestätigt oder auch erweitert worden ist.

Auf dieses und einiges handschriftliche Material gestützt, lieferte Tourtual unter den Auspicien des Prof. Waitz in Göttingen über die fraglichen Verhältnisse der Jahre 1158 und 1159 und des Anfangs von 1160 eine Abhandlung, die man auf den ersten Anblick als ächte Seminararbeit mit all ihren guten und bösen Eigenschaften erkennen muß. Eingehende Gründlichkeit und Gelehrsamkeit brachten Ordnung in die Chronologie und Klarheit über die allerkleinsten Einzelheiten, ohne daß im Ganzen und Großen die bisherigen Anschauungen und Darstellungen über die betreffenden Ereignisse wesentlich alterirt würden. Wie in allen derartigen Schriften bildet der gelehrte Apparat mit seinen erdrückenden Anmerkungen und Unteranmerkungen die Hauptsache. Ueberdies werden gewisse Punkte noch eingehend beleuchtet von 5. Excursen, von denen der erste (die Beweggründe der Erhebung Wladislaw II. zum König) und der vierte (die Böhmen in der Mailänder Sage) für uns ein specielleres Interesse haben und immerhin von Bearbeitern der böhmischen Geschichte berücksichtigt zu werden verdienen. — Möchte doch der Autor, dieses wünschen wir für die projectirte Fortsetzung des Werkes, Fleiß und Talent nicht bloß auf die vollkommen erschöpfende Bearbeitung des Stoffes verwenden, sondern auch den höheren Gesichtspunkten der Geschichte, sowie der äußern Form ein größeres Augenmerk schenken. **V. S.**

Grundlagen der alten Topographie Prag's.

Zusammengestellt von B. W. Tomek. I. Abtheilung. 1. Hälfte. — Prag. 1865. 4°. SS. 112.

Ein Werk des minutiösesten Fleißes! Aber eines Fleißes, welcher der Wissenschaft als dienstbarer Geist überaus willkommen sein muß. Die historische Topographie Prag's hat alle Ursache, sich bei Prof. Tomek für die Publikation zu bedanken: sie geht — wie schon die I. Abtheilung des Tomek'schen Werkes verbürgt — einen großen, ja ungeahnten Gewinn ent-

gegen. Tomek sammelt seit Jahren alles urkundliche Material, welches über die Wandlungen in den topographischen Verhältnissen Prag's von den ältesten Zeiten an bis gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts sichere Aufschlüsse oder doch Andeutungen zu liefern vermag. Die oben angezeichnete Abtheilung bringt nun alle auf die Altstadt zwischen 1348 — 1436 bezüglichen, topographisch wichtigen Auszüge aus den Prager Stadtbüchern. Die Anordnung der Auszüge folgt den Hausnummern, so daß wir bei den einzelnen Häusern ihre Lage, Schilder, Benennungen, Besitzer, Schicksale und Denkwürdigkeiten während des bezeichneten Zeitraumes mit einem Blicke durchlaufen können. Unter den 6 Stadtbüchern, die Tomek als Quellen benutzte, waren 3 für ihn besonders ergiebig, da sie unter dem Namen „libri judiciorum hannitorum“ alle Kaufs- und Verkaufscontracte über die altstädter Häuser enthalten. Nach diesen bot die reichste Ausbeute der „liber collectarum“, ein i. J. 1427 angelegtes Gemeindesteuerbuch, für Tomek's Zwecke besonders dadurch wichtig, daß es viererlei zum Behuf der Steuereinhebung aufgenommene Conscriptionen der Altstädter Häuser aus den Jahren 1429 und 1433 aufbewahrt hat. Die Conscription vom Jahre 1433 ist die vollständigste, da sie — was bei den andern nicht der Fall ist — auch die steuerfreien Gebäude angibt. Die dem natürlichen Zusammenhang der Gassen und Plätze entsprechende Aufzählung der Häuser gab dem Prof. Tomek ein Mittel an die Hand, die räumlichen Gestaltungen der damaligen Altstadt mit einer Sicherheit und Lebhaftigkeit, die fast den Eindruck der unmittelbaren Anschauung ersetzen, vor seinem Geistesauge zu reconstruiren. Er wird daher dem 2. Bande seiner „Geschichte Prag's“, der eben zum Druck vorbereitet wird, auch Pläne und Grundrisse der Altstadt, wie sie 1348 — 1446 ausgesehen hat, zur Verdeutlichung des Textes beilegen. Dies ist auch der Grund, warum er das vorliegende Werk gerade mit den das 14. und 15. Jahrhundert betreffenden urkundlichen Belegen eröffnet hat. Mit Interesse sehen wir sowohl dem Erscheinen des 2. Bandes seiner Geschichte Prag's als auch der Fortsetzung des vorliegenden Werkes entgegen.

A z r.

P o e s i e.

Ebert Karl Egon. Eine Magyarenfrau.
Poetische Erzählung. Wien 1865. Czernak.

Wir haben uns in der vorigen Nummer der „lit. Beilage“ auf eine kurze vorläufige Anzeige dieses Büchleins beschränkt, damit wir in zwischen Ruhe fänden, der neuesten Dichtung unseres berühmten Landsmanns eine eingehendere Besprechung zu widmen. Ebert ist der erste große Dichter, durch welchen die Deutschen in Böhmen in der classischen Literatur des deutschen Volkes vertreten sind, seine „Blaska“ wurde von Göthe mit unverholener Freude begrüßt und auch durch seine späteren Dichtungen hat sich Eberts Name in der deutschen Literatur einen Klang erworben, auf welchen seine Landsleute immerhin stolz sein dürfen. Daher wird es auch gerechtfertigt sein, wenn wir trotz des beschränkten Raumes, der in diesen Blättern der poetischen Literatur gewidmet ist, die Ebertische Muse mit größerer Aufmerksamkeit behandeln.

Die neueste Dichtung Eberts gehört demselben Gebiete an, auf welchem dieser Dichter seinen Ruhm begründete, der epischen Poesie. Die Fabel ist der ungarischen Geschichte entnommen, eine Episode aus dem Kriege Rákozy's gegen Ferdinand III. (1644). Vergebens belagert der kaiserliche Feldherr Wesselényi die Burg Murány, die von Irma Szeczy, der Witwe Stephan Bethlens vertheidigt wird. Wesselényi kommt endlich als sein eigener Parlamentär in die Burg, um wegen der Uebergabe zu verhandeln. Irma will von der Uebergabe nichts wissen und Wesselényi kehrt unverrichteter Sache in sein Lager zurück. Aber der Anblick der schönen, muthigen Witwe hat sein Herz getroffen, er schreibt einen Brief an Irma, worin er ihr seine Bewunderung, seine Liebe ausspricht und sie um eine geheime Unterredung bittet. Irma hat als Jungfrau den großen Wesselényi geliebt; von ihm unbeachtet hatte sie später dem Stephan Bethlen ihre Hand gereicht, dem Freunde Rákozy's. Stephan Bethlen war im Kampfe für Rákozy gefallen. Irma hatte sich hierauf mit Bethlens Leuten in die Burg Murány geworfen und sich bis zum gegenwärtigen Augenblicke glücklich vertheidigt.

Sie ist von dem Briefe Wesselényis tief ergriffen; war es eine Kriegslust, die Wesselényi gebrauchte, oder sollten die Träume ihrer Jugend in Erfüllung gehen? Um ihn zu prüfen, antwortete sie, Wesselényi solle in der Nacht

an einer Strickleiter, welche sie herablassen werde, die Burg an ihrer steilsten Stelle erklimmen. Wesselényi unternimmt das Wagestück. Allein als er oben anlangt, wird er von drei Männern erfaßt und vor Irma geführt, die ihn inmitten ihrer Mannen erwartet, und ihn auffordert, für Rákozy Partei zu nehmen oder wenigstens zu schwören, daß er nie wieder gegen ihn kämpfen wolle. Wesselényi, erstaunt, entriistet, will lieber sein Leben opfern, das nun ohnehin keinen Werth mehr für ihn habe. Schon zückt er den Dolch, um sich zu tödten, als Irma ihm in den Arm fällt, und von der Aufrichtigkeit seiner Liebe überzeugt, wird sie die Gattin des Helden. Dies ist der reiche Inhalt des Gedichtes; er rechtfertigt vollkommen die Bezeichnung, die in der Widmung Ebert selbst seinem Werke gegeben hat, indem er es schön „halb Heldenlied, halb Lied der Minne“ nannte. Die Gestalt Irma's ist wundervoll gezeichnet. Es ist für den Dichter jederzeit gefährlich, eine Amazone zu schildern, in Irma aber wird der kriegerische Heldenmuth durch echte Weiblichkeit gemildert. Die psychologischen Übergänge sind mit seltener Feinheit der weiblichen Natur abgelautet, die Handlung entwickelt sich durchaus wahr und natürlich. Von besonderer Schönheit sind die Schilderungen der Natur. Die Sprache ist rein und edel und selbst der sorgfältig gebaute Vers erinnert an die goldene Zeit unserer Literatur, wo unsere größten Dichter jahrelang an einem Werke feilten, ehe es in vollendeter Gestalt die Stätte ihres Schaffens verlassen durfte. Eberts „Magyarenfrau“ wird stets eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte der deutschen Literatur einnehmen.

* *

Bibliographie.

A. Neuigkeiten des böhm. Buchhandels.

Abendland, das. Centralorgan für alle zeitgemäßen Interessen des Judenthums. Verleger, Eigenthümer und Redacteur Dr. Ehrmann. 3. Jahrgang 1866. Jährlich 24 Nummern gr. 4 (à 1 Bogen).

Affenbaum, Franz A. Materialien zur Beurtheilung der Frage über die Grundzertheilung und Grundzusammenlegung. 8. Prag. Calve in Commission, geh.

Asl, Heinrich. Alphabetische Sammlung aller politischen und einschlägigen Polizei-, Justiz-, Militär-, Berg-, Finanz-, Unterrichts-, geist-

- sichen, Agricultur-, Handels-, Gewerbe-, Bau-, Communications-, Post-, Telegraphen-, Rechnungscontrol-, Theater-, Sanitäts-, Gemeinde- und Beamten-Gesetze des Kaiserthums Oesterreich für alle Kronländer mit Ausnahme der ungarischen und italienischen Provinzen. Zweite, bedeutend vermehrte und gänzlich umgearbeitete Auflage. 12. Lieferung. Lex. 8. Prag. Carl Bellmann. geh.
- Batka, Joh. B.** Monographie der Cassien-Gruppe Senna. Festabhandlung, gewidmet der Feier des hundertjährigen Jubiläums des Handlungshauses Wenzel Batka in Prag. Mit einer Karte und 5 Tafeln. gr. 4. Prag. Tempfky. geh.
- Bericht** über die in Prag stattgefundene Berathung in Betreff der Sammlung und Ausnützung der Düngstoffe. gr. 8. Prag. C. Reicheneder in Comm. geh.
- Bondy, Leop. B.**, die Lehre der doppelten Buchhaltung in 6 Briefen. Mit einem Anhange über das Nothwendige aus dem Wechselrechte und dem kaufmännischen Rechnen. Ausschließlich für Selbstunterricht bearbeitet. Imp. 4. Prag. Steinhauser in Comm. 1. Brief geh.
- Centralblatt** für die gesammte Landeskultur. Herausgegeben von der k. k. patriot.-ökonom. Gesellschaft im Königreiche Böhmen. Verantwortlicher Redacteur: Alois Vorrosch. 17. Jahrgang 1866. Jährlich 36 Nrn. gr. 4. à 1½ Bog. Prag. Calve in Comm.
- Curtius Dr. Georg.** Griechische Schulgrammatik. Siebente erweiterte Auflage. 8. Prag. F. Tempfky geh.
- Ebert, R. J.** Schlüssel zur Bildung der Futterationen nach Dr. Gronvens Fütterungsnormen und Nährstofftagen. Ein Leitfaden für vorstrebende Landwirthe, mit instructiver Einleitung und 30 Beispielen von Futterationen nebst 96 Berechnungs-Scalen, alphabetischem Index und einer Orientirungs-Tabelle anschaulich für den Gesamt-Überblick. 8. Prag. Carl Reicheneder. cart.
- Fleckles F.** Die Trichinen und die Trichinenkrankheit. kl. 8. Prag. C. Reicheneder. geh.
- Gauc, Wih.**, Kurze Land- und Bevölkerungsstatistik im Königreiche Böhmen unter gleichzeitiger Behandlung der in die Statistik einschlagenden Gegenstände über Urproduction, Industrie, Nationalität und Religion. Mit statistischen Tabellen. Nach den besten Quellen bearbeitet. gr. 8. Prag. Greger. geh.
- Gindely Dr. Anton.** Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die unteren Klassen der Mittelschulen. Erster Band. Alterthum. 8. Prag. F. Tempfky. geh.
- Hoffmann, Dr. Rob.** Theoretisch praktische Ackerbauchemie nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft und Erfahrung für die Praxis dargestellt. Mit Abbildungen und Tabellen. 8. Prag. C. Reicheneder. geb.
- Jordan, Dr. J. P.** Oesterreichs Actiengesellschaften. Statuten, Gebahrungs-Resultate, Courschwankungen. I. K. k. privilegirte Oesterreich. Creditanstalt für Handel und Gewerbe in Wien. pr. 8. Prag. Kober. geh. 50 kr
- Kaulich, Dr. W.** Erklärung und Beschreibung der Kunstuhr am altstädter Rathhause in Prag. 8. Prag. Dominicus. geh.
- Kheil, C. P.** Geld-, Münz-, Maaß-, Gewichts- und Cours-Lehre. 2. Auflage. gr. 8. Prag. Satow. geh.
- Kulhanek, Vinz.** Geschichte des Klosters der slavischen Benediktiner und der St. Niklas-Kirche auf der Altstadt Prags mit ausführlichen Daten über das Privattheater bei St. Niklas während seines fünfzigjährigen Bestehens. Zweite vermehrte Auflage. 16. Prag. Steinhauser in Comm. geh.
- Leinweber, Adolf.** Lehrbuch der Arithmetik für Volks-, Haupt-, Bürger-, Handels- und Realschulen, sowie zum Selbstunterricht für Lehramtskandidaten, mit Benutzung von Georg Zindels Aufgabensammlung. 8. Prag. Krenn. Erster Theil erste und zweite Lieferung geh.
- Libri quinti confirmationum ad beneficia ecclesiastica per archidioecesis Pragenam nunc prima vice in vulgus prolata, annus 1391 et 1392. Tomus II. Opera et sumptibus F. A. Tingl. 8. Prag. Satow in Comm. geh.**
- Monatsschrift** des ersten Gabelsberger Steuographenvereins zu Prag. 5. Jahrgang 1866. 12 Nrn. à ¾ Bogen. Prag. Lehmann.
- Nachtmann, Jakob.** Zur Reform der Pharmacie. 8. Prag. Kober in Comm. geh.
- Pfannerer Dr. Marcus.** Deutsches Lesebuch für die unteren Klassen der Gymnasien. Erster Band. 8. Prag. C. Bellmann. geh.
- Rosenuer, Dr. J.** Die astronomische Uhr am Rathhause zu Prag, mit einer lithograph. Tafel. kl. 8. Prag. Steinhauser geh.
- Schmidt Joh. Ferd. von Bergenhold.** Geschichte der Privatrechts-Gesetzgebung und Gerichtsverfassung im Königreiche Böhmen

- von den ältesten Zeiten bis zum 21. September 1865. 8. Prag. Rivnác in Comm. geh.
- Schüb,** Dr. Ueber Epidemie, Contagium und Vaccination. 8. Prag. Calve in Comm. geh.
- Sitzungsberichte** der kónigl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag. Jahrgang 1865. Januar bis Juni. gr. 8. Prag. Tempshy in Commission.
- Slavik,** August. Zuckersabrikant und Rüben-cultivateur. Ein Beitrag zur Bodenerschöpfungsglehre. 8. Prag. C. Reicheneder geh.
- Vereinschrift** für Forst-, Jagd- und Naturkunde. Herausgegeben von dem Verein böhmischer Forstwirthe unter der provisorischen Redaction von Ludwig Schmiedel. Zweite Folge 9. und 10. Hest. 8. Prag. C. Reicheneder. geh.
- Vierteiljahrschrift** für praktische Heilkunde. Herausgegeben von der medicinischen Facultät in Prag. Redaction: Dr. J. Halla, Dr. J. Kraft. 23. Jahrgang 1866. Band I. oder 89. Band der ganzen Folge. 8. Prag. C. Reicheneder. geh.
- Voitl,** Ludwig. Handels-Adressenbuch für Böhmen mit besonderer Berücksichtigung der Hauptstadt Prag. gr. 8. Prag. Styblo. geb.
- Wochenblatt** der Land-, Forst- und Hauswirthschaft für den Bürger und Landmann. Herausgegeben von der l. l. patriot. ökonom. Gesellschaft im Königreiche Böhmen. Verantwortlicher Redacteur Alois Borrosch. 17. Jahrg. 1867. 52 Nrn. gr. 4. à 1½ Bogen. Prag. Calve in Comm.
- B. Schriften deutschböhmischer Schriftsteller,**
welche anderwärts erschienen sind.
- Ambros** Dr. J. W. Musikalische Briefe aus Prag. III. (Oesterreichische Revue 1865 Band VIII.) Wien. C. Gerold.
- Gleich,** Ferd. Aus der Bühnenwelt. Biographische Skizzen und Charakterbilder. Zwei Bände. 8. Leipzig. Merseburger. geh.
- C. Werke über Böhmen.**
- Bonnehose** C. Johannes Fuß und das Concil zu Costnitz mit Portrait Joh. Fuß. 8. Leipzig. Senf. geh.
- So eben ist erschienen: Geschichte der königlichen Leibgedingstadt Trautenau**
von **Julius Rippert.** II. Abtheilung (Schluß).
Herausgegeben vom **Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen.**
- Bornowlek, K.** Jan Hus un in dei Frómm'. 8. Jena. Frommann. geh.
- Krummel, F.** Geschichte der böhmischen Reformation im 15. Jahrhunderte. gr. 8. Gotha. J. Perthes. geh.
- Tardy, St.** von, de gereformeeden in Bohemen en moravia. Uit het hoogd. vertaald door N. von Heumen. gr 8. Utrecht Kemmer.
- Wangemann,** Reise durch einen Theil von Böhmen, Mähren und der Slowakei. gr. 8. Berlin W. Scholze. geh.
- Zeißberg** Dr. Heinrich. Blüthe der nationalen Dynastien (Babenberger, Přemysliden, Arpaden) in den österreichischen, böhmischen und ungarischen Ländern vom Jahre 1000—1276. (Oesterreichische Geschichte für das Volk 3. Band.) 8. Wien. Brendel und Ewald in Comm. geh.
- Zustände,** jungtschechische. Skizzirt und erläutert von einem Deutschgesinnten in Böhmen. 8 Leipzig. D. Wigand. geh.
- Bibliothéka historicka.** Böh II. (Geschichtsbibliothek II. Serie). Staré paměti dějin českých vydává Ant. Gindely. (Alte Denkmäler der böhmischen Geschichte herausgegeben von Gindely.) Sešit 24. Pavla Skály ze Zhoře historie česká. (Paul Stala von Zhoř Geschichte Böhmens.) Sešit 25. Viléma hraběte Slavaty paměti. (Wilhelm Graf Slavatas Memoiren). gr. 8. Prag. Kober.
- Husi mistra** Jana sebrané spisy české. Z nejstarších známých pramenů k vydání upravil K. J. Erben. 12. Sešit. (Fuß gesammelte böhmische Schriften nach den ältesten Quellen herausgegeben von J. K. Erben 12. Hest). 8. Prag. Tempshy. geh.
- Sokol,** Jozef, Dějepisná čítanka pro mládež českoslovanskou. (Historisches Lesebuch für die czechoslawische Jugend.) gr. 8. Prag. Kober geh.
- Zap, K. V.** Česko moravská kronika. (Illustrirte Chronik von Böhmen und Mähren.) Hest 24. Prag. Kober gr. 4° geh.
- Zap, K. V.** Vypsání války husitské. (Schilderung des Hussitenkrieges.) Separatabdruck aus der česko moravská kronika. Hest 2. 3. Prag. Kober. gr. 4° geh.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. J. Birg. Grohmann.

Druck der l. l. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag.

Am 15. März 1866.

20.

Philosophie.

Rob. Zimmermann. Allgemeine Ästhetik als Formwissenschaft. Wien 1865. Braumüller. (527 S.) Von dem Buche unseres geistvollen Landsmannes kann ohne Übertreibung gesagt werden, daß an ihm die banale Phrase der Ausfüllung einer fühlbar gewordenen Lücke wieder einmal zur Wahrheit geworden ist. Des Hrn. Verf. im Jahre 1858 erschienene Geschichte der Ästhetik hatte — darüber dürften Freund und Feind einig sein — einen eben so allgemeinen als nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Nachdem ihr nämlich von jener Seite, gegen welche sie zunächst gerichtet gewesen, bald das höchst zweideutige Verdienst zugestanden worden, die Einseitigkeit ihres Grundgedankens zur vollsten Klarheit gebracht zu haben (L. Eckardt), bald das unverholene Bekenntniß gefolgt ist, dem Dogma der Formästhetik auch in jenen Kreisen den Eingang gebahnt zu haben, „die nicht an Herbart glauben“ (Köstlin) — widerfuhr ihr zuletzt noch fast das gleiche Schicksal innerhalb der Schule der Herbartgläubigen selbst. Mit diesem historischen Vorläufer zusammengefaßt, bildet das vorliegende Lehrbuch nunmehr in dem Sinne ein Ganzes, daß, wenn jener als das Resultat der analytisch-kritischen Erörterung die Nothwendigkeit des Gedankens der Ästhetik als Formwissenschaft durch Aushebung seines Gegensatzes hervortreten ließ, dieses synthetisch den Gedanken zur That macht. Versuchen wir es nun diesen Verleblichungsprozeß in jenen allerweitesten Umrissen zu skizziren, auf welche uns die Tendenz dieser Blätter beschränkt. Gleich nach Erledigung der allgemeinen, die Einreihung der Ästhetik in die Architektur der Philosophie betreffenden Vorfragen, führt uns das zweite Capitel das Grundthema der großartigen Fuge vor: die Lehre von den ästhetischen Grundformen. In schnellen, festen Zügen entrollt der formgewandte Hr. Verf. vor unseren Augen die Quantitätsform des Vollkommenen, die Qua-

litätsformen des Charakteristischen, des Einklanges, der Correctheit und der Ausgleichung. Für Kenner der Herbart'schen Ethik brauchen wir die von dem Hrn. Verf. selbst hervorgehobene Angemessenheit seiner ästhetischen Hauptformen an die fünf praktischen Ideen nicht weiter zu betonen, sondern machen bloß darauf aufmerksam, daß die letzterwähnte Form das flüssige, so zu sagen melodische Moment dem starren, harmonischen Wesen der vier erst genannten abzugeben bestimmt ist, da ihre Tendenz dahin geht, den Schein, der, wo er sich für Sein gibt, mißfällt, zu zerstören und somit Leben, Beseelung abschließende Bewegung in die ruhende oder beruhigte Auffassung hinzutragen. Täuschen wir uns nicht, so dürfte die hervorragende Stellung dieser Idee jenen strategischen Punkt bezeichnen, um den der Kampf der Principien am heftigsten entbrennen und zu dessen Behauptung der Hr. Verf. seine Kerntruppen, die ihm auf anderen Punkten des Schlachtfeldes so manchen schönen Sieg erfochten, zu concentriren haben würde. An die Bloßlegung der ursprünglichen Formen, schließt sich in fortschreitender Analogie zu der Herbart'schen Ideenlehre die Darstellung der abgeleiteten, d. h. der die Zweizahl der Glieder überschreitenden Formen an. Auf diese Weise kommen völlig ungezwungen die Formen der Reinheit, der freien Bewegtheit (auch Freiheit schlechtweg genannt), der Einheit, Wahrheit und Vollkommenheit zum Vorschein, deren zweite, wie schon aus der Bezeichnung selbst vorleuchtet, das Gegenstück der Ausgleichung zu bilden bestimmt ist. Hat sich der Hr. Verf. hiermit im ersten Buche in Besitz der Principien versetzt und damit die Aufgabe der allgemeinen Ästhetik gelöst, so fällt die Anwendung der allgemeinen Formen auf Formglieder einer bestimmten qualitativen Beschaffenheit den beiden folgenden Büchern zu. Diese dem Gebiete des Seienden zu entnehmenden Glieder sind aber: die Natur und der Geist (bewußtloses und be-

wuftes Sein), letzterer wieder in den einzelnen und den geselligen unterschieden und in jedem Gliede in den vorstellenden, fühlenden und wollenden weiter gegliedert. Der Ästhetik des Einzelgeistes fügt sich naturgemäß die Behandlung des idealen Kunstwerkes des Vorstellens an, unter welchem der Hr. Verf. die Phantasie als das ästhetische Vorstellen überhaupt, „das kleine Kunstwerk des Vorstellens auf eine Mehrheit des Vorstellens erweitert,“ versteht. Diesem von dem Hrn. Verf. mit besonderer Vorliebe behandelten Abschnitte dürfte sich auch wohl das Interesse des weiteren Leserkreises vorwiegend zuwenden: er enthält in streng systematischer Anordnung eine Fülle von Details, die in diesem Umfange wohl nur selten geboten werden. Den Reigen eröffnen die Kunstwerke des bloß zusammenfassenden Vorstellens: die metrische, lineare (in Verbindung mit der metrischen architektonische), die planare, plastische und rhythmische Phantasie; die nun folgenden Kunstwerke des empfindenden Vorstellens ergeben die achromatische (Kunstwerk des Hell dunkels) und chromatische, die atonische (modulatorische) und tonische (phonetische) Phantasie; die Kunstwerke des Gedankens schließen das Ganze ab, dem sodann noch die Darstellung der zusammengesetzten Kunstwerke des Vorstellens beigelegt wird. Der Ästhetik des socialen schönen Geistes geht das Capitel vom schönen socialen Geiste voran, die Lehre vom realen Kunstwerke des Vorstellens folgt nach, unter welcher letzterem der Hr. Verf. die „gesprochene Phantasie“, die Erscheinung des idealen Kunstwerkes für den Anderen versteht.

Eine eingehendere Beurtheilung wird man uns hier wohl nicht zumuthen, wo es sich hauptsächlich nur darum handelt, die hervorragende Leistung eines sehr geschätzten Landsmannes dem weiten Leserkreise dieser Blätter zu signalisiren. Die Austragung des Principienstreites muß den Fachblättern überlassen bleiben, endgültig wird er von dem Entwicklungsgange der wissenschaftlichen Ästhetik selbst entschieden werden; eine Besprechung der Einzelheiten ist schon der großen Fülle des Dargebotenen wegen füglich nicht durchführbar. Aber auch in einer anderen Beziehung möchten wir eine gewisse Zurückhaltung des Urtheils anrathen. 3's Buch enthält des Neuen mehr, als irgend eine Erscheinung der neuesten Literatur der Philosophie, ja genau genommen: das Buch enthält nichts, als Neues. Der erste Eindruck, den es auf den

Leser ausübt, ist der eines gewissen Staunens, das wohl in dem Maße der ihm zugewendeten Aufmerksamkeit wachsen dürfte. Dieses Staunen möchten wir überwunden und in eine lebendige Erfassung umgewandelt wünschen, bevor man sich entschließt, zu der Beurtheilung selbst zu schreiten. Im Interesse des angestrebten Zieles würde es hierbei liegen, wenn der Hr. Verf. sich entschloße, diesen Bestenungs- und Vertiefungsprozeß uns durch monographische Weiterbearbeitung einzelner Punkte und Verwerthung derselben zur Kritik bekannterer Erscheinungen aus dem Gebiete der Kunstgeschichte wesentlich abzukürzen. Diese Seite des vorliegenden Lehrbuches in das rechte Licht zu versetzen, erlauben wir uns auf zwei Partien desselben zurückzukommen, deren erstere uns so recht auffallend das durchaus neue Gepräge erkennen läßt, welches der bekannteste Stoff unter den Händen der Formästhetik annimmt, deren zweite den überreichen Zuwachs an absolut neuem Stoffe zu zeigen geeignet ist, den die Neugestaltung der Ästhetik in Aussicht stellt. In dem Capitel von den idealen Kunstwerken des Gedankenvorstellens begegnen wir einer Bestimmung des Lyrischen, Epischen und Dramatischen, die ganz darnach angethan ist, uns zum Verweilen einzuladen. Von einem Gesichtspunkte aus, „der nur in der successiven Form des Vorstellens wurzelt“ (§. 559) und unter der Reminiscenz einer bekannten Äußerung Schillers über das Verhältniß der Tragödie zur Causalitätskategorie, des Epos zur Zeitform — verfolgt der Hr. Verf. das Wesen des Lyrischen in die kurze, knappe, blitzartige Folge von Lichtpunkten in wechselndem Tempo (§. 558) unter Losagung von allen zeitlichen Bestimmungen und Verhältnissen der Begründung (§. 582) und ausschließenden Hingabe an die Herrschaft des Reproduktionsgesetzes der schlagendsten Anhalte (§. 558), das des Epischen in den Verlauf und die breite Ausmalung des Gedankens unter der Form der Zeit (§. 556) jenes des Dramatischen endlich in das rastlose Vorwärtstreiben unter der Kategorie der Causalität (§. 557). Die Durchführung dieser Gegensätze auf dem Gebiete der phonetischen Kunst stellt den genannten Formen die Melodie, die Harmonie und den Rhythmus (§. 559) jene in dem wissenschaftlichen Gedankengebiete den Sophisten, den Historiker und den Denker zur Seite (§§. 565—569). Nun läßt sich wohl nicht verkennen, daß für die von dem Hrn.

Verf. gewählten Bestimmungen in der bisherigen Verwendungsweise der Bezeichnungen mancher Anknüpfungspunkt gegeben ist, ja wir müssen dem Geistreichtume des Hrn. Verf. die Anerkennung widerfahren lassen, gerade in der Auffindung dieser Wechselbeziehungen besonders thätig zu sein — allein gleichwohl kann je ernsthafter man die Sache nimmt, um so weniger geläugnet werden, daß die Formeln des Hrn. Verf. sich mit den bisher gebräuchlichen Bezeichnungen durchaus nicht mehr decken. Der Hr. Verf. wird sich immer den Vorwurf gefallen lassen müssen, seine Erklärung der alten Hauptformen der Poesie gehe an den charakteristischen Merkmalen derselben vorüber, und lasse höchstens das als consecutives Merkmal gelten, was als constitutives gesetzt werden müsse. Auf diese Weise wird man keine Schwierigkeit haben, an einer langen Reihe bewährter Beispiele zu zeigen, daß ja auch das Iyrische Kunstwerk seine immanente Causalität besitze, daß das Epos durch etwas ganz Anderes zum Epos werde, als durch seinen breiten Fluß, daß das vom Drama Behauptete nicht von allen Arten desselben, ja nicht einmal von jener Hauptart vollständig gelte, die der Hr. Verf. besonders im Auge gehabt. Nicht minder bedenklich wird die Zusammenstellung der Lyrik mit der Sophistik erscheinen, und wir fürchten, daß diese Bedenken durch die Subsumirung der Detailparallelen für die einzelnen Arten der Lyrik: der Prophetin, orphischen Weissagung, der begeisterten und der Spruchweisheit (§. 590) unter den Begriff der Sophistik gesteigert werden dürften. Hat nun auch diesen Einwendungen gegenüber die Formästhetik ein leichtes Spiel, da ihr doch nicht zugemuthet werden kann, ihre Bestimmungen in Conformität mit jener Auffassungsweise zu erhalten, die einem von ihr bekämpften Standpunkte entsprungen ist: so hätten wir doch gewünscht, daß der Hr. Verf. diese Divergenz entschieden anerkannt und nicht mit geistvollen Apperçus verhüllt hätte, denen doch bisweilen eine große Geschraubtheit nicht abzusprechen ist, (man vergl. z. B. §. 620 u. f.). Was wir demnach in dieser Beziehung erwartet hätten, wäre, um uns der Terminologie der neuen Ästhetik zu bedienen, daß die Formästhetik in solchen Fällen die Form der Ausgleichung an sich selbst zur Anwendung gebracht, d. h. sich nicht überredet hätte, daß der bloß scheinbare der eigentliche Einfluß gewesen. Kürzer

vermögen wir uns bezüglich des anderen Punktes zu fassen. Ein bloßer Blick auf das Inhaltsverzeichnis der Capitel vom schönen socialen und socialen schönen Geist genügt uns die große Fülle von Einzelheiten erkennen zu lassen, die hier zum Erstenmale einer Besprechung vom Standpunkte der Ästhetik, ja zum großen Theile vom Standpunkte einer wissenschaftlichen Auffassung überhaupt aus entgegengeführt worden sind. Sprache, Sprachgebrauch, Geistes-, Aufklärungs-, Erziehungs- und Kunstgenossenschaft, Geistes- und Kunstfamilie, Kunstschule und sociale Phantasie verknüpfen sich zu einer durch ihre Buntheit eben so anziehenden als systematisch durchdachten Abhandlung, in der vielleicht nur die Paragraphen über das Römische die Erinnerung an den Boden der alten Ästhetik wach erhalten dürften. Wenn wir nun schließlich dem Buche ein sehr günstiges Prognostikon stellen, so sind wir glücklicherweise bei einem Umblicke in die Fachjournale der mißlichen Prophetenrolle bereits enthoben. Um so sehnlicher wünschten wir uns jedoch die Gabe der Prophetie, um unseren Lesern heute schon verkündigen zu können, welche der beiden einander bekämpfenden Richtungen in der Ästhetik der Gegenwart den Löwenantheil an diesem Erfolge für sich in Anspruch nehmen werde: die Herbart'sche, deren Principien der Hr. Verf. mit einer in seiner Schule etwas seltener gewordenen Entschiedenheit bekannt hat, oder die der Ästhetik des Stoffes, welcher der Hr. Verf. in so mancher Terminologie und in so mancher Wendung Concessionen gemacht hat, die für größer genommen werden dürften, als er beabsichtigt hat. Vielleicht gibt auch dieser Umstand dem Hrn. Verf. selbst Gelegenheit, unsere Geduldprobe abzukürzen.

W. B.

P ä d a g o g i k.

Dr. Pfannerer Maurus. Deutsches Lesebuch für die untern Klassen der Gymnasien. I. Band. Prag, Carl Bellmann 1866.

Es ist kein leichtes Unternehmen, ein gutes Lesebuch für Mittelschulen zusammenzustellen. Es existirt eine große Anzahl von derlei Versuchen, jeder derselben mag irgend eine Berechtigung haben, sei sie nun localer oder religiöser oder pädagogischer Natur. In Oesterreich, einem so polyglotten Staate, mit einer Bevölkerung, die nicht überall die gleichen Bedürf-

nisse hat, deren Geschichte oft weit auseinander liegt, ist es unmöglich, mit einem einzigen solchen Buche auszukommen. Die Lesebücher von Mozart sind gewiß recht verdienstliche Leistungen, besonders die Lesebücher fürs Untergymnasium, aber sie reichen keineswegs aus und lassen immerhin noch Platz für ein Werk, das, was Stoff und Form betrifft, einem durchdachten und consequenten Plane folgt. Die Misere der deutschen Orthographie ist bei Mozart oft durch die verschiedenen Auflagen so offenbar geworden, daß von einer einheitlichen, bestimmten Durchführung schon gar nicht mehr die Rede sein kann. Das Buch des Herrn Pfannerer besitzt formell alle guten Eigenschaften, und was den Inhalt betrifft, so ist Gemüth und Verstand beim Schüler gleich sehr in Anspruch genommen und die Interessen wahrer Bildung und Religiosität, wie der echten Vaterlandsliebe sind nicht aufgedrängt, sondern fließen ungesucht aber wirkungsvoll in das jugendliche Herz. Wir können vom Standpunkt der Schule die Einführung dieses trefflichen Buches mit gutem Gewissen bestens empfehlen.

Des Kindes erster Unterricht im Rechnen innerhalb der Zahlräume eins bis 10. Von F. d. Bachmann, Lehrer der k. k. deutschen Musterhauptschule, Präparand. Prag. Reinziger 1866.

Dieser gewandte Schulmann, dessen Arbeiten auf sprachlich-pädagogischem Gebiete den Lehrern wohlbekannt sein dürften, hat hier für das Haus ein treffliches methodisches Werklein geschaffen. „Die Grubische Idee in eigener Ausführung“ nennt der Verfasser das Büchlein und gewiß sind die in der Einleitung gegebenen Winke, die von tüchtiger selbständiger Praxis zeugen, jedem Lehrer willkommen. Wollte Gott, es würden solche pädagogischen Principien, wie sie aus innerstem Herzen der Verfasser vertheidigt und ausübt, bald Gemeingut aller Lehrer und noch mancher andern Herren werden, die mit dem Unterricht sich beschäftigen. Wir müssen das Büchlein als einen Fortschritt in der pädagogischen Literatur im Felde der Methodik begrüßen und empfehlen es Müttern, Erziehern und Erzieherinnen, für welche es bestimmt ist, aufs wärmste. **Dr. L. Ch.**

Topographie.

Bad Wartenberg auf Groß-Škal und seine Umgebung. Zweite Auflage. Jungbunzlau. Zwickl. 1865.

Einer der reizendsten Badeorte in Böhmen ist unstreitig die Wasserheilanstalt Wartenberg. Wenn man von Turnau, dem Knotenpunkte der Turnau-Štraluper und der Reichenberg-Bordubitzer Eisenbahn, auf der Reichsstraße nach Pilsen fährt, so kommt man bald in ein romantisches Thal, das von der Libunka, einem Nebenflüßchen der Iser, durchfloßen wird. Ohngefähr in der Mitte dieses Thales, drei Viertel Meilen von Turnau entfernt, liegt am Fuße des Berggrückens eine Häusergruppe, die freundlich von dem dunklen Grün des sich hinter ihr erhebenden dichten Waldes absteht. Das ist Wartenberg. Rechts aus der grünen Waldkrone, welche die hohen Felswände schmückt, ragen die Gemäuer der Feste Waldstein hervor, zur Linken erheben sich auf der Spitze eines ansehnlichen Bergkegels, weit und breit im Lande sichtbar, zwei hohe Thurmreste, die letzten Trümmer der sagenberühmten Burg Trostky und zwischen diesen beiden sieht man eine dritte noch romantischer gelegene Felsenburg, Groß-Škal, noch heute der Sommeritz der Freiherren von Lehrenthal. Es ist ein prachtvolles Panorama, das sich dem Auge eröffnet.

Allein nicht bloß durch seine Naturschönheiten, sondern auch durch seine innere Einrichtung und durch seine großen Erfolge ist der Ruf dieser Wasserheilanstalt weit über die Grenzen von Böhmen gedrungen. Wasser, Luft, Bewegung, eine geregelte Nahrung und die sorgfältigste Berücksichtigung der ursächlichen Momente der Krankheit, sind die Factoren, auf welche in Wartenberg das gesammte Verfahren zur Wiedererlangung der Gesundheit basiert ist. Am häufigsten kommt zwar das kalte Wasser in Anwendung; doch hat sich Wartenberg von den Excentricitäten der Prießnitzischen Lehre längst frei gemacht, und die heroischen Kuren, welche auf eine Herausforderung von Schweiß, Ausschlag, Fieber etc. berechnet waren, aufgegeben. Nur solche Krankheiten werden behandelt, bei denen das kalte Wasser sich bewährt und selbst Arzneien werden ausnahmsweise verabreicht, wenn mit Bestimmtheit erwartet werden kann, daß die Arznei noch sicher und kräftiger wirken oder doch als heilsames Unterstützungsmittel der Wassertur dienen kann. Die glänzenden Erfolge dieser Methode haben den Ruf Wartenbergs begründet. Die Zahl der Kurgäste (im J. 1864 schon 302) ist fortwährend im Steigen und diese kommen nicht mehr bloß aus Oesterreich, es waren in Wartenberg schon die

meisten Staaten Europas, selbst Asien und Amerika vertreten. Demgemäß vergeht auch kaum ein Jahr, daß nicht etwas zur Erweiterung und Verschönerung des reizenden Ortes gethan wird.

Die Verehrer Wartenbergs werden gewiß dem Verfasser des vorliegenden Büchleins, einem bekannten Frager Schriftsteller, zu lebhaftem Danke verpflichtet sein, daß er eine neue Ausgabe seiner Schrift veranlaßte, nachdem die erste Ausgabe längst vergriffen und auch vielfach veraltet war. Die neue Ausgabe ist in Wahrheit eine vermehrte und verbesserte; namentlich hat der zweite Theil, welcher mit dem Leser die wundervolle Umgebung von Wartenberg durchwandert, manche Bereicherung erfahren; auch sind dem Buche ein Panorama der Umgebung von Wartenberg und die Abbildung von Wartenberg, Groß-Stein, Trostky, Waldstein, Turnau, Schrow und Kleinsteil hinzugefügt worden. Die Ausstattung ist glänzend. G.

G e s c h i c h t e.

Johann Huf und das Concil zu Costnitz nach E. de Bonnechose. Leipzig, 1865. Verlag von G. Senf's Buchhandlung. 8°. SS. VIII + 334.

Der Verfasser des Originalwerkes, von dem uns unter dem obigen Titel eine Bearbeitung vorliegt, ist ein französischer Katholik. Diese Bemerkung scheint mir nothwendig, um zu konstatiren, wie weit selbst katholische Urtheile über Huf aus einander gehen können. Während sonst katholische Stimmen mit dem Costnitzer Concil gemeinschaftliche Sache zu machen pflegen und den Huf als einen Abtrünnling, einen Ketzer und kirchlichen Revolutionär verurtheilen: erfährt er dagegen bei Bonnechose eine bei weitem günstigere Auffassung und Schilderung. Dieser zufolge war Huf ein Reformator vor der Reformation; ein Held, der im Kampfe gegen den von Priestergewalt geübten Gewissenszwang gefallen; ein Märtyrer, der dem Princip der religiösen Freiheit sein Leben zum Opfer gebracht. „Das oberste Princip aller Konfessionen — sagt Bonnechose — muß die Achtung der Rechte des Gewissens in der Erklärung des göttlichen Wortes sein. Dieses Princip bildet zwischen den Märtyrern eines jeden christlichen Glaubens ein unsichtbares und heiliges Band, und es hat sich

zu Costnitz auf das Stärkste kund gegeben. Die Sache Johann Huf' ist die aller Derjenigen, für welche die Religion weniger eine bloße Form und Gewohnheit ist, als vielmehr eine Sache der Ueberzeugung und des Gewissens. Johann Huf hat diese edle Sache in Costnitz vertheidigt, er ist für sie gestorben und aus diesem Grunde ist er so groß.“

Bonnechose, der — nebenbei gesagt — in den kaiserlichen Palästen von Versailles und Trianon das Amt eines Bibliothekars versieht, vertritt hier einen Standpunkt, dem man von katholischer Seite her allenfalls den Proceß machen kann; dabei wird man jedoch immerhin gestehen müssen, daß das obige Buch durch die Consequenz der leitenden Ideen, durch die Lebendigkeit der Darstellung und die Weite des geschichtlichen Horizontes sich in demselben Grade auszeichne, wie die übrigen historischen Werke Bonnechose's, besonders seine von der Pariser Akademie gekrönte Geschichte der vier Eroberungen Englands.

Krummel (L.) — Geschichte der Böhmischesen Reformation im fünfzehnten Jahrhundert. — Gotha, F. A. Perthes. 1866. 8°. SS. XII + 678.

Wenn der Leser von Bonnechose unmittelbar zu Krummel übergeht, so wird er sich zu nichts weniger genöthiget sehen, als zu einem salto mortale, wengleich Krummel im Namen der protestantischen Historiographie austritt; im Gegentheil herrscht zwischen der Anschauungsweise dieser zwei confessionell getrennten Autoren eine auffallende Analogie. Krummels Werk hat zwei Seiten, eine negative und eine positive: es charakterisirt sich nämlich als eine Schutz- und zugleich als eine Lobschrift auf den Urheber des Hussitismus. Die Abwehr von Angriffen nimmt den Verfasser stark in Anspruch; so unternimmt er namentlich gegen Höfler zu wiederholtenmalen polemische Waffengänge und versucht selbst die dem Huf schuldgegebene Vertreibung der deutschen Professoren und Studenten unter einem andern Gesichtspunkt zu stellen. Die Verdienste des Huf malt er — wie kaum anders zu erwarten — mit confessioneller Sympathie und Gemüthswärme. Für ihn ist Huf der kühne Reformator, der gegen den stolzen Miesebau der mittelalterlichen Hierarchie anstürmt und in diesem Kampfe unterliegt, ohne überwunden zu sein.

Hat auch die von ihm ausgegangene Reformationbewegung keine unmittelbaren Weiterfolge gehabt, gleich sie vielmehr einem rasch erglühenden und eben so rasch erloschenen Meteor: so war doch dies Meteor die Morgenröthe jenes Tages, der im 16. Jahrhundert in Luther's Reformation der Christenheit aufgegangen ist. — Dies Wenige genügt, um den Geist, in welchem Krummel's Werk abgefaßt ist, zu kennzeichnen und die zu Anfang dieser Zeilen zwischen Bonnehose und Krummel gezogene Parallele zu bewahrheiten.

A...Z...F.

Statistik.

Gauß Wilhelm, Candidat sammtlicher Rechte. **Kurze Land- und Bevölkerungs-Statistik im Königreiche Böhmen** unter gleichzeitiger Behandlung der in die Statistik einschlagenden Gegenstände über Urproduction, Industrie, Nationalität und Religion. Prag. Grégr. 1866. 46 S.

Um den Standpunkt zu kennzeichnen, von dem aus dieses kleine, aber durch und durch tendenziöse Büchlein geschrieben ist, wollen wir Folgendes hervorheben.

Im 1. Abschnitt („Dichtigkeit der Bevölkerung“) werden mit großem Behagen und, wie es scheint, mit vollem Vertrauen die bekannten Angaben der Wittingauer Handschrift, des Teltzcher Mönches, des altstädter Privilegienbuches, Hajek's und Balbins hervorgehoben, denen zu Folge Böhmen j. Z. mindestens 30.000, wenn nicht gar 38.772 Dörfer gehabt haben soll und der Hr. Verfasser schließt kühn weiter: „Wenn wir eine jede Dorfsiedlung auf das unansehnlichste Durchschnittsminimum von 120 Einwohnern annehmen, hätte die Bevölkerung nur bei 34.700 Dörfern“ (nach Balbins Angabe) „4,164.000 ausgemacht, abgesehen von der Bevölkerung der Hauptstadt, der Marktflecken und Schlösser und der schon damals stark bevölkerten Städte, wie z. B. Pilsen, Kuttenberg, Königgrätz, Tabor, Eger, Jungbunzlau, Schlan und der Bevölkerung anderer Städte.“ (!) Der Herr Verfasser hätte es sich übrigens bequemer machen und die für ihn gewiß auch sehr glaubwürdige Angabe Balbins anführen können, der zu Folge Böhmen unter Kaiser Rudolf II. 3,000.000 Familien besessen habe (während doch höchstens eben so viele Köpfe vorhanden waren). Aber freilich nach der Tendenz des Hrn. Ver-

fassers mußte „Böhmen im 13., 14., 15., 16. und im Anfange des 17. Jahrh. eine sehr dichte Bevölkerung“ gehabt haben, und die Verwüstungen des Hussitenkrieges konnten nur mit einem einzigen Worte (S. 1) und auch da nur in Verbindung mit den Stürmen des 30jährigen Krieges erwähnt werden, dann aber mußten dieselben wieder gänzlich unerwähnt bleiben, so daß der Herr Verfasser den Übergang zu der eingehenden Schilderung der Verwüstungen im 30jährigen Kriege mit den Worten machen konnte: „Diese glücklichen Verhältnisse haben bis zur Katastrophe der Schlacht am weißen Berge (8. Nov. 1620) augebauert.“

In welcher Weise der Hr. Verfasser von seinem Standpunkte aus den Abschnitt: „Nationalität“ behandelt hat, dafür diene die Thatsache als Beleg, daß ihm in diesem Falle die officiellen Angaben nicht genügten, sondern daß er sich veranlaßt fand, die Daten aus Sasarils Národopis j. d. J. 1842 anzuführen, nämlich 3,316.000 Tschechen, 1,145.000 Deutsche und 66.000 Juden, während die Daten aus amtlichen Quellen v. J. 1867 nach des Hrn. Verfassers eigener Anführung lauten: 2,925.947 Tschechen, 1,766.330 Deutsche und 86.339 Juden. Eine besondere, aber freilich nichts weniger als freundliche Beachtung schenkt der Hr. Verfasser den Juden und wir verweisen in dieser Beziehung auf die Auslassungen S. 26 u. ff.

Mit der Besprechung der industriellen Verhältnisse hat es sich der Hr. Verfasser außerordentlich leicht gemacht (das wenige, was angeführt wird, ist überdies sehr verworren) und die Statistik des Schulbesuches hat er zu unserem Bedauern ganz übergangen; wir können jedoch nicht mit Bestimmtheit angeben, ob er es bloß deshalb gethat hat, weil sich in dieser Beziehung das Verhältniß in den deutschen Gebirgsgegenden (nämlich in N. W. u. N. O.) viel günstiger gestaltet als in dem tschechischen Flachlande.

Das gelegentlich geäußerte lebhafteste Bedauern des Herrn Verfassers, daß die von dem Centralcomité für land- und forstwirtschaftliche Statistik herausgegebenen Tafeln zur Statistik u. s. w. „leider nur in deutscher Sprache erschienen sind,“ können wir nur damit erwidern, daß auch er sein Büchlein „leider“ in deutscher Sprache veröffentlicht hat. Allen unsern Lesern aber, welche sich über die Populationsstatistik Böhmens unterrichten wollen, empfehlen wir: „die Bevöl-

lerung des Königreichs Böhmen nach ihren wichtigsten statist. Verhältnissen, von Dr. A. Ficker," und eine eingehendere Vergleichung dieses Buches mit der Schrift des Hrn. Gauc wird ihnen noch manche interessante Aufschlüsse über die Art gewähren, wie es letzterer versucht hat, sich „mit Zahlen ein System zu bereiten.“

K. P.

M e d i c i n.

Klinische Vorträge über Augenheilkunde von Dr. Josef Ritter von Hasner, Prof. der Augenheilkunde an der Universität Prag. Prag 1860. F. A. Credner.

Das vorliegende Lehrbuch, dessen erste, zweite und dritte Abtheilung umfassend die Krankheiten der Sclera, des Augapfels, die Brillenlehre und Ophthalmoskopie, endlich die Krankheiten der Hornhaut und des Linsensystems, bisher zunächst erschienen sind, umfaßt auf 324 Seiten alles dem angehenden Arzte Wissenswürdige über die genannten Themen. Der Verfasser hat nicht nur seinen eigenen Anschauungen Raum gegeben, sondern wußte mit gediegener einsichtsvoller Wahl aus dem reichen Vorrath von Leistungen, der in den letzten zwei Decennien sich angehäuft hat, das direct Brauchbare und Werthvolle seinem Vortrage einzuverleiben. Der Vorzug dieses Lehrbuches besteht daher anderen gegenüber, die entweder allzu umfangreich und überall didaktischen Stoffes sind oder andererseits bloße Auszüge und Compendien darstellen, in der bei aller Kürze und Gedrungenheit bewahrten geistvollen Originalität der Behandlung und in der glücklichen Vereinigung von strenger Wissenschaftlichkeit mit Gemeinfaßlichkeit. Diese Vorzüge werden dem Leser beispielsweise besonders bei den Kapiteln über das Staphyloma post. die Brillenlehre und Ophthalmoskopie, welchen eine ausführlichere Bearbeitung gewidmet wurde, auffallen, und dürfte nicht bloß der Schüler, sondern auch der ältere Praktiker hier nicht allein, sondern allenthalben in dem Buche anregende Gedanken, neue Beobachtungen und Kenntnisse in Menge antreffen. Zahlreiche Holzschnitte fördern die Anschaulichkeit allenthalben und der mit dem mathematischen Apparate der Optik Vertraute wird das hieher davon Gehörige nicht missen. Die Form des Vortrages ist eine geläuterte, die Sprache klar, bildig und elegant; die äußere (typographische) Ausstattung des Buches eine anständige.

Die Prager Vierteljahrschrift für die practische Heilkunde. 23. Jahrgang 1866. Erster Band enthält a) Originalaufsätze:

1. Über die Entwicklung rationeller Anzeigen zur Extraktion bei Beckenendelagen. Eine historisch-kritische Studie vom Privatdocenten Dr. August Breisky. 2. Otologische Beiträge: 1) Physiologische Verknöcherung der Annectula. 2) Eine Bildungshemmung des Paukenfells und über das foramen Riveri. Von Prof. Hochdalek. 3. Pädiatrische Mittheilungen [aus dem Franz-Joseph-Kinderspitale zu Prag. (Fortsetzung — Krankheiten des Magens, Katarrh, croupöse Entzündung, Ulceration, Neubildungen) von Dr. Steiner und Neureutter. 4. Gutachten der Prager med. Facultät über den Geisteszustand des wegen Mord und Religionsstörung angeklagten A. Tirsch. Ref. Prof. Maschka. 5. Über Uteruskrankheiten. Nach Vorträgen und Beobachtungen auf Prof. Sehfer's gynäkologischer Klinik. Von Dr. Säzinger. 6. Mittheilungen über die Gefäße am gelben Fleck der Netzhaut. Von Dr. Niemetzschel, Privatdocenten der Augenheilkunde. b) Analecten, c) Miscellen, d) Litter. Anzeiger, e) Verzeichniß der neuesten Schriften über Medicin.

Dieselbe — Jahrgang 1866, 2. Band — enthält Originalaufsätze: 1. Die älteste Medicin in Böhmen. Eine literar-historische Ferienstudie. Von Prof. Hasner. 2. Die Rechtfertigung der Critischen Operation durch Wort und That. Von Prof. Szymanovskij in Kiew. 3. Über die Entwicklung rationeller Anzeigen bei Beckenendelagen. Von Dr. Breisky. 4. Mittheilungen aus dem pathologisch-anatomischen Institute zu Prag. Von Dr. Braný. 1) Abnorme Weite der Foramina parietalia. 2) Ein Fall von Diphtheritis des Oesophagus und Magens. 5. Klinischer Nachtrag zu vorstehender Mittheilung. Von Dr. Alf. Přibram. 6. Beitrag zur Anatomie der Thränenorgane, Vorläufige Mittheilung v. Prof. Dr. Hochdalek. 7. Anatomische Beiträge. Von Hochdalek jun. 1) Über einen kleinen bisher wenig beachteten Zeugenmuskel. 2) Über eine Abweichung des Ductus Zhrartonianus. 8. Einige Worte über die sogenannte conservative Chirurgie nebst praktischen Bemerkungen und Mittheilungen über Tonsillotomie und Tracheotomie. Vom Privatdocenten Dr. Matiejovskij. 9. Über Uteruskrankheiten — nach Vorträgen von Prof. Sehfert — von Dr. Säzinger.

Poesie.

Unsere Literatur wird sich in kurzer Zeit auf eine Reihe mehr oder weniger großartig angelegter Sammelwerke zurückführen lassen. Mit der Laterne des Diogenes wird man bald den Verleger suchen müssen, der es wagen wird, mit einem selbstständigen Werke hervorzutreten, welches nicht den so und so vielen Band einer Romanbibliothek bildet. Es ist nicht zu lange her, als sich Bücherfreunde über die überspannten Bücherpreise zu beklagen vollen Grund hatten. Die modernen Sammelwerke haben Bresche geschossen in diese unbarmherzigen Bücherpreise, und sich insofern um den Literaturfreund ein großes Verdienst erworben. Die Wichtigkeit des Umstandes, daß der Thaler angehört, im Bücherkatalog das große Wort zu führen, wird sich immer mehr geltend machen. Prinz Thaler hat sein Scepter abgegeben an den lästigen Schildknappen, den Groschen, der seine Schellenkappe schwingt nach allen Seiten, und raslos Profelyten und Anhänger wirbt. Zu dem wenig bemittelten Literaturfreunde tritt der muntere Knappe in das Dachstübchen, macht ihm sein Compliment, und sagt zu ihm: „Fasse guten Muth, mein alter Bücherwurm! Ich kenne Deine Leiden. Wenn Dir der Buchhändler am Jahreschlusse seine Note zusandte, so betrug Deine Jahresschuld leicht hundert Thaler, und wie groß war der Zuwachs an Büchern, den Deine Bibliothek für dies Heidengeld erhalten? Ach, das Häuflein der neuen Acquisitionen war so klein, Du konntest kaum auf zwanzig, dreißig Bände hinweisen, die Du im Verlaufe des Jahres ins Eigenthum erworben, und für die Du ein kleines Vermögen hergeben solltest. Das wird sich nun ändern, mein guter Freund! Ich, der lustige Groschen, bürge Dir dafür! Für hundert Thaler wirst Du Dir eine artige Bibliothek beilegen können, und in Deinem Buchhändler wirst Du nicht mehr den Ausleger Deiner Taschen erblicken, den Du nur seufzend anzublicken vermagst!“

Ja, es lebe das billige deutsche Buch! Es zieht den Kreis der Bildung um ein Unendliches weiter, denn es macht auch denjenigen zum Bücherkäufer, dem es bei dem früheren tyrannischen Bücherpreisen nie auch nur im Traume beigefallen wäre, sich ein neues Buch anzuschaffen. Es arbeitet dem Uebersetzungshandwerk entgegen, da es ja früher nur die leidige Uebersetzungswaare war, die das Privilegium des ausnahmsweise billigen Preises für sich hatte. Die kräftige, gesunde, deutsche Bücherkost wird unter dem Regimente des Groschens üppig sich entfalten, das Wort „Original“ wird sich wieder zur Geltung aufschwingen.

Den ersten Rang unter den modernen billigen Sammelwerken höherer belletristischer Richtung nimmt unstreitig die unter dem Sam-

melitel Album im Verlage von Ernst Julius Günther in Leipzig erscheinende Bibliothek deutscher Originalromane ein.

Diese gegenwärtig nach Leipzig übertragene Bibliothek ist aus deutsch-böhmischen Boden herausgewachsen. Vierzehn Jahrgänge derselben sind in Böhmen erschienen, und deutsch-böhmische Autoren — Herloßsohn oben an — haben ihren Ruf begründet. Das Streben des böhmischen Verlegers, der das Unternehmen im J. 1846 ins Leben rief war ein sehr achtbares und von großen Erfolgen gekröntes. Manche Perle der deutschen Romanliteratur ist in den alten Jahrgängen des „Album“ vergraben. Später, als sich der Verleger des „Album“ gar zu Vielem zuwandte und auch etwas zu exclusiv der czechisch-nationalen Richtung huldigte, verflachte auch der Inhalt dieser Romanbibliothek. Die Ueberstiedlung nach Wien war ebenfalls nicht vortheilhaft für sie und es war hohe Zeit, daß sie aus dem Banne der Versumpfung durch eine kräftige Hand gelöst wurde. Die Verlagsbehandlung, welche das „Album“ vor anderthalb Jahren in die Hand genommen, hat einen weiten Horizont und das energischste Streben, die besten Schriftsteller Deutschlands um sich zu sammeln und das Unternehmen auf eine Höhe zu heben, die es vordem nie eingenommen, die es aber in vollem Maße verdient, weil es dem deutschen Volke einen jetzt auch ganz salonmäßig elegant ausgestatteten Band deutscher Originalromane guter Autoren für fünfzig Neukreuzer bietet. Es kann nicht fehlen, daß das Unternehmen, das wir mit Rücksicht auf seinen Ursprung und seine Vorgeschichte immer noch ein vaterländisches nennen können, bei dem Ernst, mit dem es jetzt wider angefaßt wird, immer mehr Freunde auch in Deutschböhmen gewinnt, dessen beste schätzenswerthe Kräfte an demselben theilhaftig sind. Alfred Meißner, Lucian Herbert, Josef Raul u. s. w. sind Mitarbeiter des Albums, und unter den Romanen, welche das Album für den Jahrgang 1866 ankündigt, finden wir die Erzählung „Johannes Volk“ von Raul und den historischen Roman „Bis zum Rubikon“ von Lucian Herbert verzeichnet, welcher letztere einen die ganze gebildete Welt beschäftigenden Gegenstand — Das Leben Julius Cäsar's — zum Ausgangspunkt hat.

Aus Deutschböhmen kann es aber nur zu hoher Genugthuung gereichen, wenn wir die einzige Bibliothek deutscher Originalromane, die sich durch Jahrzehende in fester ununterbrochener Continuität erhalten hat, immer mehr prosperiren sehen — ist sie doch, eigenthümlich genug, ein deutsch-böhmisches Landeskind, und als solches uns natürlich doppelt werth.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. J. Virg. Grohmann.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines.





